

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



JAHRBUCH 1991

5555.

Württembergisch Franken

Band 75

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken
1991



V564 / 21

ISSN 0084-3067

Herausgegeben vom Historischen Verein für Württembergisch Franken
Schriftleitung: Franz Moegle-Hofacker

unter Mitarbeit von Manfred Akermann und Rainer Gross

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen

zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen

Titelbild auf Schutzumschlag: Die Keckenburg in Schwäbisch Hall

(Foto: Kern-Atelier, Schwäbisch Hall)

Vorwort

Das Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken zeigt auch für den 1991 erscheinenden Band 75, wie weitgefächert und mit welch großem Engagement württembergisch-fränkische Geschichte und Kultur diskutiert und erarbeitet werden. Die Stellen, an denen die einzelnen Autoren einsetzen und ihre Auseinandersetzung mit selbsterschlossenen, vorgefundenen oder von anderen Forschungen her zugänglichen Quellen und Ergebnissen darlegen, sind nicht von der Redaktion oder irgendeiner Leitung vorherbestimmbar. In der Auswahl und der Art der Bearbeitung der Themen kommen nicht Zufall, wohl aber persönliche Neigung und die Interessen der Autoren zum Ausdruck. Als Ergebnis für all diese Beiträge ergibt sich daraus ein sehr vielschichtiges Jahrbuch, sowohl von den Aspekten der Betrachtungen her gesehen, als auch von der zeitlichen Fächerung.

Der bunte Strauß an Themen und Meinungen hat in all der Vielfalt seinen gemeinsamen Bezug letztlich nur in der Beschäftigung mit dem historisch gegebenen »Kulturraum Württembergisch Franken«. Jede weitere Eingrenzung würde weder die Autoren noch die Leser zusätzlich motivieren. Natürlich gehört zu dieser Offenheit auch die Freiheit, Schwerpunkte zu setzen, wenn sich solche aufgrund von einzelnen Tagungen oder Jubiläen ergeben. Ansonsten jedoch – und über die Aufsätze des Jahrbuchs umfang- und arbeitsmäßig weit hinausgehend – bietet der Historische Verein für Württembergisch Franken gerade für Themen, die sich für einen eigenen Band eignen, gleich zwei Buchreihen an: Die schon traditionelle Schriftenreihe »Forschungen aus Württembergisch Franken« und die neu begründete Reihe »Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken«.

Allen, die zur Aufrechterhaltung und zum Gelingen dieses umfassenden Angebots beitragen, möge die gute Resonanz in- und außerhalb der Region als Ermutigung dazu dienen, die gegebenen Möglichkeiten weiterhin zu nutzen: als Autoren, als Leser und als Teilnehmer am vielseitigen Veranstaltungsangebot des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Erst aus diesem Verbund heraus sind die Bedeutung und die Chance zu erfassen, die in den einzelnen Beiträgen liegen, nämlich die historische Information im weitesten Sinne, die Anregung zu weiterer Forschung und die Möglichkeit zur Diskussion auftretender Sachfragen.

Ich danke allen Autoren, die an diesem Band mitgewirkt haben. Ganz besonders herzlich danke ich aber dem verantwortlichen Schriftleiter, Herrn Oberarchivrat Dr. Franz Moegle-Hofacker, für die Redigierung der Beiträge, Herrn Stadtoberarchivrat Manfred Akermann für die Zusammenstellung der Buchbesprechung und Herrn Kreisarchivar Rainer Gross für die Mitwirkung bei der Erstellung des Registers.

Albert Rothmund
Vorsitzender des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken

Inhalt

	Seite
Dieter B. Seegis, Hans-Dieter Bienert und David W. Gregg: Mesolithische Artefakte aus dem Murrhardter Raum. Ein Beitrag zur Kenntnis zweier Fundplätze unter Berücksichtigung der Herkunft des Rohmaterials	5
Rüdiger Krause: Archäologische Forschungen in Jagsthausen: Neue Ausgrabungen im römischen Lagerdorf. Ein Vorbericht der Grabungen von 1987–1989	23
Gerhard Fritz: Zur Geschichte der Grafen von Löwenstein-Calw	49
Albrecht Bedal: Die Keckenburg in Schwäbisch Hall wird 750 Jahre alt. Zur älteren Baugeschichte eines mittelalterlichen städtischen Turmbaus	57
Christina Sitter: Urteil und Götzendienst Salomons. Ein Beitrag zur Klärung des ursprünglichen Anbringungsortes einer aus der Reformationszeit stammenden Haller Wandvertäfelung	75
Stefan King, Burghard Lohrum und Stefan Uhl: Schloß Untergröningen	95
Anette Colman: Michael Kerns Frühwerk	125
Detlev Pleiss: Ein Schwedisch-Finnischer Schwiegersohn im Hause Hohenlohe	157
J. Hennze: Georg Philipp Wenger (1701–1763) Untertan des Deutschen Ordens und Baumeister zwischen Tauber und Neckar	163
Martina Herber und Ronald Wellenreuther: Die Siedlungs- und Agrarentwicklung des Ginsbachtals seit dem 19. Jahrhundert	195
Klaus Bauer: Johann Friedrich Wilhelm Widenmann (1764–1798) und Max Hermann Bauer (1844–1917). Das Leben und die Bedeutung der beiden Mineralogen	215
Hans P. Müller: Friedrich Hartmann aus Schwäbisch Hall-Wackershofen (1841–1901). Landtags- und Reichstagsabgeordneter der württembergischen Volkspartei	265
Rainer Moritz: Hermann Lenz – ein Hohenloher Schriftsteller?	287
Neue Bücher	299

Verfasser und Herausgeber der besprochenen und angezeigten Werke	334
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1990	335
Nachruf Friedrich Gutöhrlein	345
Ergänzung des Mitgliederverzeichnisses 1990	346
Orts- und Personenregister	348
Verzeichnis der Mitarbeiter	353

Mesolithische Artefakte aus dem Murrhardtter Raum

Ein Beitrag zur Kenntnis zweier Fundplätze unter Berücksichtigung der Herkunft des Rohmaterials¹

VON DIETER B. SEEGIS, HANS-DIETER BIENERT UND DAVID W. GREGG

Die ältesten bisher bekannten Hinweise auf menschliche Anwesenheit im Raum Murrhardt stammen aus dem Mesolithikum², das in Württemberg den Zeitraum von 10000 bis 7500 vor heute³ umfaßt. Als besonderes Charakteristikum dieser Periode gelten kleine geometrische Silexgeräte, die sogenannten Mikrolithen⁴. Sämtliche bisher im Bearbeitungsraum gemachten Funde entstammen Oberflächenbegehungen. Sie wurden zwischen Ende der 30er und Beginn der 50er Jahre von E. und V. Kost (Schwäbisch Hall) sowie W. Nagel (Kirchenkirnberg)⁵, E. Schweizer (Murrhardt) und W. Müller (Vorderwestermurr) durchgeführt⁶. Seit Mitte der 50er Jahre erfolgten Aufsammlungen auch durch R. Schweizer (Murrhardt), F. Mayle und H. W. A. Dürr⁷. In jüngster Zeit wurden Funde von H.-D. Bienert (Murrhardt), Dieter B. Seegis (Schorndorf) und S. Wolfart (Schwäbisch Gmünd) gemacht⁸.

Die Fundpunkte (Abb. 1) befinden sich:

– In Murrhardt im Bereich der Walterichskirche⁹.

1 Die in der Arbeit besonders berücksichtigten Artefakte befinden sich in der Sammlung Bienert/Seegis/Wolfart. Die Ausführungen zur Analyse des Rohmaterials basieren auf Untersuchungen von Dieter B. Seegis (Schorndorf). Frau C. Lauxmann (Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen) sei für die Anfertigung der Artefaktzeichnungen und hilfreiche Kommentare gedankt. Für die kritische Durchsicht des Manuskripts danken wir Herrn Dr. J. Hahn (Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen). Bei den photographischen Aufnahmen leistete H. Quayzin (Murrhardt) Unterstützung.

2 Nachdem zu Beginn dieses Jahrhunderts die Kulturperioden des Paläolithikums und Neolithikums für Württemberg bereits bestimmt waren, setzte man zwischen beide einen kulturellen Hiatus. Erst Ende der 20er Jahre konnte diese Meinung revidiert und ein Mesolithikum, eine Mittelsteinzeit, für Süddeutschland näher definiert werden. Hinweise auf eine solche Periode hatten bereits frühere Grabungen erbracht. Die zum Teil äußerst kleinen Steinartefakte dieser Zwischenstufe waren jedoch damals aufgrund der noch sehr groben Grabungstechnik übersehen worden.

3 Angabe nach C. J. Kind: Das Mesolithikum in Württemberg. In: Planck D. (Hg.): Archäologie in Württemberg: 55–70, 6 Abb.; Stuttgart 1988, S. 58.

4 Zum Mesolithikum Württembergs vgl. J. Hahn: Die frühe Mittelsteinzeit. In: Müller-Beck (Hg.): Urgeschichte in Baden-Württemberg: 363–392, Abb. 221–233, 1 Tab.; Stuttgart 1983; H. Müller-Beck: Die späte Mittelsteinzeit. In: Müller-Beck (Hg.): Urgeschichte in Baden-Württemberg: 393–404, Ab. 234–235; Stuttgart 1983; Kind (wie Anm. 3).

5 Nach Auskunft von Dr. R. Schweizer (Carl-Schweizer-Museum Murrhardt) ist die vormalig im Schulhaus Kirchenkirnberg aufbewahrte Sammlung Nagel bis auf die später ins Carl-Schweizer-Museum verbrachten Stücke verschollen.

6 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 11 (1938–50) S. 21; 12 (1938–51) S. 14, 20.

7 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 14 (1957) S. 160; 15 (1959) S. 130; 16 (1962) S. 202, 204–205.

8 Vgl. Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

9 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 18/2 (1967) S. 104.

- Nördlich von Murrhardt auf den Fluren »Lang« (SSO Hoffeld)¹⁰, »Äußeres Feld« und »Rosenfeld« (S Vordermurrhärle)¹¹, »Lemmerths« (S Kieselhof)¹², »Stock« (WSW Kieselhof)¹³, »Kammes« (WNW Kieselhof)¹⁴, »Spechtshof« (SSW Steinberg)¹⁵.
- Östlich von Murrhardt auf der Flur »Heiden« (SO Hinterbüchelberg)¹⁶.
- Südöstlich von Murrhardt auf den Fluren »Raitberg« (O Köchersberg)¹⁷, »Schönrainäcker« (W Kirchenkirnberg)¹⁸, »Haseläcker« (N Kirchenkirnberg)¹⁹, »Bei den Eichen« (NW Kirchenkirnberg)²⁰, »Hühnerklinge« (NNO Mettelberg)²¹, »Kuhreute« (SSW Mettelberg)²², »Seidenbusch« (OSO Käs-bach)²³.
- Südlich von Murrhardt auf den Fluren »Halde« (S Vorderwestermurr)²⁴, »Bronnen« (S Vorderwestermurr)²⁵, »Mühlhalde« (SW Waltersberg)²⁶, »Bühl« (SW Waltersberg)²⁷, »Waltersberg« (N Eulenhöfle)²⁸.
- Westlich von Murrhardt auf der Flur »Bühl« (S Harbach)²⁹.

Aufgesammelt wurden die Artefakte (Abb. 2) auf Äckern, wo sie durch den Pflug eine häufige Verlagerung erfahren haben. Bei einer lokal begrenzten Fundhäufung kann dann davon ausgegangen werden, daß hier ein ehemals saisonal aufgesuchter Rast- beziehungsweise Lagerplatz mesolithischer Jäger und Sammler vorliegt. Es ist wahrscheinlich, daß die Mesolithiker an solchen Plätzen leichte Behausungen, beispielsweise in Form einfacher Zelte, errichteten, die allerdings archäologisch in Württemberg noch nicht nachgewiesen werden konnten³⁰. In den sandigen, gut durchlüfteten und rasch abtrocknenden Böden des Murrhardter Raums zersetzten sich auch etwaig vorhandene Knochen-, Horn- oder Holz-

10 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 205; Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

11 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 205; Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

12 Vgl. Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

13 Vgl. Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

14 Vgl. Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

15 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 15 (1962) S. 205.

16 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 204.

17 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 11 (1938–50) S. 21; 16 (1962) S. 205.

18 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 15 (1959) 130.

19 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 14 (1957) S. 160.

20 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 15 (1959) S. 130. Unklar sind die Angaben von H. W. A. Dürr in »Fundberichte aus Schwaben« N. F. 16 (1962) S. 204, wo er zwei weitere Fundpunkte anführt, die aber anhand der von ihm gemachten Angaben auf der TK 25 Blatt 7023 bzw. 7024 nicht zu identifizieren sind.

21 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 202.

22 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 202.

23 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 205.

24 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 14 (1957) S. 160; Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984) S. 558.

25 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 12 (1938–51) S. 14.

26 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 205.

27 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 205.

28 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 16 (1962) S. 204.

29 Vgl. Fundberichte aus Schwaben N. F. 11 (1938–50) S. 19.

30 Siehe die Ausführungen bei *Kind* (wie Anm. 3), S. 66.

geräte innerhalb kurzer Zeit, so daß heute Steinwerkzeuge in der Regel den einzig sichtbaren Hinweis auf die Anwesenheit der Mesolithiker bilden.

Durch die mit Ende der Eiszeit einsetzende Klimaveränderung fand in Mitteleuropa eine allmähliche Wiederbewaldung statt. Um 10000 vor heute bestand dieser Wald aus lichten Kiefern-, Birken- und Haselbeständen. Diese Florenzusammensetzung verschob sich um 8000 vor heute zunehmend in Richtung auf einen dichteren Eichenmischwald³¹.

Wie bei den Paläolithikern bildete auch bei den Mesolithikern die Jagd die Grundlage der Nahrungsbeschaffung. Daneben waren Fischfang und das Sammeln von Nahrungspflanzen, Muscheln und Vogeleiern von Bedeutung. Diese vorwiegend anhand von Untersuchungen in Höhlen und unter Felsschutzdächern der Schwäbischen Alb gewonnenen Erkenntnisse³² können aufgrund ähnlicher klimatischer und landschaftlicher Verhältnisse auch auf den Murrhardter Raum übertragen werden.

Unmittelbar nördlich von Murrhardt lassen sich aufgrund der Konzentrationsdichte der vorliegenden Oberflächenfunde zwei mesolithische Rastplätze identifizieren (Abb. 3), die im folgenden näher vorgestellt werden sollen.

Beide Fundpunkte liegen auf einer Verebnung des l. Stubensandsteins südlich beziehungsweise nördlich des Weilers Hoffeld. Fast die gesamte Hochfläche wird heute landwirtschaftlich genutzt. Ausgedehnte Ackerfluren erlauben flächenhafte Begehungen und somit die Erfassung von Artefaktkonzentrationen. Das für die Artefakte verwendete Rohmaterial ist ortsfremd, das heißt es kommt an dieser Stelle von Natur aus nicht vor. Die Auswahl der Rastplätze durch die Mesolithiker erfolgte hier – wie auch an fast allen übrigen Freilandstationen in Württemberg – nach einigen Grundkriterien³³. So liegen beide Lokalitäten auf leicht nach Süden geneigten Hängen, wobei ein sandiger Untergrund eine schnelle Abtrocknung und gute Entwässerung der Oberfläche fördert und deshalb günstige Bedingungen für einen temporären Aufenthalt der Mesolithiker bot³⁴. Ein weiteres sehr wichtiges Kriterium war die Nähe zu Frischwasser, das bei Hoffeld am Ostrand der Verebnung an mehreren Quellaustritten heute noch zur Verfügung steht.

Die erste Fundkonzentration liegt ca. 300 m südsüdöstlich von Hoffeld auf der Flur »Lang« (Abb. 3, 4). Bei den 185 Fundstücken handelt es sich vorwiegend um kleine, teilweise klingenförmige Abschläge. Daneben erscheinen einige wenige geometrische Mikrolithen sowie bearbeitete Artefaktfragmente (Abb. 5). Folgt man der von Taute anhand von Grabungen in Höhlen und unter Felsschutzdächern erarbeiteten zeitlichen Gliederung des Mesolithikums³⁵, so fallen fast alle

31 Vgl. hierzu *Kind* (wie Anm. 3), S. 61.

32 Vgl. hierzu *Hahn* (wie Anm. 3), S. 363–392; *Müller-Beck* (wie Anm. 3), S. 393–404; *Kind* (wie Anm. 3), S. 65f.

33 Vgl. hierzu *K. L. Kvamme* und *M. A. Jochim*: The environmental basis of mesolithic settlement. In: *Bonsall, C.* (Hg.): *The Mesolithic in Europe*: 1–12, 5 Abb.; Edinburgh 1985, S. 3f.

34 Vgl. hierzu auch *Hahn* (wie Anm. 4), S. 369.

35 Vgl. hierzu *W. Taute*: Untersuchungen zum Mesolithikum und Spätpaläolithikum im südlichen Mitteleuropa. Habilitationsschrift Univ. Tübingen 1971; *W. Taute*: *Neue Forschungen zur Chronologie*

typologisch datierbaren Mikrolithen in ein frühes Mesolithikum³⁶, das heißt ins sogenannte Beuronien A beziehungsweise B. Ein stark ungleichschenkliger Dreiecksmikrolith gehört ins Beuronien C (Abb. 5 unten rechts). Dieser Befund läßt darauf schließen, daß der Ort schwerpunktmäßig im Frühmesolithikum von den Jägern und Sammlern aufgesucht wurde.

Eine zweite Fundkonzentration findet sich ca. 500 m nordnordwestlich von Hof-feld auf der Flur »Äußeres Feld« (Abb. 3, 6, 7). Hier ist die Fundkonzentration aber deutlich geringer. Neben 32 kleinen, wiederum teils klingenförmigen Abschlägen erscheinen im Fundspektrum vier Kerne, eine schräg endretuschierte Mikrospitze (Abb. 7 links), ein Stichel und eine bilateral retuschierte Kerbklinge sowie ein geometrischer Mikrolith. Entsprechend dem Fundinventar dürfte dieser zweite Rastplatz zeitlich mit oben beschriebener erster Lokalität korrelieren.

Die Mikrolithen waren zumeist in Holzpeilen oder -speeren eingesetzt, wo sie als Schneiden oder Spitzen dienten³⁷. Eine Rekonstruktionsskizze (Abb. 8) verdeutlicht die Funktion.

Zur Herstellung der Artefakte wurde fast ausschließlich Horn- beziehungsweise Feuerstein verwendet, der sich durch außerordentliche Härte auszeichnet und die Möglichkeit bietet, durch Abschlag sehr scharfe Kanten zu erzielen.

Die allermeisten Horn- beziehungsweise Feuersteine bestehen nahezu vollständig – von Verunreinigungen einmal abgesehen – aus dem Mineral Quarz, enthalten manchmal aber auch beträchtliche Anteile an Opal. Quarz ist die kristalline Form des Siliziumdioxids (SiO_2) und tritt in einer ganzen Reihe von Varianten auf, die – je nach Herkunft – in wechselnder Menge am Aufbau eines Feuersteins beteiligt sind. Opal ist die amorphe (nicht-kristalline) Form des SiO_2 . Er ist metastabil und kommt daher nur noch in Kieselgesteinen vor, die jünger als Oberkreide sind³⁸.

Für die aus feinkörnigem Quarz aufgebauten Gesteine ist eine ganze Anzahl von Begriffen in Gebrauch, die allerdings meist nur sehr unscharf voneinander abgetrennt sind. Sehr verbreitet ist die Bezeichnung »Hornstein« oder »Flint«, die in dieser Arbeit als Synonym zu »Feuerstein« verwendet wird³⁹. Im Französischen üblich, aber auch bei uns gebräuchlich, ist der Name »Silex«. Im englischsprachigen Bereich wird sehr oft die Bezeichnung »chert« benutzt. »Karneol« ist eine durch Eisenoxide rot gefärbte Spielart des Hornsteins. »Jaspis« wird gewöhnlich als Überbegriff für alle undurchsichtigen, feinkristallinen und aufgrund starker Verunreinigungen in verschiedenen Farben auftretenden Quarzgesteine verwen-

von Spätpaläolithikum und Mesolithikum in Süddeutschland. In: Archäolog. Infor. 2–3, 59–66, 4 Abb.; Tübingen 1973/74; Kind (wie Anm. 3), S. 56–58, 63.

36 Eine Übersicht der für die einzelnen Zeitstufen charakteristischen Stücke findet sich bei Tautte (1973/74, wie Anm. 5), Abb. 3; Hahn (wie Anm. 4), Abb. 230; Kind (wie Anm. 3), Abb. 4.

37 Vgl. hierzu Kind (wie Anm. 3), S. 62.

38 Vgl. H. Füchtbauer: Kieselgesteine. In: Füchtbauer, H. (Hg.): Sedimente und Sedimentgesteine, 4. Aufl.: 501–542, 26 Abb., 3 Tab.; Stuttgart 1988, S. 501.

39 Für Kieselknollen aus dem Jura wird in der Regel der Name Hornstein verwendet, während Verkieselungen aus dem Keuper, ebenso wie aus der Kreide, oft als Feuerstein bezeichnet werden.

det⁴⁰. »Achat« ist konzentrisch gebändert und aus dünnen Lagen der Quarzvarietät Chalcedon sowie aus feinkörnigem Quarz aufgebaut.

Der mineralogische Aufbau eines Hornsteins läßt sich durch die Anfertigung von Dünnschliffen⁴¹, die dann unter dem Polarisationsmikroskop untersucht werden, ermitteln.

Die Grundmasse der in der vorliegenden Arbeit behandelten Hornsteine besteht aus sehr feinen Quarzkristallen⁴², dem Mikroquarz. Darin eingesprengt sind oft büschelartige Aggregate aus feinen Fasern, bei denen es sich um die Quarzvarietät Chalcedon handelt. Eine weitere, aber etwas seltenere faserige Varietät ist der Quarzin⁴³. Ferner kommt der Zebrachalcedon, bei dem die Fasern um ihre Längsachse verdrillt sind, vor.

Schließlich tritt »normaler« Quarz mit einer Korngröße über 20 Mikron auf, der Megaquarz. Wenn er frei in Hohlräume des Hornsteins hineinwachsen konnte, kam es zur Ausbildung von Kristallflächen, und es konnten kleine Bergkristalle entstehen. Solche mit Kristallen ausgekleideten Hohlräume nennt man Drusen. Behinderten sich dagegen die Kristalle beim Wachstum gegenseitig, entstanden Gruppen aus unregelmäßig aneinandergrenzenden Kristallen, die als Pflaster- oder Mosaikquarz bezeichnet werden.

Die meisten Hornsteine entstanden durch die Verdrängung eines bereits vorhandenen Kalkgesteins durch SiO₂, vermutlich entlang eines feinen Lösungsfilms⁴⁴. Dabei wurden sehr oft Feinstrukturen des Kalkes, beispielsweise Mikrofossilien, in den Hornstein übernommen. Diese Reliktstrukturen sind für die Herkunftsbestimmung eines Hornsteins von allergrößter Bedeutung. Sie treten an oberflächlich angewitterten Stücken – wie es viele Artefakte, die jahrtausendlang im Boden gelegen haben, sind – besser hervor und können durch Anfeuchten noch deutlicher hervorgehoben werden. Die Farbe eines Hornsteins ist dagegen wenig wichtig, da sie allem Anschein nach von der Art des Bodens abhängt, in dem der Hornstein über lange Zeit lag.

Beim Anschlagen von Hornsteinen entstehen typische rundliche, konzentrisch gestreifte, napfförmige Bruchflächen. Man spricht von einem »muscheligen Bruch«, da die konkaven Bruchflächen an Abdrücke von Muscheln mit ihrer

40 Ausgenommen davon ist der Radiolarit, der überwiegend aus den Kieselskeletten von Einzellern (Radiolarien) besteht.

41 Dünnschliffe sind auf einen Objektträger aufgeklebte Gesteinsplättchen, die auf eine Dicke von etwa 25 Mikron heruntergeschliffen wurden, um sie für die Lichtmikroskopie transparent zu machen. Dünnschliffbilder und mineralogische Beschreibungen von Hornsteinen finden sich bei S. Vetter: Strukturen von Feuersteinen des Muschelkalk, Keuper und Weißjura 8/E in Württemberg. Dipl.-Arb. Univ. Stuttgart: 62 S., 29 Abb., 1 Tab.; Stuttgart 1954.

42 Der Durchmesser der Kristalle beträgt ca. 1–20 Mikron.

43 Quarzin unterscheidet sich vom Chalcedon durch die Orientierung der Fasern in Bezug auf ihre kristallographischen Achsen, was sich unter dem Polarisationsmikroskop erkennen läßt.

44 R. G. Maliva und R. Stever: Nodular chert formation in carbonate rocks. In: J. Geol. 97: 421–433, 3 Abb.; Chicago 1989.

Anwachsstreifung erinnern. Dieser muschelige Bruch ist bei feinkörnigem Material am deutlichsten ausgeprägt⁴⁵.

Bei den im untersuchten Murrhardter Fundinventar vorliegenden Hornsteintypen lassen sich in Bezug auf Herkunft, Merkmale und schlagtechnische Eigenschaften drei Typen unterscheiden. Sie können aufgrund ihrer charakteristischen Merkmale fast immer zweifelsfrei zugeordnet werden, auch in kleinen Exemplaren, wie sie in meso- oder neolithischen Artefaktserien die Regel sind⁴⁶.

Der erste Typus sind die Jura-Hornsteine. Sie leiten sich aus den höheren Schichten des Weißen Juras der Schwäbischen Alb ab, wo sie als rundliche, abgeflachte oder unregelmäßig geformte Knollen auftreten. Die Oberfläche zeigt eine weiße Rinde (Cortex)⁴⁷. Gewöhnlich sind sie grau bis weiß gefärbt und besitzen aufgrund ihrer Feinkörnigkeit⁴⁸ besonders gute schlagtechnische Eigenschaften. Da sie marinen Kalken entstammen, enthalten sie oft Fossileinschlüsse wie Schwammnadeln, Muschel- und Brachiopodenschalen oder Gehäuse von Einzellern aus der Gruppe der Foraminiferen.

Am einfachsten lassen sich Jura-Hornsteine an den meist vorhandenen Schwammnadeln erkennen. Diese erscheinen im Querschnitt als oft helle, runde Punkte von etwa 60–80 Mikron Durchmesser mit einem dunkleren, ehemaligen Zentralkanal. Im Längsschnitt sind es nadelförmige, teilweise gegabelte Gebilde (Abb. 9). Drusen sind selten. In vielen Fällen zeigt die Grundmasse im Auflicht eine extrem feine, körnige Struktur, was ein weiteres Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Horn- beziehungsweise Feuersteintypen ist. Jura-Hornsteine enthalten relativ wenige Risse und waren daher für die Herstellung auch größerer Artefakte geeignet.

Der zweite Typus sind die Keuper-Feuersteine. Nennenswerte Mengen an primären Feuersteinen kommen im Keuper Württembergs in zwei Horizonten vor: zum einen in den Krustenkarbonaten des Stubensandsteins⁴⁹, zum andern in lokal auftretenden Kalken des höheren Knollenmergels.

Feuersteine aus dem Stubensandstein sind in Württemberg anscheinend nicht zu Artefakten verarbeitet worden, wohl wegen ihrer geringen Größe und schlechten Qualität. In Bayern dagegen kommen im Burgsandstein, der dem württembergischen Stubensandstein entspricht, umfangreiche Feuersteinlagerstätten vor, die örtlich zur Geräteherstellung genutzt wurden⁵⁰.

45 J. Müller und M. Warth: Kieselsäurewanderungen in südwestdeutschen Sedimenten und die Bildung lokaler Silix-Werkstoffe der Steinzeitkulturen. In: Mittbl. Archaeologica venatoria 9: 4–23, 2 Abb.; Tübingen 1985, S. 13.

46 In vielen Fällen ist die Verwendung eines Binokulars – Vergrößerung etwa 10–40fach – notwendig, um auch feinere Strukturen erkennen zu können.

47 Die Rinde entsteht während des Wachstums der Hornsteinknolle durch eine unvollständige Verkiezelung im Grenzbereich zwischen Knolle und umgebendem Kalk.

48 Die Korngröße beträgt meist 3–5 Mikron.

49 Dort sind sie meist selten und normalerweise sehr klein.

50 Vgl. H. Löhr, W. Schönweiß: Keuperhornstein und seine natürlichen Vorkommen. In: Archäolog. Infor. 10 (2), 126–137, 1 Abb.; Tübingen 1987, S. 132, 134.

Der weitaus größte Teil der Keuper-Feuersteine in Württemberg entstammt dem höheren Knollenmergel. Diese Feuersteine wurden früher meist dem Stubensandstein oder dem Oberkeuper zugerechnet⁵¹. Durch jüngste Untersuchungen⁵² wurde jedoch die Zugehörigkeit zum Knollenmergel nachgewiesen. Die Feuersteine treten als Bänder und Putzen in lokalen Kalk- und Tonsteinvorkommen auf, die als Ablagerungen extrem flacher, häufig austrocknender Seen anzusprechen sind⁵³. Durch die Verwitterung der Kalke sind die Feuersteine in Form von Schuttdecken an zahlreichen Stellen angereichert worden.

Knollenmergel-Feuersteine sind farblich sehr variabel. Neben den im Raum Murrhardt dominierenden weißen Farben kommen braune, rote, honigfarbene, graugelbe und sogar schwarze Farbtönungen vor.

Anders als die Jura-Hornsteine enthalten die Knollenmergel-Feuersteine keinerlei Hartteile tierischer Organismen. Dennoch sind sie – im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Meinung – nicht ganz fossiler. Das wichtigste Merkmal sind schlauchförmige, innen mit gröberem, glasartig-körnig erscheinendem Quarz und randlich mit milchig erscheinendem Chalcedon ausgefüllte Strukturen⁵⁴, die oft in größerer Zahl auftreten (Abb. 10). Es sind ehemalige Wurzelstrukturen, die bei der Verkieselung der Kalke übernommen wurden. In seltenen Fällen sind auch noch die Zellstrukturen der Wurzeln überliefert. An den in dieser Arbeit untersuchten Artefakten konnten solche Zellstrukturen allerdings nicht nachgewiesen werden. Die körnigen, glasartigen Quarzaggregate können auch einzeln in die Feuerstein-Grundmasse eingesprengt sein. Sie sind bei mikroskopischer Betrachtung meist gut erkennbar und bilden ein gutes Kriterium zur Identifizierung der Knollenmergel-Feuersteine.

Das zweite wichtige Merkmal der Knollenmergel-Feuersteine sind Reliktstrukturen von zahlreichen Karbonatrundkörpern, deren Größe zwischen 0,1 mm und mehreren Zentimetern schwankt. Diese Rundkörper (Abb. 11) bilden gewöhnlich Gruppen oder Lagen, wobei oft ganz verschiedene Größen nebeneinander liegen. Die

51 *K. Weinland*: Geologische Untersuchungen in den Löwensteiner Bergen und im Mainhardter Wald. Diss. TH Stuttgart: 109 S., 3 Abb., 3 Taf.; Würzburg 1933, S. 39–42; *E. Eisenhut*: Das Rät-Kohlenvorkommen von Mittelbronn (vorläufige Mitteilung). In: Jh. geol. Landesamt Baden-Württ. 1: 233–238, Abb. 28; Freiburg i. Br. 1955; *E. Eisenhut*: Stubensandstein und Obere Bunte Mergel in Nordwürttemberg. In: Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver., N. F. 40: 145–169, 4 Abb., 1 Taf.; Stuttgart 1958, S. 160; *E. Eisenhut*: Ein Naturdenkmal auf dem Flinsberg bei Oberrot. In: Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Baden-Württ. 36: 164–168, 1 Abb.; Ludwigsburg 1968; *E. Eisenhut*: Die Feuersteine vom Kieselberg bei Gaildorf. In: Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Baden-Württ. 41: 155–158, 1 Abb.; Ludwigsburg 1973; *S. Müller*: Feuersteinlehme und Streuschuttdecken in Ost-Württemberg. In: Jh. geol. Landesamt Baden-Württ. 3: 241–262, Abb. 34–35; Freiburg i. Br. 1958, S. 257.

52 *D. B. Seegis*: Geologische Kartierung auf Blatt 6923 Sulzbach a. d. Murr, SE-Teil. Teil 1, Schichtenfolge. Dipl. Arb. Univ. Stuttgart: 52 S., 35 Abb., 1 Tab.; Stuttgart 1987, S. 26–31. *D. B. Seegis, M. Goerigk*: Lakustrine und pedogene Sedimente im Knollenmergel (Mittl. Keuper, Obertrias) des Mainhardter Waldes (Nordwürttemberg) – in Vorbereitung –. Bereits Hezel hatte die Zugehörigkeit der Feuersteine zum Knollenmergel erkannt; *G. Hezel*: Die Feuersteine des Keupers im nordöstlichen Württemberg, ihre Entstehung, Lagerung und Verbreitung. Diss. TH Stuttgart: 125 S., 2 Abb., 4 Tab., 3 Kt.; Stuttgart 1947.

53 Vgl. *Seegis, Goerigk* (wie Anm. 52).

54 Sie weisen einen Durchmesser zwischen 0,2 und 1 mm auf.

Rundkörper entstanden im Kalk, der heute durch die Verkieselung als Feuerstein vorliegt, durch wiederholtes Trockenfallen und Überfluten von Kalkschlamm im Uferbereich von Seen. Typisch für die Keuper-Feuersteine – sowohl des Knollenmergels wie auch des Stuben- beziehungsweise Burgsandsteins – sind ferner Mikroachate⁵⁵. Sie entstanden durch Abscheidung wandparalleler SiO₂-Lagen in Hohlräumen. Sie erfüllen einerseits primäre Hohlräume, die im Kalk vorhanden waren⁵⁶ und andererseits einstige Hohlräume im Feuerstein, die durch die Herauslösung von bei der Verkieselung ausgesparten Karbonatknollen entstanden sind. In manchen Stücken beobachtet man rhomboedrische Hohlformen⁵⁷, die auf aufgelöste Karbonat-Rhomboeder in der Feuerstein-Grundmasse zurückgehen. Auch sie sind zur Identifizierung von Knollenmergel-Feuersteinen geeignet, da sie in Jura-Feuersteinen anscheinend sehr viel seltener und vor allem kleiner vorkommen.

Schließlich treten in den Knollenmergel-Feuersteinen gelegentlich kleine Drusen auf, die mit gedrungenen Quarzkriställchen ausgekleidet sind. Bei nur milimetergroßen Drusen haben die Quarzkriställchen zumeist den ganzen Hohlraum ausgekleidet.

Knollenmergel-Feuersteine zeigen sehr oft zahlreiche, engständige Risse. Dies hat zur Folge, daß sich gewöhnlich nur zentimetergroße rißfreie Stücke gewinnen lassen. Sie eigneten sich deshalb besonders für die Herstellung mesolithischer Mikrolithen. Die Häufigkeit der Risse hängt sehr stark vom Grad der Verwitterung ab, dem ein Feuersteinblock ausgesetzt war. Größere, seit langem an der Erdoberfläche liegende Blöcke zeigen insbesondere an ihrer Oberfläche ein enges Netz von Rissen. Frischere Blöcke, besonders aus tonigen Sedimenten, weisen dagegen sehr viel weniger Risse auf und ließen sich auch zur Herstellung größerer Artefakte verwenden.

Früher glaubte man, diesen Qualitätsunterschied der Feuersteine auf die Herkunft aus verschiedenen geologischen Horizonten zurückführen zu können. Man stellte die rissigen Feuersteine, die seit langem an der Oberfläche liegen, in den Stubensandstein, die homogenen Stücke hingegen in den Oberkeuper⁵⁸. In Wirklichkeit entstammen aber alle diese Feuersteine dem Knollenmergel⁵⁹. Die homogenen, qualitativ besseren Feuersteine gelangten in größeren Mengen oft erst durch bergbauliche Maßnahmen der letzten Jahrhunderte an die Oberfläche⁶⁰ und kommen darüberhinaus aus tonigen Sedimenten, die anscheinend einen besseren Schutz vor Verwitterung bewirkten.

Im für diese Arbeit untersuchten Artefaktmaterial fand sich ein einzelner Feuerstein⁶¹, der wahrscheinlich weder dem Jura noch dem Keuper entstammt. Es ist ein ausgesprochen transparenter, leicht honigfarbener Feuerstein, der außer

55 Mikroachate sind kleine, meist etwa 0,5–3 mm große Achate, deren Zentrum gewöhnlich mit größerem Quarz gefüllt ist.

56 Es handelt sich dabei um Wurzelhöhlräume und Zwickel zwischen Karbonat-Rundkörpern.

57 Sie weisen einen Durchmesser zwischen 0,1 und 1 mm auf.

58 Vgl. Müller (wie Anm. 51), S. 257; Eisenhut (wie Anm. 51).

59 Vgl. hierzu die Ausführungen in Seegis, Goerigk (wie Anm. 52).

60 Diese Feuersteine sind gewöhnlich mit kleinen Kohlelinsen verknüpft, z. B. bei Mittelbronn und Obergörningen.

61 Das Objekt befindet sich unter der Inventarnummer 40/1 in der Sammlung Bienert/Seegis/Wolfart. Es wurde auf Flur »Lang« gefunden.

schwachen weißen Schlieren keine Strukturen enthält. Er bricht hervorragend muschelrig, ist also wohl sehr feinkörnig. Die vollständige Übereinstimmung mit typischen Kreide-Feuersteinen läßt vermuten, daß auch hier ein solcher vorliegt. Kreide-Feuersteine sind im norddeutschen Raum, zum Beispiel an der Nord- und Ostseeküste, weit verbreitet und wurden dort schon in frühester Zeit in umfangreichem Maße zur Werkzeugherstellung genutzt.

Ein weiteres Einzelstück⁶² aus dem Artefaktmaterial sei ebenfalls erwähnt. Es zeigt ein Gefüge aus sehr feinen, wirr verfilzten Nadeln. Weitere Funde dieses Materials müssen abgewartet werden, denn erst ein häufigeres Auftreten in den Fundinventaren und detaillierte mineralogische Untersuchungen dürften Rückschlüsse auf das Herkunftsgebiet zulassen.

Die Auszählung der Artefakte beider Fundpunkte ergab folgendes: Es wurden insgesamt 225 Stücke erfaßt. Davon waren 174 aus Jura-Hornstein gefertigt, 49 aus Keuper-Feuerstein, eines wahrscheinlich aus Kreide-Feuerstein und eines nicht zu bestimmen.

63 % der mesolithischen Artefakte im untersuchten Murrhardter Fundmaterial zeigen eine rötliche bis violette Färbung und einen charakteristischen seidigen Glanz. Diese Erscheinung geht auf eine starke Erhitzung des Materials zurück, die – nach der Häufigkeit solcher Stücke zu urteilen – gezielt vorgenommen wurde, um die Qualität des Rohmaterials zu verbessern. Bei diesem als »Tempern« bezeichneten Erhitzen findet eine Ansinterung der feinen Kriställchen statt, die zu einem glatteren und einheitlicheren Bruch führt⁶³.

Die sorgfältige Untersuchung der natürlichen Feuerstein-Vorkommen wie auch der Artefakte läßt bemerkenswerte Rückschlüsse auf die Herkunft des während des Mesolithikums verwendeten Materials zu. Danach ergeben sich für die bisher untersuchten mesolithischen Artefakte aus dem Murrhardter Raum folgende Herkunftsgebiete (Abb. 12):

Die nächstgelegenen Vorkommen von Jura-Hornstein liegen in den quartären Flußschottern des Kochers und der Rems. Sie enthalten Gerölle von Weißjura-Feuersteinen aus dem jeweiligen Einzugsgebiet, also der Ostalb. Aus diesen Schottern dürften die Mesolithiker und später auch die Neolithiker einen Großteil ihres Rohmaterials aufgesammelt haben⁶⁴. Eine direkte Herkunft von der Schwäbischen Alb ist dagegen wegen der größeren Entfernung und der Häufigkeit der Jura-Feuersteine im Fundinventar wenig wahrscheinlich. Die Mindestentfernung der Murrhardter Hornstein-Artefakte vom ursprünglichen Vorkommen beträgt für das Remstal etwa 20 und für den Kocher etwa 15 km.

Die Herkunft der Keuper-Feuersteine läßt sich dagegen präziser erfassen. Im Murrhardter Material dominieren die weißen Feuersteine, wie sie für das ausgedehnte

62 Das Objekt befindet sich unter der Inventarnummer 11/1 in der Sammlung Bienert/Seegis/Wolfart. Es wurde auf Flur »Lang« gefunden.

63 Vgl. *Hahn* (wie Anm. 4), S. 370; *Kind* (wie Anm. 3), S. 62.

64 Hinweise auf die Herkunft der Hornsteine kann auch der Zustand der Rinde geben. Stammen die Steine aus Flußschottern, so ist die Rinde gewöhnlich bis auf eine dünne Lage abgeschliffen, und bei längerem Transport sind die Kanten deutlich gerundet.

Vorkommen des Flinsbergs bei Oberrot charakteristisch sind. An diesem heute als Naturdenkmal ausgewiesenen Vorkommen treten große, ausgewitterte Feuersteinblöcke auf. Kleine Feuersteinstücke sind als Streuschutt besonders in südöstlicher Richtung sehr verbreitet. Von diesem Vorkommen stammt sicherlich ein großer Teil der Keuper-Feuersteine, die die Mesolithiker bei Murrhardt verarbeitet haben⁶⁵. Die mesolithischen Keuper-Feuerstein-Artefakte vom Hoffeld wurden also über eine Entfernung von 5–6 km von der ursprünglichen Lagerstätte transportiert.

Die Flinsberg-Feuersteine galten lange als ein Musterbeispiel für Stubensandstein-Feuersteine⁶⁶, da sie – oberflächlich betrachtet – im Stubensandstein zu liegen scheinen. Jüngste Kartierungen und petrographische Untersuchungen⁶⁷ haben aber gezeigt, daß es sich lediglich um Erosionsrelikte aus verkieselten Knollenmergel-Kalken handelt, die heute als Schuttdecke auf Stubensandstein lagern. In geringer Entfernung vom Flinsberg – zwischen Mannweiler und Konhalden – lassen sich solche verkieselten, feuersteinführenden Knollenmergel-Kalke im Schichtverband noch beobachten. Aus diesem Fundgebiet dürfte ein weiterer Feuerstein⁶⁸ des vorgestellten Artefaktmaterials stammen, der durch seine schwarze Farbe auffällt. Schwarze Keuper-Feuersteine fanden sich in der weiteren Umgebung von Murrhardt bisher nur an einem Punkt: am »Bühl«, einer kleinen Bergkuppe bei Konhalden westlich Oberrot. So läßt sich vermuten, daß er einst dort aufgefunden wurde.

Weitere Vorkommen von Keuper-Feuersteinen im nördlichen Württemberg liegen auf dem Frankenberge bei Oberrot, dem Steinbühl bei Westheim am Kocher, auf dem Kieselberg bei Gaildorf sowie bei Mittelbronn und Obergröningen auf der Frickenhofer Höhe. Obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Proben im untersuchten Material von einer dieser Stellen stammen, fehlen doch die für jede dieser Lokalitäten typischen Feuersteinvarianten⁶⁹. Die genaue Herkunft des mutmaßlichen Kreide-Feuersteins ist dagegen nicht mehr zu ermitteln, da diese Feuersteine nicht zuletzt durch die Gletscher während der pleistozänen Vereisung im norddeutschen Tiefland weit verschleppt wurden. Dennoch könnte er auf möglicherweise im Mesolithikum erfolgte Wanderbewegungen beziehungsweise Handelsbeziehungen in den norddeutschen Raum hindeuten.

65 Vgl. F. A. v. Quenstedt: Begleitworte zur Geognostischen Spezialkarte von Württemberg. Atlasblatt Hall. 40 S.; Stuttgart 1980, S. 39. Bereits Quenstedt hatte vermutet, daß die Flinsberg-Feuersteine schon in frühester Zeit als Artefaktrohstoff dienten.

66 Vgl. Eisenhut (1968 – wie Anm. 51).

67 Vgl. Seegis (wie Anm. 52), S. 26–31; M. Goerigk: Geologische Kartierung auf Blatt 6923 Sulzbach SE. Teil II, Tektonik. Dipl.-Arb. Univ. Stuttgart: 37 S., 19 Abb., 1 Beil.; Stuttgart 1987, S. 14; Seegis, Goerigk (wie Anm. 52).

68 Das Objekt befindet sich unter der Inventarnummer N 20 in der Sammlung Bienert/Seegis/Wolfart. Es wurde auf Flur »Lang« gefunden.

69 Als Beispiel seien genannt: Frankenberge: graue Feuersteine; Steinbühl und Kieselberg: honigfarbene Stücke; Mittelbronn: dunkle bis blaugraue Feuersteine; Obergröningen: weiße Feuersteine mit schwarzen Linien und Punkten.

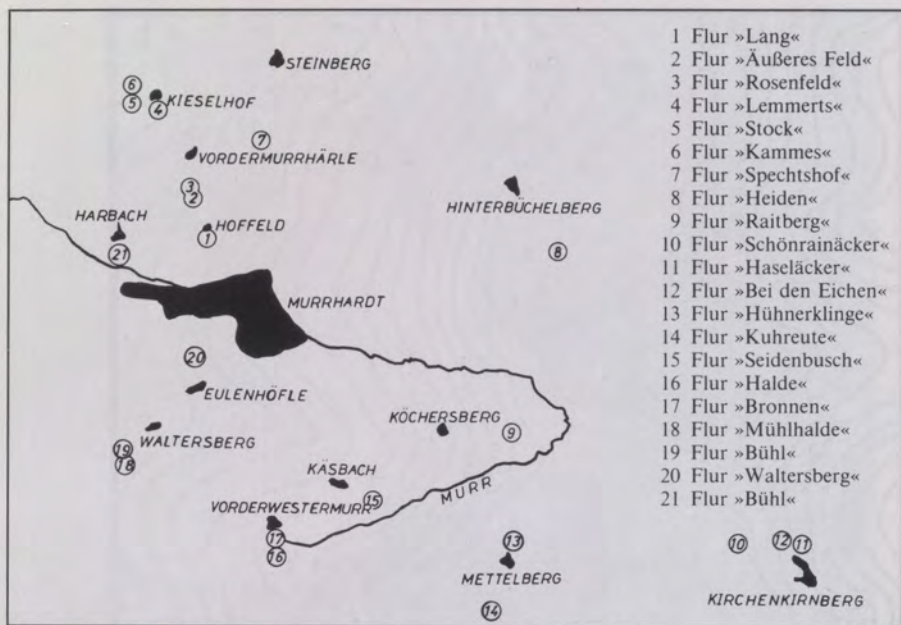


Abb. 1 Übersicht über die mesolithischen Fundpunkte im Raum Murrhardt



Abb. 2 Mesolithische Artefakte von den Fluren »Lang« und »Äußeres Feld«

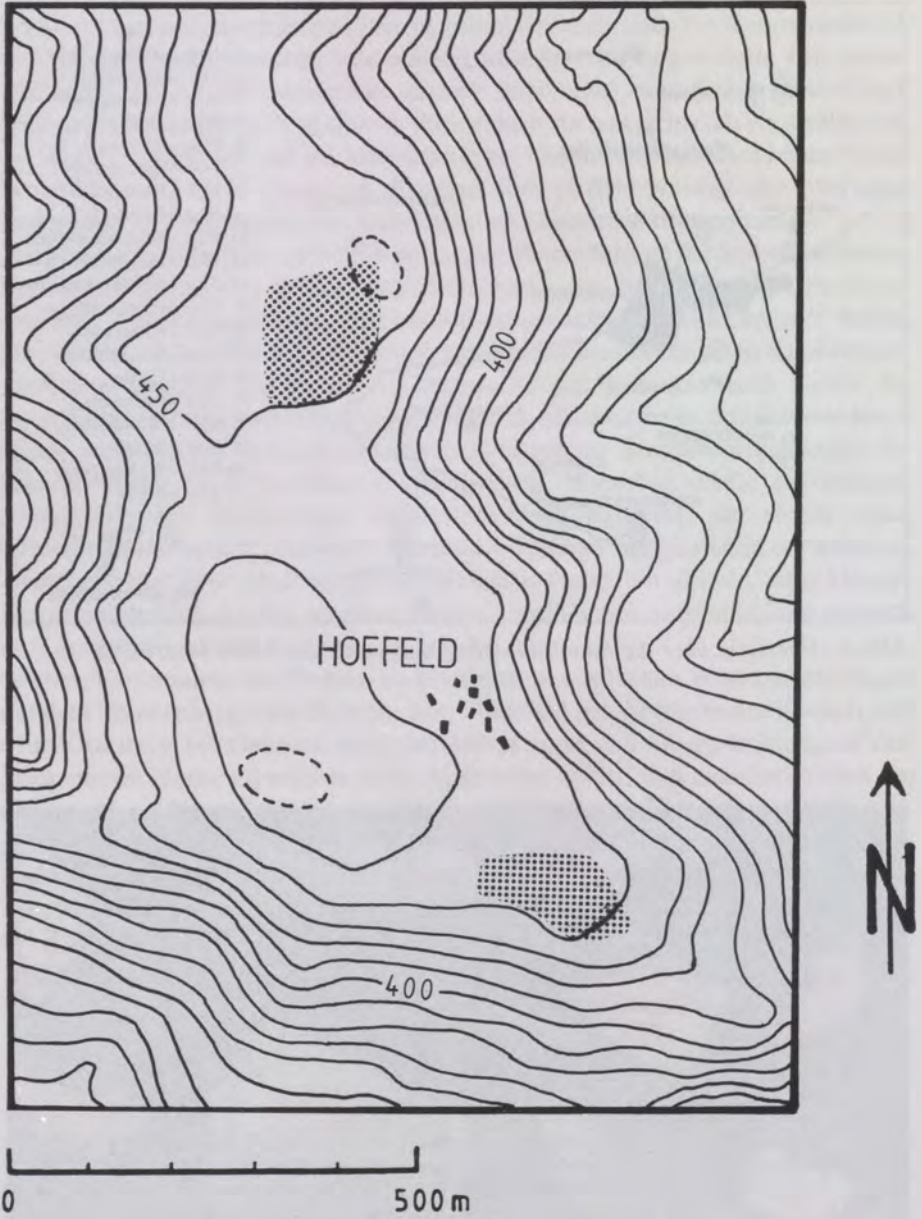


Abb. 3 Übersicht über die Fundplätze (gerasterte Felder) bei Hoffeld



Abb. 4 Blick vom Wasserbehälter Hoffeld nach SO auf die Flur »Lang« mit dem mesolithischen Rastplatz (Bildmitte)

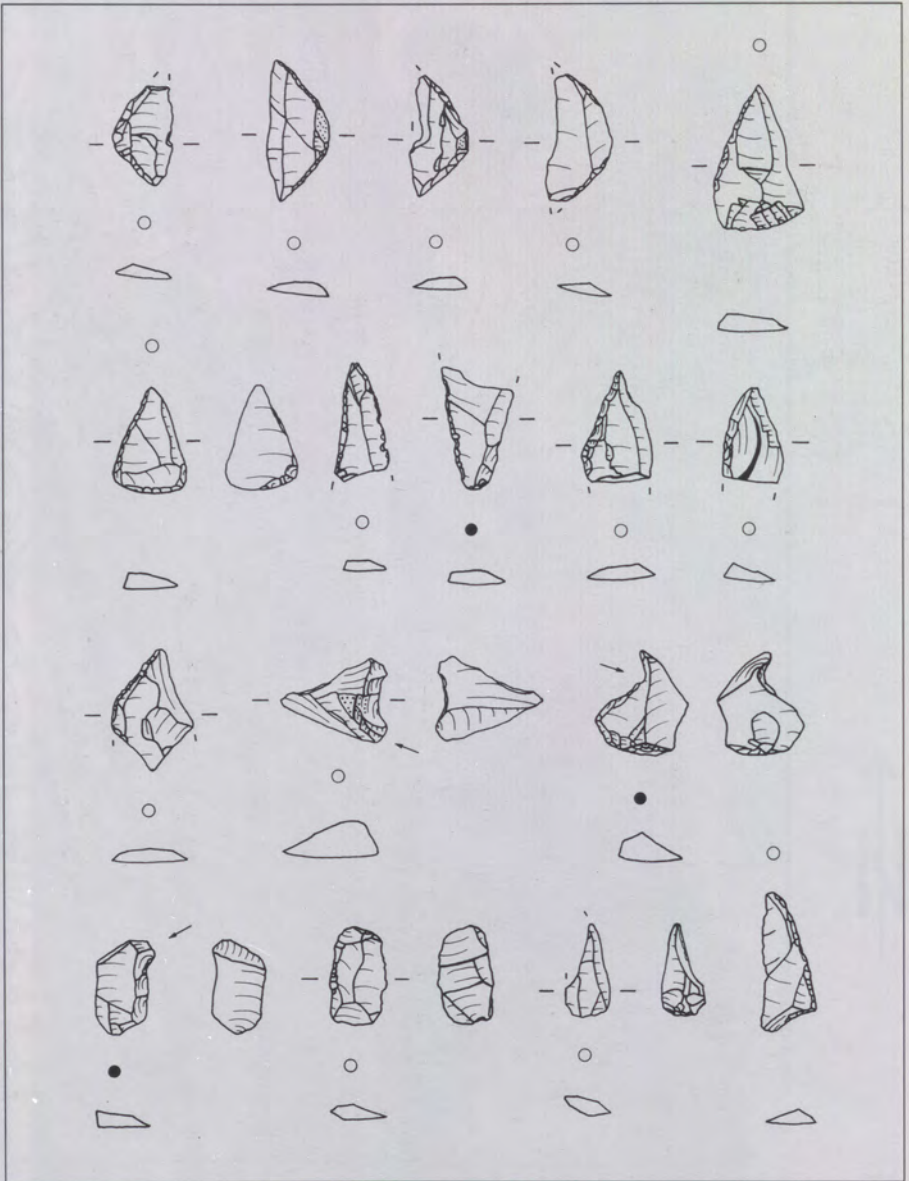


Abb. 5 Eine Auswahl der auf Flur »Lang« gemachten mesolithischen Artefaktfunde



Abb. 6 Blick vom Wasserbehälter Hoffeld nach NO auf die Flur »Äußeres Feld« mit dem mesolithischen Rastplatz (Bildmitte)

Abb. 8 Rekonstruktionsskizze mesolithischer Geräte mit Horn- beziehungsweise Feuersteineinsätzen (Umzeichnung nach Hahn [1983] Abb. 226 rechts und Müller-Beck [1983] Abb. 235 Mitte)

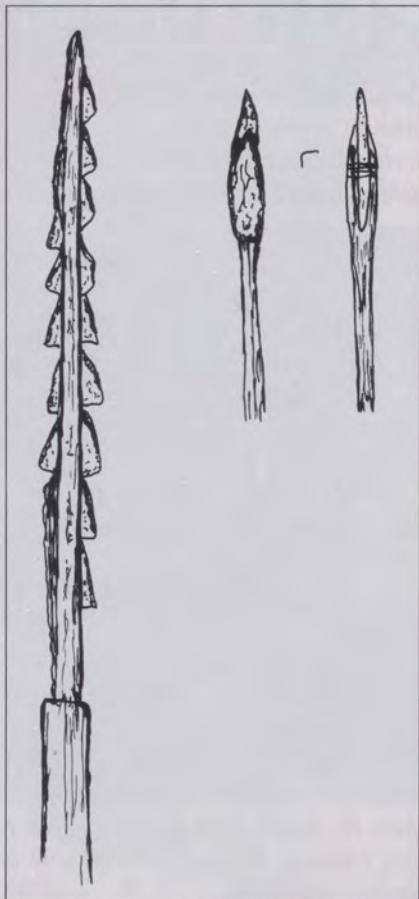
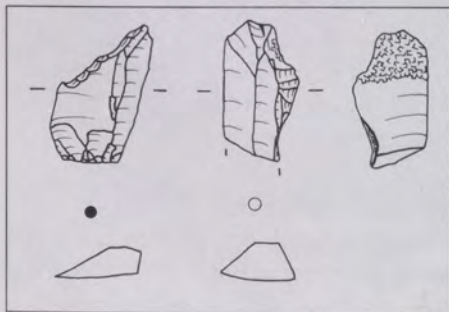


Abb. 7 Zwei der auf Flur »Äußeres Feld« gemachten mesolithischen Artefaktfunde



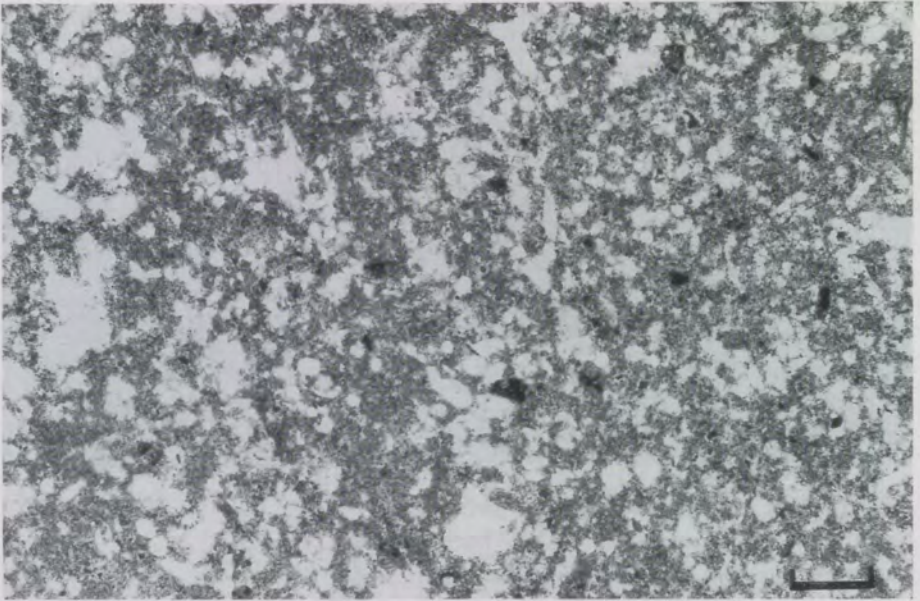


Abb. 9 Dünnschliffaufnahme eines Jura-Hornsteins aus den Rems-Schottern bei Winterbach. Zahlreiche Schwammnadeln sind im Querschnitt (helle Punkte) und Längsschnitt (nadelige Gebilde) erkennbar (Maßstab entspricht 1 mm)

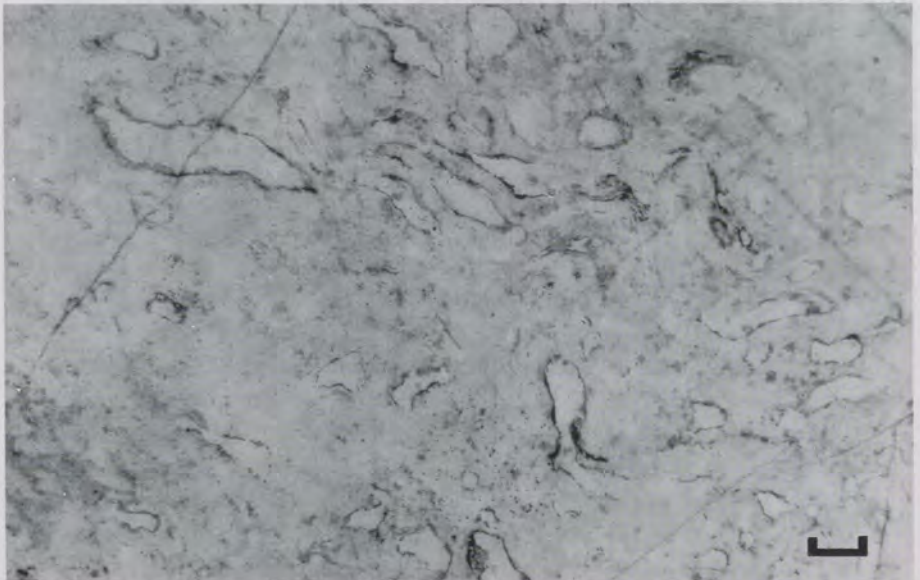


Abb. 10 Dünnschliffaufnahme eines Knollenmergel-Feuersteins vom Dexelhof NW von Oberrot. Wurzelstrukturen sind als dunkle Schlieren erkennbar (Maßstab entspricht 1 mm)

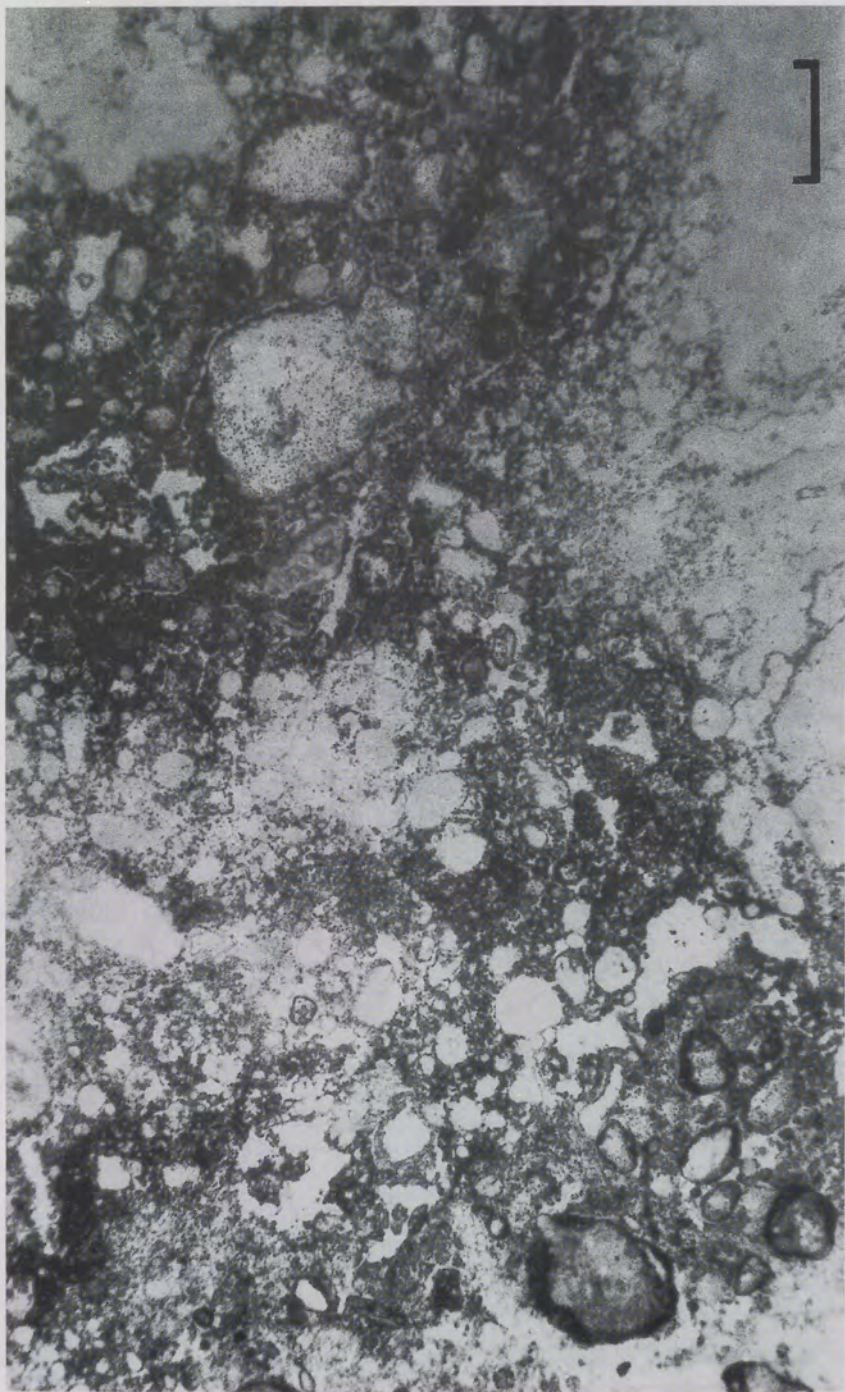


Abb. 11 Dünnschliffaufnahme eines Knollenmergel-Feuersteins vom Dexelhof NW von Oberrot. Es zeigen sich Rundkörper verschiedener Größe (Maßstab entspricht 1,45 mm)

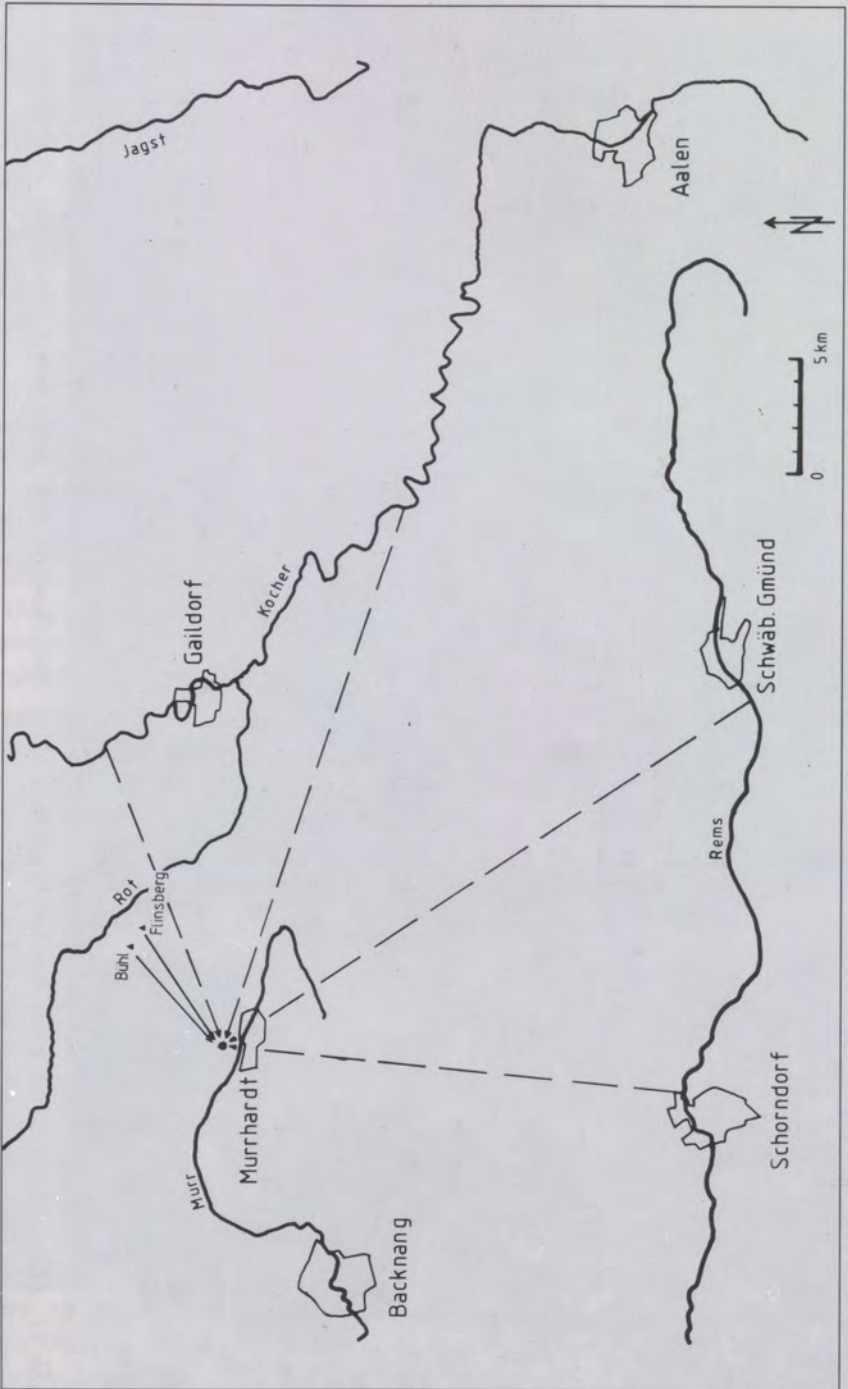


Abb. 12 Übersicht über gesicherte und mögliche Herkunftsgebiete des Rohmaterials der bei Hoffeld gefundenen Horn-beziehungsweise Feuersteinartefakte

Archäologische Forschungen in Jagsthausen: Neue Ausgrabungen im römischen Lagerdorf

Ein Vorbericht der Grabungen von 1987–1989

VON RÜDIGER KRAUSE

Einleitung

Die Erforschung des äußeren obergermanischen Limes in Baden-Württemberg hatte seit den Arbeiten der Reichslimeskommission um die Jahrhundertwende¹ immer wieder die militärischen Anlagen und die Grenzlinie selbst zum Ziel². Die Kenntnis der zivilen Ansiedlungen oder Lagerdörfer blieb demgegenüber zurück, und große Flächen der Siedlungen wurden vor allem in der Nachkriegszeit überbaut oder befinden sich wie beispielsweise in Murrhardt, Welzheim oder Jagsthausen unter den mittelalterlichen Stadt- oder Ortskernen³. In Jagsthausen war es nach den Ausgrabungen von Gross und Miller in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts⁴ und den Arbeiten der Reichslimeskommission in der Zeit um die Jahrhundertwende erstmals wieder 1984 möglich, eine kleine Ausgrabung in der zivilen Ansiedlung durchzuführen⁵.

Im Zentrum des ehemaligen Lagerdorfes bot sich in Jagsthausen eine der letzten Möglichkeiten an (Abb. 4, Nr. 5), ein bisher nur teilweise überbautes, größeres Areal archäologisch zu untersuchen, bevor es im Rahmen der Ortssanierung vollständig überbaut werden sollte (Abb. 1). Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg führte in den Jahren 1987 bis 1989 größere Flächengrabungen durch, um die archäologischen Befunde und Funde vor ihrer endgültigen Zerstörung zu dokumentieren, zu bergen und damit ihre historischen Aussagen für die Nachwelt zu bewahren.

1 E. Fabricius, F. Hetmer, O. von Sarwey (Hg.): Der obergermanisch-raetische Limes des Römerreiches (abgekürzt ORL). Berlin und Leipzig 1894–1937. Abt. A Streckenbeschreibungen, Abt. B Beschreibung der Kastelle.

2 P. Goessler, F. Hertlein, O. Paret: Die Römer in Württemberg Bd. 1–3 (Stuttgart 1928–1932); W. Beck, D. Planck: Der Limes in Südwestdeutschland (Stuttgart 1980) S. 13 ff.

3 Vgl. beispielsweise Murrhardt, R. Krause: Neue Untersuchungen am römischen Kohortenkastell in Murrhardt, Rems-Murr-Kreis. Fundber. aus Baden-Württemberg 9, 1984, S. 289 ff. mit Abb. 3.

4 W. Gross: Das römische Bad in Jagsthausen samt anstoßendem Gebäude. Westdeutsche Zeitschrift 1887, 71 ff.; ferner die Berichte zu Ausgrabungen von Gross und Miller in: Westdeutsche Zeitschrift 1887, S. 55 ff.; Westdeutsches Korrespondenzblatt 1888, S. 56.

5 F. Kortüm: Ein archäologischer Aufschluß im Kastellvicus von Jagsthausen, Kreis Heilbronn. Fundber. aus Baden-Württemberg 13, 1988, S. 325 ff.



Abb. 1 Luftaufnahme des Ortskerns von Jagsthausen mit dem Roten und Weißen Schloß (oben rechts beziehungsweise links) und den Grabungsflächen von 1987–1989 südlich der Hauptstraße (unten). Aufnahme Otto Braasch

Das Kastell Jagsthausen am Obergermanischen Limes

Die römische Grenzlinie wurde vom Alpenvorland und vom Rhein aus seit dem frühen 1. Jahrhundert n. Chr. in mehreren Etappen nach Norden und Osten verlegt, bis sie unter Kaiser Antoninus Pius (138–161 n. Chr.) mit dem obergermanisch-raetischen Limes in der Mitte des 2. Jahrhunderts ihre weiteste Ausdehnung erfuhr⁶. Dieser äußere Limes bildete eine Grenzlinie, die in ihrer letzten Ausbauphase durch Wall, Graben und Palisade sowie durch zahlreiche Wachtürme ein Annäherungshindernis darstellte, dessen Bedeutung sicherlich in erster Linie in der psychologischen Wirkung auf die germanischen Gruppen im Osten lag. Zwischen dem Main bei Miltenberg und dem Pfahlhof bei Welzheim wurde diese Linie schnurgerade durch die Landschaft verlegt; nahezu ohne Rücksicht auf die Topographie zu nehmen. In regelmäßigen Abständen wurden Kastelle gegründet, deren Truppen sich durch die Nachrichtenvermittlung über die Wachtürme schnell verständigen und auf gegnerische Aktivitäten reagieren konnten.

Dieser äußere Limes hatte jedoch nicht allzu lange Bestand, denn die römischen Truppen und Siedler wurden durch die andauernden Einfälle germanischer Gruppen seit Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr., spätestens um 260 n. Chr., dazu gezwungen, die Grenzlinie aufzugeben und sich wieder bis an den Rhein zurückzuziehen. Daraus ergibt sich für die Siedlungen und Kastelle am äußeren Limes eine Zeitspanne von höchstens 100 Jahren Dauer.

Das Kohortenkastell

Das römische Kohortenkastell von Jagsthausen lag über dem Steilufer der Jagst (Abb. 4) in nur etwa 400 Metern Entfernung zum östlich des Flusses vorbeiziehenden Limes. Die genaue Lage des Kastells (Abb. 2) wurde erst durch die Forschungen der Reichslimeskommission in den Jahren zwischen 1893 und 1909 durch systematische Suchschnitte ermittelt⁷. Von der Kastellanlage sind heute oberirdisch keine Reste mehr erkennbar. Große Teile des Kastells liegen wohl konserviert in den Parkanlagen des Weißen Schlosses und der Götzenburg und sind so der Nachwelt erhalten geblieben, ohne daß sie bebaut worden wären. Das Kastell reicht mit seiner Ausdehnung von 185 mal 152 Metern und einer Fläche von 2,9 Hektar aber auch in den nördlichen Teil des Ortes.

Auf einer Bauinschrift ist als Besetzung des Kastells die *cohors I Germanorum* genannt⁸. Diese Besetzung bestand aus einer Auxiliereinheit mit 500 Mann (= eine Kohorte). Ob diese Einheit beritten war, ist bislang nicht belegt. Die Größe des Kastells mit 2,9 Hektar Fläche ist jedoch für eine normale Kohorte zu groß und

6 Vgl. Anm. 2; ferner Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer: Die Römer in Baden-Württemberg (3. Aufl. Stuttgart 1986) S. 23 ff.

7 H. Mettler, F. Drexel: Kastell Jagsthausen. ORL (Anm. 1) B, IV Nr. 41 (1909).

8 F. Haug, G. Sixt: Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs (2. Aufl. Stuttgart 1914) S. 648 Nr. 451.

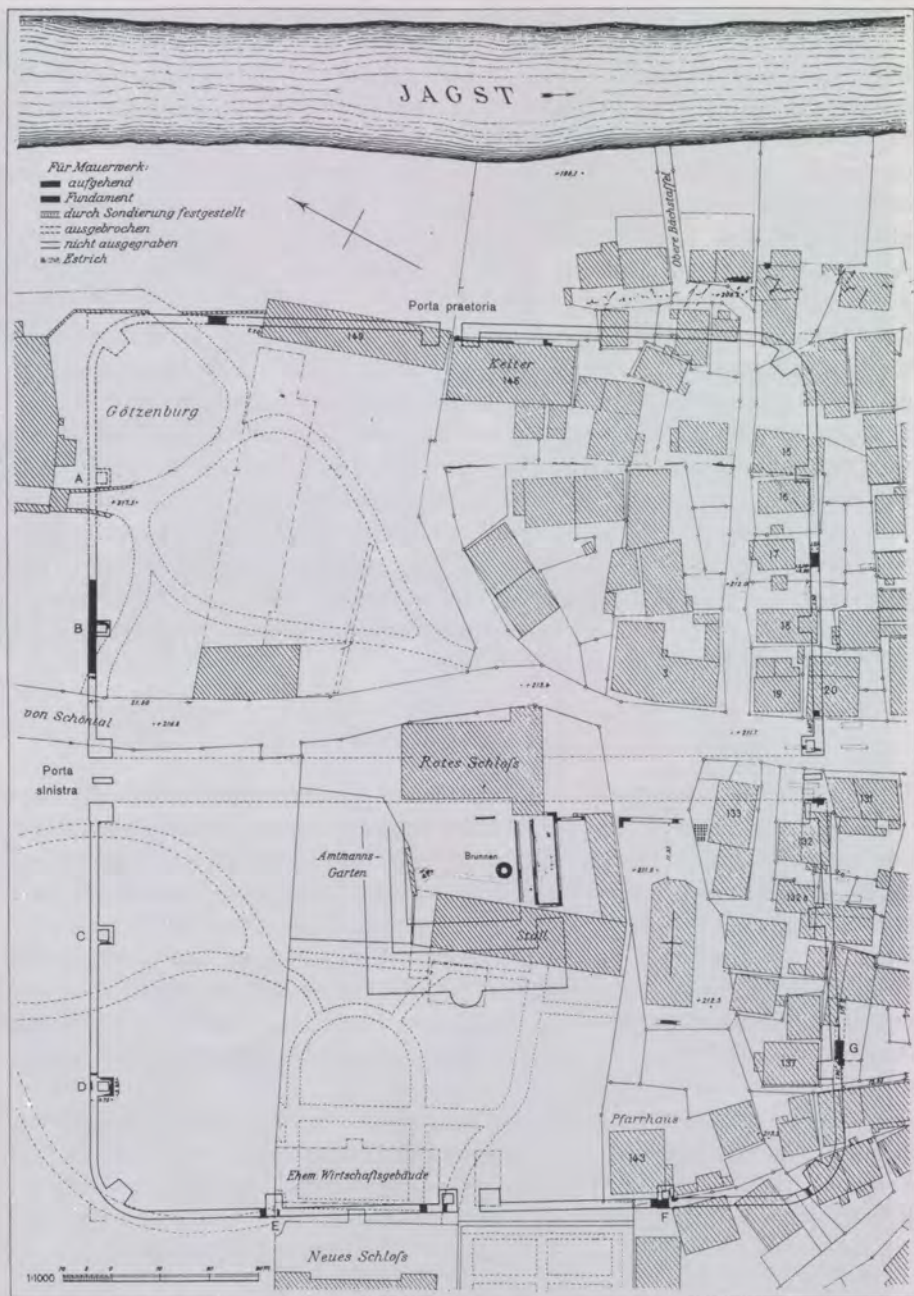


Abb. 2 Plan des römischen Kohortenkastells von Jagsthausen nach Mettler und Drexel (ORL, Anm. 7) aus dem Jahre 1909. Mit schwarz sind die ergrabenen Mauerbefunde dargestellt

Abb. 3 Ziegelstempel der 22. Legion aus Mainz von den neuen Ausgrabungen in Jagsthausen. Die Stempeltexthe lauten: *LEG XXII PPF* = *Legio XXII Primitiva Pia Fidelis*



könnte für eine hier zusätzlich stationierte Reiterei sprechen. Hinweise darauf könnte auch ein Depotfund liefern, der 1983 im Kastellbereich gefunden wurde⁹. Neben zahlreichen Eisengeräten, Teilen von Waffen und Wagenbeschlägen, wurden auch einige bronzene Riemenverteiler und Lunulaanhänger vom Pferdegeschirr geborgen.

Die Einheit benutzte keine selbst hergestellten und gestempelten Ziegel, sondern bezog diese offensichtlich von der in Mainz stationierten 22. Legion¹⁰, von der aus Jagsthausen zahlreiche Stempel mit mehreren Stempelformen bekannt sind. Auch bei den neuen Ausgrabungen konnten verschiedene Ziegelfragmente mit Stempeln (Abb. 3) gefunden werden.

Bis jetzt konnten die Reste der Umfassungsmauer und der Innenbebauung nur an wenigen Stellen nachgewiesen werden (Abb. 2). Von den Toranlagen ist nur das südliche Tor – die *porta principalis dextra* – durch kleinere Ausgrabungen unter der Hauptstraße bekannt (Abb. 4, Nr. 3). Die Toranlage war von zwei rechteckigen Türmen flankiert und besaß zwei Durchfahrten. Das Haupttor oder Ausfallstor, die

⁹ K. Kortüm: Ausgrabungen in Jagsthausen, Kreis Heilbronn. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984 (1985) S. 153 mit Abb. 143.

¹⁰ Vgl. zu den Ziegelstempeln der 22. Legion D. Baatz, Römische Ziegelstempel aus Heilbronn-Böckingen. Jahrb. für schwäbisch-fränkische Geschichte 27, 1973, S. 5ff.

porta praetoria, lag im Osten südlich der Götzenburg über dem Steilufer der Jagst zum Limes hin orientiert. Im Prallhang ist heute noch eine künstliche Böschung und Wegeführung zur Jagst hinunter erkennbar, die vielleicht schon in römische Zeit zurückreicht und wohl über eine Brücke oder eine Furt hinweg nach Osten an den Limes führte.

Im Innenraum des Lagers konnten durch die Reichslimeskommission lediglich Reste des in Stein errichteten Stabsgebäudes (*principia*) und des Kommandantenwohnhauses (*praetorium*) im Bereich des Roten Schlosses nachgewiesen werden (Abb. 2). Die übrigen Bauten, die Mannschaftsunterkünfte und andere Versorgungsbauten, waren üblicherweise in Holzbauweise errichtet und wurden in damaliger Zeit bei den Grabungen nicht erkannt.

Der Vicus – das römische Lagerdorf

Südlich und südwestlich des Lagers entwickelte sich eine größere zivile Ansiedlung (Abb. 4), deren Fläche Jagsthausen erst mit seiner heutigen Ausdehnung wieder erreicht hat. Der mittelalterliche Ort war wesentlich kleiner. Mit der Errichtung der Kastelle entwickelten sich sehr schnell zivile Ansiedlungen, in denen Händler und Handwerker für die Versorgung der Truppe ansässig wurden, sowie Angehörige wohnten¹¹.

Zahlreiche Fundstellen von Gebäuderesten und römischen Funden wurden bereits von der Reichslimeskommission aufgenommen und kartiert (Abb. 4). Besonders zu erwähnen ist ein Badegebäude, das wohl zum Kastell gehörte und als Kastellbad diente. In seiner Ausdehnung wurde es bereits 1886 durch Grabungen von Gross und Miller erfaßt und die Mauerreste aufgenommen (Abb. 5)¹². Es liegt etwa 200 Meter südlich des Lagers (Abb. 4, Nr. 6) und befindet sich heute noch unbebaut unter Hausgärten. Es gehört zum Reihentyp, das heißt, die wichtigsten Räume sind in einer Längsachse angeordnet. Seine Länge beträgt etwa 31 m, seine Breite 15 m. Am südlichen Ende liegt das sogenannte *Praefurnium*, die Heizstelle, von der aus die Räume befeuert wurden. An der Straße nach Olnhausen konnte zwischen 1908 und 1913 vor allem durch den damaligen Lehrer Krapf das bislang einzige Brandgräberfeld ausgegraben werden. Krapf u. a. stellten etwa 200 Urnenbestattungen fest, die meist ärmlich mit Beigaben ausgestattet waren. Bemerkenswert sind dahingegen rechteckige Fundamente von vier turmartigen Grabmälern, sowie einige Reste von Inschriften und Bildsteinen¹³.

11 C. S. Sommer: Kastellvicus und Kastell. Untersuchungen zum Zugmantel im Taunus und zu den Kastellvici in Obergermanien und Rätien. Fundber. aus Baden-Württemberg 13, 1988, S. 457ff.

12 Vgl. Anm. 4.

13 P. Goessler: Römische Gräber aus Jagsthausen. Fundber. aus Schwaben A.F. 16, 1908, S. 59ff.; a.a.O. 17, 1909, S. 36f.; a.a.O. 19, 1911, S. 35ff.; Fundber. aus Schwaben N.F. 1, 1917/22, S. 81ff.



Abb. 4 Die Topographie des römischen Jagsthausen mit der Lage zum Limes nach ORL (Anm. 7) auf dem Stand von 1909 mit Ergänzungen. 1 Kohortenkastell, 2 Principia, 3 südliches Lagertor, 4 Ausdehnung des Lagerdorfes, 5 Grabungsflächen von 1987–1989, 6 Kastellbad, 7 Töpferei, 8 Limes

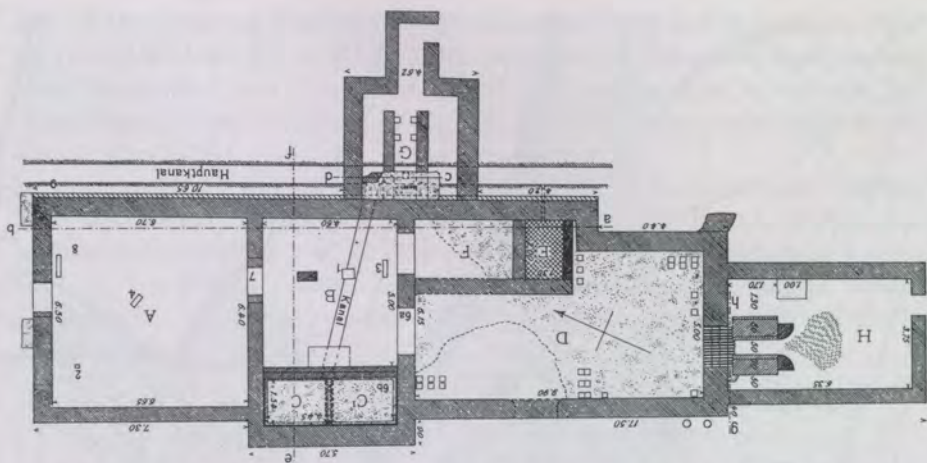


Abb. 5 Kastellbad von Jagsthausen nach den Grabungen von Gross und Miller von 1887 (nach Gross, Anm. 4, Taf. 2)

Die Bedeutung des Kastellplatzes Jagsthausen

Der Kastellort Jagsthausen¹⁴ liegt an den sich nach Osten öffnenden Flußsystemen von Jagst und Kocher, in deren Bereich außerhalb des Limes kaiserzeitliche, germanische Siedlungen des 2./3. Jahrhunderts n. Chr., der sogenannten »Ingelfinger Gruppe«¹⁵ mit römischen Importfunden vorhanden sind. Südlich von Jagsthausen zieht über den Rücken zwischen Kocher und Jagst die von Wimpfen herkommende »Hohe Straße«, die wohl schon seit vorgeschichtlicher Zeit begangen und auch von den Römern benutzt wurde. In dieser besonderen verkehrsgeographischen Situation kam – im Vergleich zu anderen Kastellorten am Limes – Jagsthausen beim Handel in das freie Germanien sicherlich eine wichtige Rolle zu. Diese Vermutung wird durch verschiedene Funde nachhaltig unterstrichen. Einmal sind dies Benefiziarier-Weihesteine aus dem benachbarten Olnhausen¹⁶, die die Anwesenheit dieser römischen Straßenpolizei – wohl zur Überwachung des Handelswegs – belegen, zum anderen ist es ein bei den neuen Grabungen gefundener, eher unscheinbarer Bootshaken aus Eisen (Abb. 6)¹⁷, der jedoch immerhin ein deutlicher Beleg für die zumindest saisonale Fahrt mit Lastkähnen auf der Jagst

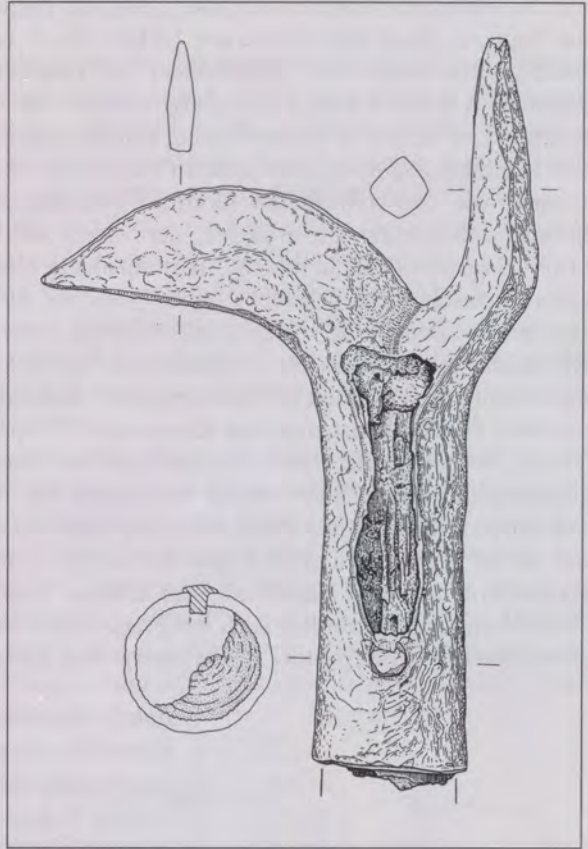
14 Vgl. Anm. 6 und A. Böhme, in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Bd. 24, Hohenloher Land (Mainz 1973) S. 150ff.

15 R. Koch: Siedlungsfunde der Latène- und Kaiserzeit aus Ingelfingen (Kr. Künzelsau). Fundber. aus Schwaben NF 19, 1971, S. 167ff.

16 Vgl. Haug/Sixt (Anm. 8) S. 649ff. Nr. 452, 453 und 455.

17 Vgl. dazu etwa die Bootshaken aus Mainz; G. Rupprecht (Hg.): Die Mainzer Römerschiffe. Archäologische Berichte aus Rheinhessen und dem Kreis Bad Kreuznach 1 (3. Aufl. Mainz 1984) S. 134ff.

Abb. 6 Jagsthausen,
 Bootshaken aus Eisen von
 den Grabungen 1987–1989.
 Maßstab 1:2



darstellt. Dazu zählen aber auch die oben genannten Ziegel mit Stempeln der 22. Legion (Abb. 3) aus Mainz, deren Transport man sich in größeren Mengen nur auf dem Wasserweg vorstellen kann¹⁸.

Nicht zuletzt sind es aber auch die bemerkenswerten Töpfereiprodukte, die in einem Töpferbezirk in Jagsthausen »Im langen Garten« (Abb. 4, Nr. 7) gefunden wurden. Zwischen 1963 und 1965 legte hier Graf Zedwitz auf seinem Grundstück fünf Töpferöfen mit Bedienungsgruben frei. Daraus konnte er mehrere Zentner Keramik bergen, die das Spektrum der hier hergestellten Waren dokumentieren. Das Produktionsprogramm¹⁹ umfaßte außer tongrundigem Geschirr – Gebrauchskeramik wie Töpfe, Schüsseln und Krügen – auch noch Trinkbecher der sogenann-

18 So auch Baatz (Anm. 10) S. 11.

19 H. Kaiser, in: Die Römer in Baden-Württemberg (Anm. 6) S. 353.

ten dünnwandigen »Firnisware« und Teller mit rotem Überzug. Spezialisiert war die Töpferei, deren Blütezeit in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. lag, auf zweihenkelige Krüge mit Standboden, die zwischen drei und 24 Liter fassen konnten. Auf ihnen finden wir häufig Graffiti, die vor dem Brand in den noch weichen Ton eingeritzt worden waren. Einmal sind es Namen, die wahrscheinlich von Händlern stammen, zum anderen bezeichnen sie den zukünftigen Inhalt eines Kruges, wie dies treffend das Graffiti *VINI* andeutet. Hier arbeitete auch ein bislang unbekannter Privatziegler, der Ziegel mit dem Namensstempel *GERMANVS* versehen hat. In diesem Zusammenhang kommt wiederum dem Neufund eines Formschlüsselbruchstücks (Abb. 7) für die Herstellung von Reliefsigillata eine gewisse Bedeutung zu, da es als Nachweis einer versuchten Gründung eines Rheinzaberner Filialbetriebs in Jagsthausen gewertet werden kann²⁰. Die bisher unbekannte Kombination der Stempeltypen – es handelt sich um einen Vogel- und um einen Gladiatorenstempel aus Rheinzabern²¹ – spricht für einen eigenständigen Töpfer, der jedoch die frühen Stempeltypen aus Rheinzabern verwendet hat²². Jagsthausen ist aber auch für die Geschichte des obergermanischen Limes ein außerordentlich wichtiger Punkt: Von hier stammen aus dem Bereich des Kastells die älteste (vor 161 n. Chr.) und die jüngste (244–247, verändert nach 249) Bauinschrift aus dem Kastellbad vom äußeren Limes²³, weshalb sich die neuen Ausgrabungen insbesondere auch mit Fragen nach dem Beginn und dem Ende der Bautätigkeiten im Lagerdorf auseinandergesetzt haben.



Abb. 7 Jagsthausen. Umzeichnung eines Formschlüsselbruchstückes für die Herstellung von Reliefsigillata mit Stempeln von Gladiatoren und Vögeln. Umzeichnung H. H. Hartmann. Maßstab 1:2

20 Zu Formschlüsselfunden und ihrer Interpretation siehe *H.-G. Simon*: Neufunde von Sigillata-Formschlüsseln im Kreis Esslingen. *Fundber. aus Baden-Württemberg* 3, 1977, S. 463, bes. S. 471f. Nachtrag dazu a.a.O. 9, 1984, S. 688.

21 Für die freundliche Bestimmung danke ich Herrn Dr. *H. H. Hartmann*.

22 Vgl. *H. Bernhard*: Zur Diskussion um die Chronologie Rheinzaberner Relieftöpfer. *Germania* 59, 1981, S. 79ff.

23 *Haug/Sixt* (Anm. 8) S. 646ff., Nr. 449 und 456.

Die neuen Ausgrabungen im Lagerdorf von 1987 bis 1989

Die Grabungsflächen befanden sich am südlichen Rand des mittelalterlichen Ortskerns an der heutigen Hauptstraße (Abb. 4, Nr. 5) zwischen dem 1886 ausgegrabenen Kastellbad und der Südecke des Kastells. In diesem Bereich wurden in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts bereits kleinere Sondierungen durchgeführt und ein Brunnen sowie Gebäudereste angetroffen.

Im Verlauf der zwischen 1987 und 1989 durchgeführten Grabungskampagnen konnten in 15 Monaten ein Areal von etwa 60 mal 50–55 Metern mit einer Fläche von etwa 3100 Quadratmetern systematisch untersucht werden (Abb. 8 und 9)²⁴. Zusammen mit den Anfang der achtziger Jahre durchgeführten Ausgrabungen im Kastellvicus von Walldürn durch E. Schallmayer²⁵, ist dies die bislang größte Flächengrabung in einem der Lagerdörfer der Kastellorte entlang des obergermanischen Limes in Baden-Württemberg.

Wie es kaum anders zu erwarten war, konnte in Jagsthausen im Zentrum des ehemaligen Lagerdorfes eine intensive Besiedlung und Bautätigkeit festgestellt werden. Unter bis zu einem Meter mächtigen Schichten mit mittelalterlichem Gartenhumus wurden als älteste Besiedlungsspuren Reste von Pfostenbauten und ein Erdkeller freigelegt. Noch im 2. Jahrhundert n. Chr. wurde diese Bebauung aufgegeben und teilweise mit einer sterilen Planierschicht überdeckt. Darüber entwickelte sich dann im späten 2. und 3. Jahrhundert eine rege Bautätigkeit mit der Errichtung von Fachwerkbauten und Steingebäuden (Abb. 9), die alle unterschiedliche Aus- und Umbauten aufweisen.

Der Siedlungsplan

In einem ersten schematischen Übersichtsplan sind die Steinbauten mit ihren jüngsten Bauphasen und etwa gleichzeitige Holzbauten dargestellt (Abb. 9). Holzbefunde der ältesten Holzbauphase sind nicht dargestellt. Die Reste dieser ersten Holzbebauung, Wandgräbchen, Pfostenstellungen und Gruben, waren in den anstehenden Untergrund eingetieft. Die Holzbebauung wurde offenbar rasch und systematisch aufgegeben und mit einer sterilen Planierschicht überdeckt. Wie diese Holzbauten ausgesehen haben können, wird erst eine detaillierte Auswertung der Befundpläne ergeben.

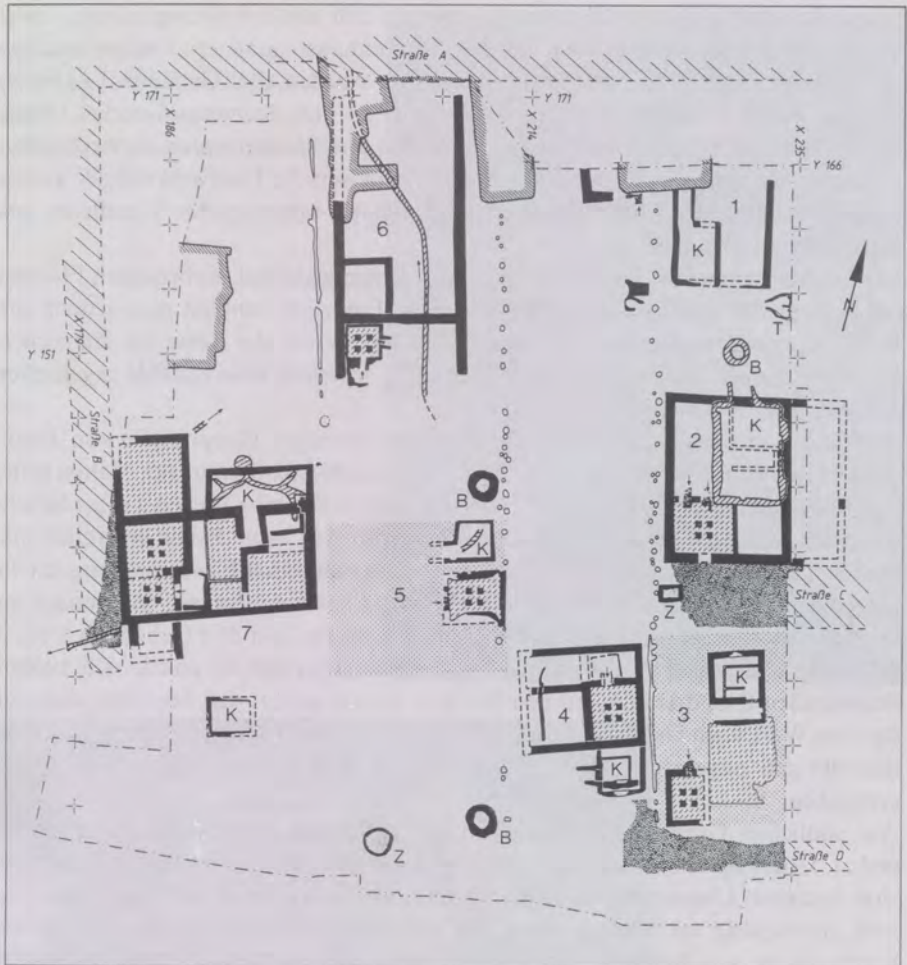
Über diesem Planierhorizont entwickelte sich dann rasch eine rege Bautätigkeit, von der die Reste von mindestens sieben Gebäuden mit jeweils mehreren Baupha-

24 R. Krause: Zum Beginn großflächiger Ausgrabungen im Lagerdorf des römischen Kohortenkastells in Jagsthausen, Kreis Heilbronn. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987 (1988) S. 135ff.; Ders.: Neue Erkenntnisse zum Kastellvicus von Jagsthausen, Kreis Heilbronn. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1988 (1989) S. 107ff.; Ders.: Zum Abschluß der Grabungen im Kastellvicus von Jagsthausen, Landkreis Heilbronn. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989 (1990) S. 155ff.

25 E. Schallmayer: Ausgrabungen im Lagerdorf des Numeruskastells Walldürn, Neckar-Odenwald-Kreis. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1983 (1984) S. 167ff.



Abb. 8 Luftaufnahme der Grabungsflächen von 1987–1989 südlich der Hauptstraße von Jagsthausen. Zu erkennen sind die Reste des Streifenhauses Nr. 6 mit einem Brunnen (Bildmitte) und weiterer Mauerreste. Aufnahme Otto Braasch



Mauer/Ausbruchgrube	Estrich	Gräbchen und Pfosten (Parzellengrenzen)	B Brunnen
Mauer, ergänzt	Hypokaust	Gebäudegröße, vermutet	Z Zisterne
Fachwerkwand	Kanal	Straße, ergänzt	T Töpferofen
neuzeitliche Störungen/ Keller	hochmittelalterliche Mauern	K Keller	

Abb. 9 Jagsthausen. Schematischer Übersichtsplan der Grabungen von 1987–1989 mit der Darstellung der Stein- und etwa zeitgleicher Holzbauten mit ihren jeweils jüngsten Ausbauphasen. Die einzelnen Gebäude sind von 1 bis 7 durchnummeriert

sen nachgewiesen werden konnten. Es handelt sich um drei Steingebäude – zwei kleine rechteckige Wohnbauten und ein Streifenhaus – und um vier rechteckige Wohnbauten, die in Fachwerktechnik errichtet wurden. Bei Gebäude 3 (Abb. 9) war die westliche Fachwerkwand, die parallel zu dem Steinbau 4 verlief, abgebrannt. Auf einer Fundamentvorlage aus Lehm und Steinen waren die verkohlten Reste des Schwellbalkens erhalten (Abb. 10), auf den die Fachwerkständer aufgezapft gewesen sein müssen. Darüber lag angehäuft angeziegelter Wandlehm aus den Fachwerkgefachen.

Die Lage der einzelnen Bauten mit den dazwischenliegenden, un bebauten Flächen (Abb. 9) macht zunächst einen ungeordneten Eindruck; schließt man jedoch die Reste der Straßen, die Baufluchten der Gebäude sowie die Reste der römischen Parzellengrenzen mit in die Betrachtungen ein, so erhält man ein Bild regelhafter Bebauungsstrukturen.

Im Norden der Grabungsflächen lag unter der heutigen Hauptstraße von Jagsthausen eine römische Straße A (Abb. 9), die von Westen kommend, wahrscheinlich eine der Hauptstraßenachsen in der römischen Siedlung war. An diese Straße schlossen sich nach Süden mindestens drei, rund 60 m lange Parzellenstreifen mit unterschiedlichen Breiten von 12 bis 17 m an, die sich durch Pfostenstellungen von ehemaligen Zäunen und durch Zaungräbchen zu erkennen gaben. Sie werden im Westen von der Stichstraße B und im Osten zunächst von den Gebäuden 1 bis 3 begrenzt. Wie es sich im Bereich der Bauten 1 bis 3 verhält, ist unklar. Die beiden Stichstraßen C und D könnten den Hinweis darauf geben, daß hier entsprechend der von West nach Ost verlaufenden Straßenstücke die Parzellen rechtwinkelig zu den übrigen angelegt waren und sich West-Ost orientiert weiter nach Osten erstrecken.

Am südlichen Grabungsrand scheinen die Nord-Süd orientierten Parzellen zu enden. Überträgt man diese Beobachtungen auf den von der Reichslimeskommission erstellten Übersichtsplan (Abb. 4), dann ist zu erkennen, daß der rekonstruierte Straßenzug im Norden unter der modernen Hauptstraße parallel zu der bereits im letzten Jahrhundert festgestellten Straße nördlich des Bades verläuft. Zwischen diesen beiden Straßenachsen besteht ein Abstand von etwa 110 bis 120 m, so daß angenommen werden kann, daß sich zwischen den beiden Straßen in zwei Blöcken jeweils 50–60 m lange Parzellen befanden.

Die Parzellenstreifen waren mit kleinen Wohnhäusern bebaut, die einen relativ gehobenen Wohnkomfort – gemessen an den Verhältnissen »draußen« am Limes – widerspiegeln. Dieser läßt sich an beheizbaren Räumen mit Hypokaustanlagen (Abb. 11), Estrichböden, Resten von mehrfarbig bemalten Wandverputzes aus den Wohnräumen und Kellern (Abb. 10, 12) in jedem Haus erkennen. Ein charakteristisches Beispiel für einen römischen Steinkeller ist der Keller von Gebäude 3 (Abb. 12), der eine Zugangsrampe besitzt und dessen Kellerraum mit zwei Nischen (Abb. 13) und einem Lichtschacht ausgestattet ist. Auf dem Kellerboden befanden sich umlaufende Sandbänke, die zum Abstellen von Gefäßen (spitzbodigen Amphoren) oder zum »Einschlagen« von Gemüse vorzüglich geeignet waren. Die

Abb. 10 Jagsthausen, 1988. Steinkeller von Gebäude 4, davor die Reste der verbrannten Fachwerkwand von Gebäude 3 mit dem verkohlten Schwellbalken (im Bereich des Maßstabs)



Abb. 11 Jagsthausen, 1987. Süd­hälfte des Steingebäudes 2 mit Estrichböden und den Resten der Hypokaustanlage mit Ziegelplatten­pfeilern einer Fußboden­heizung



Abb. 12 Jagsthausen, 1987. Steinkeller von Gebäude 3 mit einer Zugangsrampe, zwei gegenüberliegenden Wandnischen und einem Lichtschacht



Abb. 13 Jagsthausen, 1987. Westliche Wandnische des Kellers von Gebäude 3. Die Rundung ist aus sorgfältig gearbeiteten Sandsteinen gemauert



Abb. 14 Jagsthausen 1988. Runder Steinbrunnen nördlich von Gebäude 5. Deutlich ist die wesentlich größere, runde Baugrube erkennbar, in der der Steinbrunnen aufgemauert wurde

Wasserversorgung der einzelnen Parzellen und ihre Bebauung war durch Brunnen und Zisternen gewährleistet (Abb. 9). Bei den Brunnen handelte es sich um runde Steinbrunnen (Abb. 14), deren Baugruben tief in den Felsen eingehauen waren. Lediglich der Brunnen nördlich von Gebäude 5 konnte bis auf acht bis neun Metern abgegraben werden, dann mußte die weitere Arbeit aus Sicherheitsgründen eingestellt werden. Es stellte sich auch heraus, daß der Brunnen im (Hoch-?) Mittelalter erneut benutzt und die alte römische Verfüllung ausgegraben wurde. Das Fundmaterial aus den drei Grabungskampagnen ist reichhaltig. An dieser Stelle können exemplarisch nur einige wenige, interessante Stücke vorgestellt werden. Den größten Bestand mit vielen Zentnern Gewicht nehmen die Keramikfunde von Gebrauchskeramik und dem römischen »Tafelgeschirr«, der glatten und reliefverzierten *Terra Sigillata* ein. Den interessantesten Keramikfund stellt wohl das oben erwähnte Formschüsselfragment (Abb. 7) für die zumindest im Experiment versuchte Serienherstellung von Reliefsigillaten dar.

Unter den Kleinfunden ist einmal das Fragment einer Goldkette (Abb. 15)²⁶ mit Hakenverschluß und Stangengliedern mit kleinen Glas- oder Bernsteinperlen zu

26 A. Böhme: Schmuck der römischen Frau. Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands 11 (1974) S. 11 ff.



Abb. 15 Jagsthausen 1987. Fragment einer goldenen Kette mit Hakenverschluss und Perlen aus dem Keller von Gebäude 2

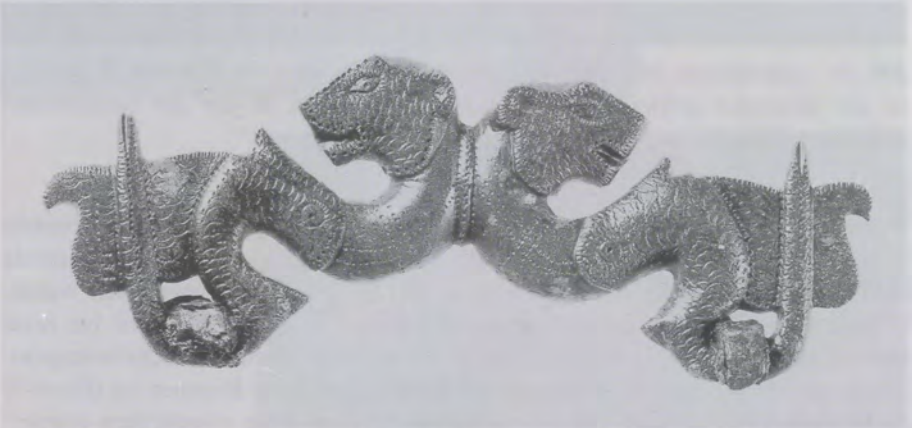


Abb. 16 Jagsthausen 1988. Prunkvoller Beschlag oder Henkel eines Kästchens oder eines Möbels aus verzinnter Bronze mit antithetischer Tierdarstellung (Br. 12,8 cm)

erwähnen, zum anderen ein prunkvoller Beschlag oder Henkel (Länge 12,8 cm) einer kleinen Truhe oder eines Kästchens²⁷ aus verzinnter Bronze mit Resten von Eisenringen an der Rückseite (Abb. 16). In einer antithetischen Tierdarstellung entspringen aus den Mäulern zweier Fische lange Hälse mit den Köpfen von Löwinnen. Das Fell der Raubtiere sowie die Schuppen der Fische sind detailliert dargestellt.

27 Vgl. etwa H. U. Nuber: Antike Bronzen aus Baden-Württemberg. Schriften des Limesmuseums Aalen 40 (1988) S. 24f. mit Abb. 52.

Unter den Funden aus Sandstein ist neben zwei kleinen Inschriftenfragmenten ein Objekt (Abb. 17) hervorzuheben, dessen Bestimmung oder Funktion umstritten ist. Es hat die Form einer quadratischen Säulenbasis (Kantenlänge 15 cm, Höhe 11 cm) mit dem Ansatz einer kleinen Säule und vier kleinen (Raubtier-?)Füßchen. Innen ist der Stein von unten und von oben her trichter- beziehungsweise pyramidenförmig ausgearbeitet. Die darin auch bei vergleichbaren Stücken enthaltenen Rußreste haben schon zu der Vermutung geführt, es könne sich um Räucherbehälter handeln. Eine andere Erklärung für die Form und die Höhlungen könnte darin liegen, daß es sich um Standfüße für Amphoren handelt, deren Böden in der Regel spitz waren²⁸. Eine befriedigende Erklärung wird wohl erst dann möglich sein, wenn eine systematische Aufarbeitung dieser Fundgattung erfolgt sein wird. Die neuen Ausgrabungen haben für die Frage des Kontakts mit germanischen Gruppen im Limesvorland beziehungsweise einer nachrömischen Besiedlung der Ruinen des Lagerdorfs beim derzeitigen Stand der Bearbeitung nur zwei weitere Fundstücke ergeben, die den bisherigen Bestand an Einzelfunden²⁹ ergänzen und in die Zeit nach dem Fall des Limes (nach 260 n. Chr.) datieren. Es ist einmal aus einer Grube mit römischer Keramik eine germanische Schalenurne (Abb. 18), die in die Zeit um 300 oder in das 4. Jahrhundert n. Chr. datiert³⁰, zum anderen ein

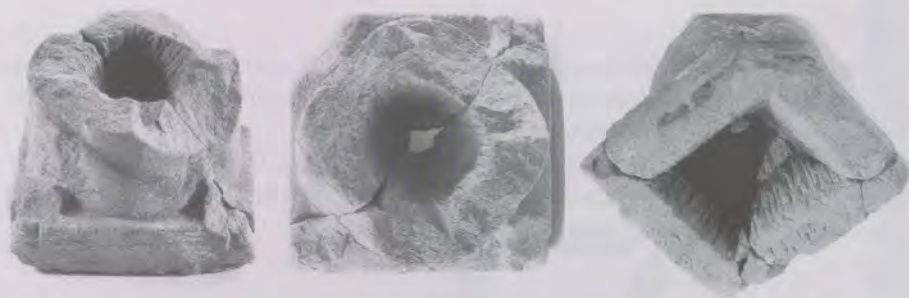


Abb. 17 Jagsthausen 1989. Seiten- und Unteransicht einer Basis aus Sandstein, deren ursprüngliche Bedeutung unklar ist (Kantenlänge 15 cm). Von oben und von unten ist der Stein trichter- beziehungsweise pyramidenförmig ausgearbeitet. Die Interpretationsvorschläge reichen von einem Räuchergefäß bis hin zu einem Amphorenständer. Links: Seitenansicht, Mitte: von oben, rechts: von unten

28 In Jagsthausen wurde bereits ein vollständiges Stück dieser Art gefunden, das reich mit architektonischen Elementen verziert ist. Seine Größe – Br. 15,5 cm, H. 15 cm – stimmt mit dem Neufund überein. Siehe *Haug/Sixt* (Anm. 8) S. 666f. Nr. 609. Dort wird auch die Vermutung geäußert, daß es sich um einen Amphorenständer handelt.

29 Vgl. die Zusammenstellung mit Literaturhinweisen bei *Kortüm* (Anm. 5) S. 334, Anm. 20. Zu ergänzen wäre noch ein dreieckiger Kamm mit gerundetem Nacken und Kreisaugenverzierung aus der Zeit um 300 oder dem 4. Jahrhundert n. Chr., *Fundber. aus Schwaben* NF 19, 1959, S. 165 (2) Taf. 32, 11.

30 Vgl. *H. Schach-Döriges*: Die Bodenfunde des 3. bis 6. Jahrhunderts zwischen unterer Elbe und Oder. *Offa-Bücher* 23 (1970) 104ff.



Abb. 18 Jagsthausen 1988. Germanische Schalenurne aus der Zeit um 300 beziehungsweise dem 4. Jahrhundert n. Chr. aus einer Grube neben dem Streifenhaus. Das Gefäß hat einen breit ausladenden Zylinderhals, eine gekerbte Leiste und grobe, besenstrichartige Rillen. Breite etwa 34 cm

Fragment eines tordierten Ösenhalsringes. Man wird daraus jetzt schon schließen können, daß der aufgelassene Kastellplatz von Germanen aufgesucht und die Ruinen vielleicht teilweise weiterbenutzt wurden³¹.

Im folgenden Abschnitt sollen aus den interessanten Siedlungsbefunden der Grabungen 1987–1989 in Jagsthausen zwei Gebäude mit ihrer Baugeschichte und den Besonderheiten näher erläutert werden.

Das Streifenhaus (Gebäude 6)

Von dieser Bebauung mit kleinen Wohnhäusern weicht lediglich das 21 m lange und 10 m breite Streifenhaus (Gebäude 6, Abb. 9, 19, 20) ab. Streifenhäuser stellen einen geläufigen Bautyp dar, der als charakteristisch für die römischen Lagerdörfer gilt³². Es ist eine Bauform, in der zwei Lebensbereiche unter einem Dach vereint sind: Im vorderen Teil (1), der meist zu einer Straße hin orientiert war, befand sich ein Verkaufsraum oder Werkstätten, wogegen im rückwärtigen Teil (2–4) die Wohnräume zu finden sind (Abb. 20). Entsprechend liegen bei dem

31 Vgl. die Zusammenfassung früher völkerwanderungszeitlicher Siedlungsnachweise bei *D. Planck*: Die Wiederbesiedlung der Schwäbischen Alb und des Neckarlandes durch die Alamannen. Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland I (Sigmaringen 1990) S. 69 ff.

32 *Sommer* (Anm. 11) S. 505 ff.

Streifenhaus von Jagsthausen im hinteren Teil an einer Quermauer zwei kleine quadratische Räume, von denen einer eine Kanalheizung (3) besaß (Abb. 21). In diesem Gebäudeteil, in dem sich das tägliche Leben abspielte, befanden sich bezeichnenderweise auch die Reste eines Ofens. Im vorderen Teil haben sich mächtige Pfostenstellungen und ein quer verlaufendes Gräbchen erhalten, die den hallenartigen Raum teilen und zur Straße hin abschließen (Abb. 19).

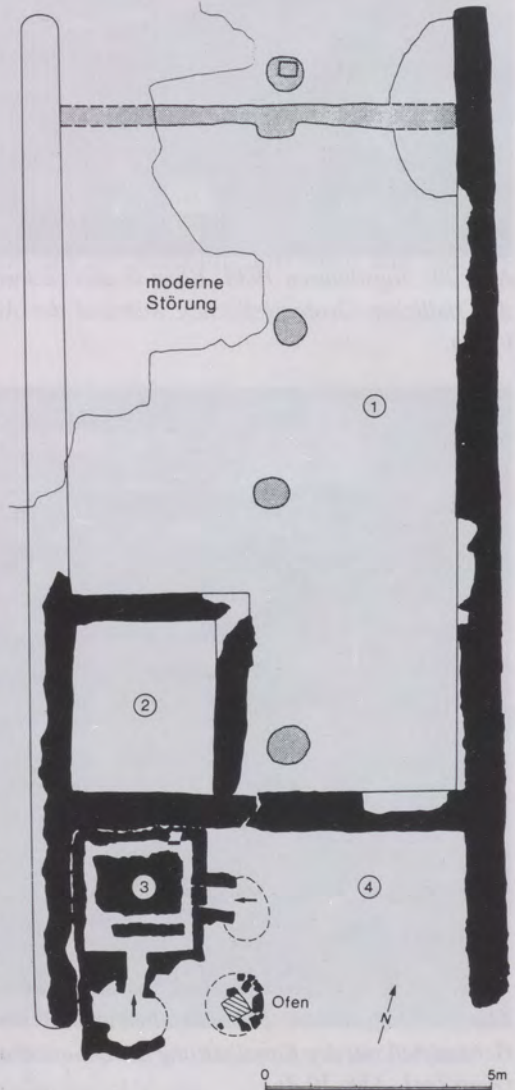


Abb. 19 Jagsthausen 1988. Schematisierter Grundrißplan des Streifenhauses 6 aus Stein mit hölzerner Innenkonstruktion (gerastert). 1 hallenartiger Innenraum, 2 kleiner rechteckiger Raum, 3 Kanalheizung mit älterer, zugesetzter und mit jüngerer Heizstelle (praefurnium), 4 rückwärtiger Gebäudeteil mit einem Ofen



Abb. 20 Jagsthausen 1988. Blick in den rückwärtigen Teil des Streifenhauses 6 mit den südlichen Grabungsflächen während der Ausgrabungs- und Dokumentationsarbeiten



Abb. 21 Jagsthausen 1988. Streifenhaus 6, Blick von Süden auf den rückwärtigen Gebäudeteil mit der Kanalheizung in dem quadratischen Raum sowie den Resten eines Ofens (vgl. Abb. 19,3)

Gebäude 7

Dieser Gebäudekomplex (Abb. 9, Nr. 7) stellt das Haus mit den vielfältigsten Raumeinheiten und einer abwechslungsreichen Baugeschichte dar. Die Freilegung und die Interpretation der Gebäudeteile gestaltet sich schwierig, weil ein großer Teil der Mauern durch neuzeitlichen Steinraub stark zerstört waren (Abb. 22). Das Gebäude läßt sich zunächst in zwei Einheiten aufteilen (Abb. 23): eine Gebäudefront (Raum 1–5) und ein gedrungener rückwärtiger Gebäudeteil (Raum 7–12), die durch einen Korridor (6) voneinander getrennt waren. Die 17,5 m lange Gebäudefront und Schauseite des Gebäudes war nach Westen hin zu einer etwa drei Meter breiten Straße (B) orientiert. Es war eine kleine, sorgfältig geschotterte Stichstraße, die von Norden von der Hauptstraßenachse (A) her das Grundstück erschloß. Innerhalb des Hauses gab es verschiedene Umbauten, deren auffälligste die Vergrößerung des Kellers (9) war. Der Einbau eines großen Raumes (11) mit Estrichboden hatte zur Folge, daß die Kanalheizung (Abb. 24) des älteren kleinen Raumes 8 aufgegeben und der Raum sowie Raum 10 verkleinert werden mußten. In seiner letzten Ausbaustufe bietet das Gebäude mit seinen ursprünglich ohnehin sehr kleinen Räumen von 7 bis höchstens 20 Quadratmetern einen sehr unüber-



Abb. 22 Jagsthausen 1989. Die schlecht erhaltenen Mauerreste von Gebäude 7 während der Freilegung. Blick von Süden, vgl. Abb. 23

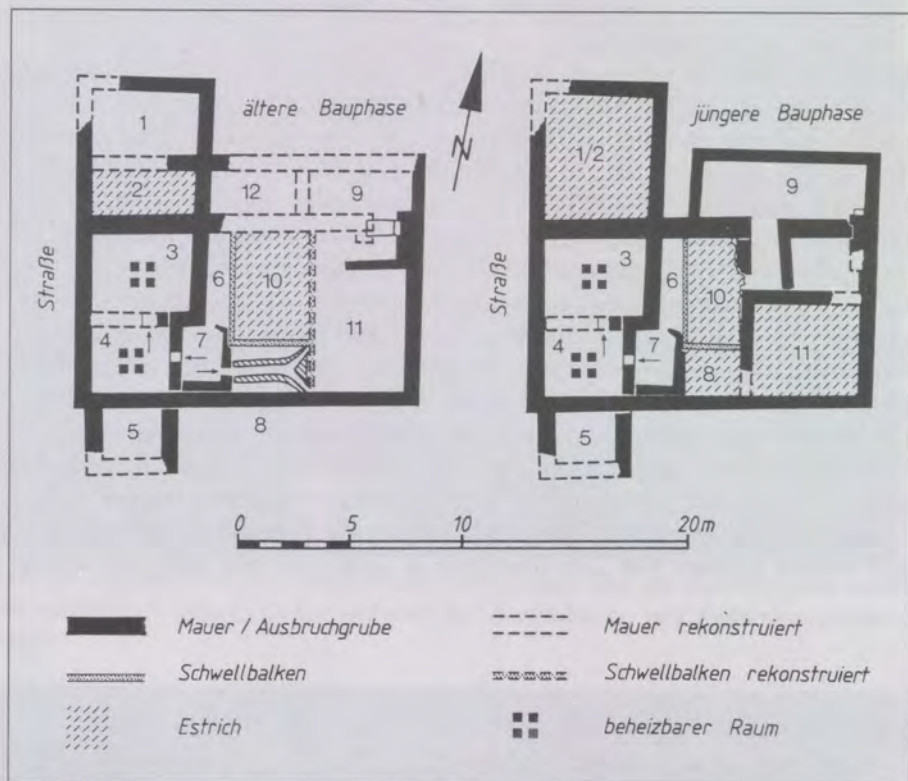


Abb. 23 Jagsthausen 1989. Gebäude 7 mit den schematischen Grundrißplänen der Erbauungszeit (links) und der jüngeren Ausbauphasen

sichtlichen und verschachtelten Eindruck. Die beheizbaren sowie die mit Estrichfußböden ausgestatteten Räume (Abb. 25) und ihre Anordnung weisen das Gebäude als Wohnhaus aus. Im Bauschutt über den Gebäuderesten und in einer älteren Planierschicht unter dem Estrich von Raum 11 lagen darüber hinaus zahlreiche Reste bemalten Wandverputzes.

Ein interessanter Aspekt ergibt sich aus der möglichen Funktion des kleinen Raumes 8 mit der Kanalheizung (Abb. 23 und 24), die zur älteren Bauphase zählt. Es kann durchaus in Erwägung gezogen werden, daß es sich um eine Darre gehandelt haben könnte³³. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, in dem Gebäude das Haus eines Händlers zu sehen, der in dieser Darre etwa Früchte und Nüsse aufbereitete und in anderen Räumen vor dem Weitertransport lagerte. Die teil-

33 Für freundliche Hinweise und Diskussionen zu diesem Baubefund möchte ich mich bei meinem Kollegen, Herrn Dr. M. Filgis, Landesdenkmalamt Stuttgart, bedanken.



Abb. 24 Jagsthausen 1989. Gebäude 7 mit der freigelegten Kanalheizung von Raum 8 nach Abnahme des Estrichs und der Abdeckplatten. Im Vordergrund befand sich die Feuerungsstelle (praefurnium), vgl. Abb. 23, Raum 7



Abb. 25 Jagsthausen 1989. Gebäude 7 mit den Estrichböden der Räume 8 und 10 sowie dem Praefurnium, Raum 7. Vgl. dazu Abb. 23

weise gewerbliche Nutzung des Gebäudes könnte auch seine Architektur erklären: Im vorderen Trakt an der Straße lagen die teilweise beheizbaren Wohnräume, wogegen sich im hinteren Teil – durch den Korridor 6 und das Praefurnium 7 getrennt – die Verarbeitungs- und Lagerräume befanden.

Zusammenfassung und Ausblick

Der bei den neuen Ausgrabungen im römischen Vicus von Jagsthausen durch den Bebauungsplan vorgegebene Ausschnitt im Zentrum des Lagerdorfes, hat wertvolle Aufschlüsse über die Struktur und die Hausformen dieser Siedlung am äußeren Limes erbracht. Auch dank der vergleichsweise sehr guten Erhaltungsbedingungen kommt diesen Ausgrabungen eine wichtige Stellung in der Erforschung der römischen Siedlungen im rechtsrheinischen Gebiet der damaligen Provinzen Obergermanien und Raetien zu. Es ist nun möglich, ganz unterschiedliche Siedlungsausschnitte aus Baden-Württemberg etwa von Köngen, Walheim, Bad Wimpfen, Walldürn oder Ladenburg³⁴, mit verschiedenen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichten im Laufe der römischen Okkupation, zu vergleichen. Die Befunde aus Jagsthausen unterscheiden sich dabei teilweise erheblich von den großen Siedlungsausschnitten aus dem Neckarland – dem Hinterland des obergermanischen Limes – etwa von Köngen, Walheim oder der stadtartigen Siedlung von Wimpfen im Tal. Die Gründung dieser Siedlungen am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. erfolgte im Zusammenhang mit der Einrichtung des Neckarlimes, der eine natürliche Flußgrenze darstellte, die ebenfalls durch eine Kastellkette gesichert war. Nach dem Abzug des Militärs um die Mitte des 2. Jahrhunderts entwickelten sich daraus Zentren des Handels, des Handwerks und des öffentlichen Lebens. Die Geschichte der Orte an den unterschiedlichen Grenzlinien verspricht interessante Perspektiven im Vergleich der Besiedlungsstrukturen. Deshalb sollten in Zukunft besonders an Orten am äußeren Limes wie in Jagsthausen, alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden, noch freie Flächen vor der Zerstörung der archäologischen Substanz zu erforschen³⁵. Ebenso groß sollten aber auch die Bemühungen sein, archäologische Reservatsflächen zu schaffen, um diese wichtigen Zeugnisse und Quellen der Frühgeschichte unseres Landes auch für nachfolgende Generationen zu erhalten.

34 Köngen: *Chr. Unz*: Grinario – Das römische Kastell und Dorf in Köngen. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 8 (Stuttgart 1982) Abb. 3; Walheim: *D. Planck*: Zur Topographie des römischen Walheim. Ludwigsburger Geschichtsblätter 40, 1987, S. 7ff. Abb. 15; Bad Wimpfen: Regia Wimpina. Beiträge zur Wimpfener Geschichte 5 (Bad Wimpfen 1988), Sonderband: Das römische Wimpfen Abb. 10–12; Walldürn: *Schallmayer* (Anm. 25) Abb. 154; Ladenburg: *C. S. Sommer, H. Katser*: LOPODVNVM – Ladenburg a. N. Archäologische Ausgrabungen 1981–1987. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 5 (Stuttgart 1988). Jeweils mit weiterer Literatur.

35 *C. S. Sommer*: Überlegungen zur Schwerpunktbildung bei der Untersuchung von ländlichen Siedlungen in Baden-Württemberg. Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 19, 1990, S. 118ff.

Zur Geschichte der Grafen von Löwenstein-Calw

VON GERHARD FRITZ

Die folgenden Überlegungen waren ursprünglich als bloße Entgegnung auf den 1987 erschienenen Aufsatz *Calwische Anfänge* der Mainzer Doktorandin Iris Raster¹ konzipiert. Mittlerweile haben sich jedoch einige neue Aspekte zur Geschichte und Genealogie der Löwenstein-Calwer ergeben, so daß das Folgende weit über eine Auseinandersetzung mit Rasters Argumenten hinausführt.

Zur Feier ihrer 700jährigen Stadterhebung² hat die Stadt Löwenstein ein schön gestaltetes Heimatbuch herausgebracht, das in einem kurzen Aufsatz Iris Rasters unter anderem auch auf die Grafen von Löwenstein-Calw eingeht. Die Löwenstein-Calwer waren ein Seitenzweig der insbesondere im 11. und frühen 12. Jahrhundert bedeutenden Grafen von Calw.

Iris Rasters Arbeit wertet die üblichen Quellenwerke des südwestdeutschen Raumes aus und geht außerdem auf Literatur bis 1986 ein. Dabei handelt es freilich bei den von ihr aufgeführten Literaturtiteln aus den 70er und 80er Jahren entweder um Sonderthemen aus der Burgenbaukunde oder um landesgeschichtliche Gesamtdarstellungen ganz allgemeinen Inhalts³. Mehrere neuere historische Abhandlungen und auch einige nicht mehr ganz junge Arbeiten genealogischen Inhalts werden dagegen von der Autorin nicht berücksichtigt⁴. Es ist deshalb nötig, diese Untersuchungen mitheranzuziehen und sie durch neue Überlegungen zu ergänzen.

1 In: 700 Jahre Stadt Löwenstein 1287–1987. Hg. von *Karl-Heinz Dähn*. Löwenstein 1987, S. 103–112.

2 Das Datum 1287 erscheint übrigens nach neueren Erkenntnissen als Termin für die Löwensteiner Stadterhebung keineswegs mehr ganz gesichert (vgl. *Gerhard Fritz*: *Loewensteinica miscellanea*. – In: *Festschrift zum 65. Geburtstag von August Nitschke*. Verlagsort noch unbekannt, wird 1991 erscheinen).

3 Vgl. Rasters Quellen- und Literaturverzeichnis (wie Anm. 1), S. 112 und den Anmerkungsteil ebd. S. 111f. Die hauptsächlich herangezogene Sekundärliteratur ist demnach *Christoph Friedrich von Stälins* *Württembergische Geschichte*, Stuttgart 1841, Bd. 1, gelegentlich auch *Wilhelm Kurze*: *Adalbert und Gottfried von Calw*. – In: *ZWLG* 24, 1965, S. 241–308 oder *Karl Rommel*: *Chronik der Stadt Löwenstein*. Weinsberg 1893. Ferner zitiert sie vereinzelt aus den burgenkundlichen Arbeiten *Karl-Heinz Dähns* oder aus allgemeinen Werken wie *Karl und Arnold Weller*: *Württembergische Geschichte im südwestdeutschen Raum*. Stuttgart, 9. Aufl. 1981.

4 Zu nennen sind v. a.: *Hansmartin Decker-Hauff*: *Der Öhringer Stiftungsbrief*. – In: *WFr* 41, 1957, S. 17–31 und 42, 1958, S. 3–34; *Karin Feldmann*: *Herzog Welf VI. und sein Sohn*. Diss. Tübingen 1971; *Gerhard Fritz*: *Kloster Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter*. Sigmaringen 1982; *Ders.*: *Die Geschichte der Grafschaft Löwenstein und der Grafen von Löwenstein-Habsburg*. Sigmaringen 1986.

Wie kam Löwenstein in den Besitz der Grafen von Calw?

Die Autorin vermutet, daß die Grafen von Calw drei große Besitzkomplexe besessen hätten, nämlich einen um die namensgebende Burg Calw, einen zweiten rund um Sindelfingen und einen dritten rund um Löwenstein. Zur Ergänzung des Löwensteiner Besitzkomplexes habe Graf Adalbert II. von Calw um 1075 vom Kloster Hirsau einen Hof in Lauffen am Neckar ertauscht⁵.

Nun ist die Frage, wie die Calwer eigentlich zu ihrem Löwensteiner Besitz gekommen sind – denn daß Löwenstein ursprünglich gewiß kein calwischer Besitz war, dürfte angesichts der räumlichen Trennung von dem namengebenden Stammgut rund um Calw so gut wie sicher sein. Der Name der Gemahlin von Adalbert III., dem Sohn Adalberts II., klärt die Verhältnisse: Adalbert III., im Jahre 1094, noch fünf Jahre vor seinem Vater gestorben, war mit einer Dame namens Cunizza von Willsbach verheiratet⁶.

Ein Adelsgeschlecht von Willsbach ist im 11. Jahrhundert und auch später ganz unbekannt. Andererseits hat ein Hochadliger wie Adalbert III. von Calw mit Gewißheit keine Frau geheiratet, die ihm unebenbürtig gewesen wäre. Cunizza von Willsbach muß ebenfalls hochadlig gewesen sein, und sie muß ihrem Gemahl eine erhebliche Mitgift mit in die Ehe eingebracht haben. Wir können Cunizzas Familie nicht mit Sicherheit identifizieren, man mag vielleicht an die Grafen von Lauffen denken, aber das kann bei anderem Anlaß einmal näher untersucht werden und ist hier gar nicht so wichtig. Wesentlicher erscheint, daß Cunizza den Besitz von Willsbach und Umgebung mit in die Ehe gebracht hat. Die Heirat Adalberts III. und Cunizzas läßt sich grob datieren: Wenn man annimmt, daß Adalbert II. um 1025/1030 geboren wurde, dann kann man für seinen Sohn Adalbert III. ein Geburtsdatum von ca. 1050 erschließen⁷. Er wird also im Jahrzehnt zwischen 1070 und 1080 geheiratet haben, und zwar angesichts des niedrigen mittelalterlichen Heiratsalters eher 1070 als 1080.

Die damalige Zeit war die Frühzeit des Burgenbaus. Es existierten – verglichen mit dem 13. Jahrhundert – erst relativ wenige Höhenburgen, ja der Bau von Höhenburgen war überhaupt erst seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in Mode gekommen⁸. Vorher lebte der Hochadel offenbar in oder bei seinen Dörfern in vornehmeren Gebäuden, über deren Charakter jedoch wenig bekannt ist. Entsprechendes wird man auch von Cunizza von Willsbach annehmen dürfen. Die Familie ihres Ehemannes Adalbert III. war jedoch so vornehm, daß der neue Herr in Willsbach anscheinend bald daran dachte, sein und seiner Frau Dorf zu verlassen und eine repräsentative Burg auf einem Berg in der Nähe zu errichten. Als Ort für die neue Höhenburg bot sich ein Bergsporn an der wichtigen Salzstraße nach Hall an:

5 *Raster* (wie Anm. 1), S. 103; die Jahreszahl nach dem Codex Hirsaugiensis, hg. von *Karl Schneider*. Anhang zu den WVjh 10, 1887, S. 1–78.

6 *Decker-Hauff* (wie Anm. 4) und *Fritz* 1982 (wie Anm. 4), S. 144.

7 Vgl. *Kurze* (wie Anm. 3), S. 256.

8 Dazu insbesondere *Hans-Martin Maurer*: Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland. – In: ZGO 117, 1969, S. 295–332.

Löwenstein. Der Auszug von Willsbach nach dem neu angelegten Löwenstein müßte demnach in den Jahren und Jahrzehnten um 1070/1080 erfolgt sein. Dieser aufgrund genealogischer Überlegungen ermittelte Befund deckt sich in erstaunlicher Weise mit dem Baubefund der heutigen Ruine Löwenstein⁹.

Wir haben damit wahrscheinlich gemacht, daß Willsbach als der Mutterort der Burg Löwenstein anzusehen ist, daß Löwenstein beziehungsweise der Ort, wo die Burg entstehen sollte, letztlich als Zubehör der Heirat Cunizzas von Willsbach erst wenig vor dem Bau der Burg in calwischen Besitz gekommen ist.

Graf Adalbert IV. von Calw-Löwenstein und sein Krieg gegen Herzog Welf VI.

Die Person Adalberts IV., des Sohnes Adalberts III., wird von Raster ausführlich dargestellt. Dabei sollte zusätzlich zu den Aussagen der Autorin erwähnt werden, daß man die Gemahlin dieses ersten Grafen, der sich erstmals nach Löwenstein benannte, durchaus kennt. Es handelt sich um eine Wiltburg. Sie könnte dem aus dem heutigen Bayern stammenden Geschlecht der Grafen von Lechsmünd entstammen¹⁰.

Wichtiger als dieses Detail sind die Erörterungen des Erbschaftskrieges, den Adalbert IV. gegen Herzog Welf VI. führte, den vorletzten Vertreter des schwäbischen Zweigs der Welfen. Adalbert IV. hatte nach dem Tode seines Onkels, des Grafen Gottfried von Calw 1131 gehofft, diesen zumindest teilweise zu beerben. Tatsächlich hatte sich Herzog Welf VI., der Schwiegersohn Gottfrieds von Calw, dessen gesamten Besitz angeeignet. Adalbert IV. reagierte mit Angriffen auf Calw und Sindelfingen. Der Handstreich gelang jeweils, Calw wurde von Adalbert in Besitz genommen, Sindelfingen von ihm geplündert und verwüstet¹¹.

Iris Raster vermutet nun im Anschluß an die ältere Literatur, Wartenberg sei eine Burg in der Baar gewesen. Diese auf Stälins *Württembergische Geschichte* von 1841 zurückgehende Ansicht ist jedoch so unwahrscheinlich, daß sie mittlerweile mehrfach und mit gutem Grund angezweifelt wurde¹². Es wäre erstens militärisch völlig sinnlos für Adalbert IV. gewesen, mit der Beute in die Baar, also nach Süden zu marschieren, und zum zweiten gibt es auch keinerlei Hinweis darauf, daß Adalbert IV. dort, weitab von seinen sonstigen Besitzungen, eine Burg besessen hätte. Wein hat deshalb 1971 die Burg Wartenberg in der Stuttgarter Gegend lokalisiert, was immerhin militärisch und vom übrigen löwensteinischen Besitz her betrachtet einigermaßen plausibel wäre. Noch reizvoller ist die 1966 von Hommel geäußerte Ansicht, bei Wartenberg handele es sich um die heutige Ruine Warthof über dem

9 Karl-Heinz Dähn: Burg Löwenstein. – In: 700 Jahre Stadt Löwenstein (wie Anm. 1), S. 333-367, hier 334ff.

10 Vgl. zur Argumentation Fritz 1982 (wie Anm. 2), S. 139ff.

11 Am genauesten: Feldmann (wie Anm. 3), S. 2ff.

12 Wilhelm Hommel: Ungeklärte Ortsnamen aus dem Hohenloher und Haller Raum und das staufische Ehepaktverzeichnis von 1188. – In: WFr 50, 1966, S. 222–238. Ferner: Gerhard Wein: Die mittelalterlichen Burgen der Stadt Stuttgart. 2. Bd.: Die Burgen in den Stadtteilen Solitude, Feuerbach, Cannstatt, Berg und Gaisburg. Stuttgart 1971, S. 176ff.

Tal der Winterlauter ganz in der Nähe von Löwenstein. Egal, ob Wartenberg nun bei Stuttgart oder unmittelbar bei Löwenstein zu suchen ist: Falsch ist es auf jeden Fall, Wartenberg in der Baar zu vermuten.

Der restliche Verlauf der Streitigkeiten zwischen Adalbert IV. und Welf VI. ist bei Raster korrekt dargestellt: Gegenangriff Welfs, Eroberung der Burg Löwenstein durch seine Leute, Belagerung und Kapitulation Adalberts IV. in Calw und anschließender Vergleich zwischen den beiden streitenden Parteien, wobei Adalbert ausgesprochen glimpflich wegkam und Calw als welfisches Lehen übertragen bekam.

Die Abfolge der Löwensteiner seit Adalbert IV.

Bei der weiteren Darstellung der Löwensteiner Grafen folgt die Autorin wieder dem 150 Jahre alten Werk Stälins und nennt neuere Quelleneditionen und neuere Literatur nicht. Beispielsweise enthalten die Bände der *Monumenta Germaniae Historica* über die Kaiser beziehungsweise Könige Lothar III., Konrad III. und Friedrich Barbarossa eine ganze Reihe von Nennungen über das von Raster herangezogene *Wirtembergische Urkundenbuch* hinaus¹³. Man wird auf die fehlenden Barbarossa-Bände hier übrigens gespannt sein dürfen. Es mag durchaus sein, daß man darin noch den einen oder andern Calw-Löwensteiner Grafen finden wird. Auch die *Regesten Kaiser Heinrichs VI.* nennen die Calw-Löwensteiner. Wir verzichten darauf, auf alle Ungenauigkeiten Rasters im einzelnen einzugehen und verweisen einstweilen auf die letzte, 1982 erschienene Darstellung zur Genealogie der Calw-Löwensteiner¹⁴. Wie gesagt wird auch diese Darstellung in verschiedenen Punkten präzisiert werden müssen, wenn die Quelleneditionen zu Barbarossa und eventuell weitere Editionen zu den Kaisern des 13. Jahrhunderts vorliegen.

Der Erwerb der Grafschaft Wolfsölden und der Murrhardter Klostersvogtei durch die Grafen von Löwenstein

Eine spezielle Lücke Rasters können wir freilich nicht übergehen. Die Person des in den Jahren nach 1230 erwähnten Grafen Gottfried II. von Löwenstein ist nämlich wesentlich präziser zu fassen, als die Autorin es tut. Gottfried II., heiratete Ruchina (Richenza, Regenwip), die Tochter des Grafen Bertold von Beilstein und Wolfsölden. Ruchina hatte 1226 in Italien ein Verhältnis zu Kaiser Friedrich II. gehabt. Aus dem Verhältnis war eine Tochter hervorgegangen¹⁵. Nach ihrer Rückkehr heiratete sie den Löwensteiner und brachte diesem die Grafschaft Wolfsölden und die damit verbundene Vogtei über das Benediktinerkloster Murrhardt ein.

13 Fritz 1982 (wie Anm. 4), S. 139ff., 144f.

14 Ebd.

15 Hansmartin Decker-Hauff: Das staufische Haus. – In: *Die Zeit der Stauer*. Bd. 3, S. 339–374, hier 360.

Damit werden auch die Streitigkeiten um den löwensteinischen Besitz in Kirchenkirnberg¹⁶ bei Murrhardt verständlich, die sich 1234 abspielten und die von Raster ohne nähere Kenntnis der Umstände nur beiläufig erwähnt werden. Kirchenkirnberg war 1182 vom Kloster Murrhardt an das Kloster Adelberg geschenkt worden. Der Schenkungsvertrag nannte jedoch die Vogteirechte nicht. Während die Grafen von Wolfsölden, die Rechtsvorgänger Gottfrieds II. von Löwenstein als Murrhardter Kloostervögte, die Vogteirechte in Kirchenkirnberg offenbar nicht beanspruchten, versuchte Gottfried II. den rechtsfreien Raum zu seinen Gunsten auszubauen und machte seit seiner Heirat mit Ruchina um 1230 Ansprüche auf Kirchenkirnberg geltend. König Heinrich (VII.) wies diese Forderungen in einem Urteil 1234 zurück. Die Rechtsnachfolger der Löwenstein-Calwer, die Löwenstein-Habsburger, griffen das Problem jedoch in den Jahren nach 1280 wieder auf und errangen, im Gegensatz zu Gottfried II., in Kirchenkirnberg wenigstens einen Teilerfolg.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der letzten Löwenstein-Calwer Generation

Auch bezüglich der Nachkommenschaft Gottfrieds II. bleibt die Autorin auf dem Kenntnisstand Stälins. Sie wiederholt insbesondere dessen falsche Ansicht über angeblich zwei Söhne Gottfrieds II., die den Namen Albrecht getragen haben sollen (»Albrecht hießen zwei seiner Söhne, von denen einer ein ›minderer‹ Sohn gewesen sein soll«). Wir wollen nicht die ganze, von uns erst vor wenigen Jahren ausführlich dargestellte Argumentation wiederholen¹⁷, aber der angebliche »mindere« Sohn Gottfrieds II. war kein unebenbürtiger Sproß Gottfrieds II., sondern schlicht und einfach ein Minorit, also ein Angehöriger des Franziskanerordens, zu deutsch also ein Minderbruder, der aus Löwenstein stammte.

Die Mutter Graf Gottfrieds III. und die Frage des Gesamtbesitzes der Grafschaft Löwenstein 1277/81

Die Fehler bei der Zuordnung der beiden Albrechte sind lediglich ein genealogisches Detail ohne weitere besitzgeschichtliche Konsequenzen. Dagegen vermag ein weiterer, bislang übersehener Aspekt auch den Übergang der Grafschaft Löwenstein und der Murrhardter Kloostervogtei aus dem Besitz Graf Gottfrieds III. in die Hand des Bistums Würzburg und wenig später in die Verfügungsgewalt des Reiches zu klären.

Wir rekapitulieren kurz die Fakten: 1277 verkaufte Graf Gottfried III. von Löwenstein – offenbar resigniert, weil er ohne Söhne geblieben war – seine Burgen Löwenstein und Wolfsölden, also seine beiden gleichnamigen Herrschaften, an

16 *Gerhard Fritz*: Kirchenkirnberger Geschichte im 12. und 13. Jahrhundert. – In: WFr 66, 1982, S. 127–139.

17 *Fritz* 1982 (wie Anm. 4), S. 141.

Bischof Bertold von Würzburg¹⁸. Der verschuldete Bischof konnte trotz erheblicher Bemühungen seinen Neuerwerb nicht halten und mußte Löwenstein und Wolfsölden bereits 1281 an König Rudolf und das Reich verkaufen. König Rudolf belehnte 1282/83 seinen illegitimen Sohn Albrecht von Schenkenberg mit Löwenstein und Wolfsölden, der sich von diesem Zeitpunkt an als Graf von Löwenstein bezeichnete und der Stifter des zweiten Geschlechts löwensteinischer Grafen wurde.

Die Urkunden von 1277 und 1281 enthalten Informationen, die bislang übersehen wurden. So sagt Gottfried III. 1277 ausdrücklich, daß ihm noch Erbe von seiner Mutter zufallen werde. Seine Mutter war also offenbar 1277 noch am Leben¹⁹. In diesem Zusammenhang könnte eine bisher unverständliche Formulierung aus der Verkaufsurkunde von 1281 sich aufhellen. Dort heißt es, daß Bischof Bertold von Würzburg *omne ius quod nobis et ecclesie nostre competit in advocatia de Murreharta, nec non castra Lewenstein et Wolvesselden cum omnibus suis iuribus et pertinentiis univervis* (alles Recht, was uns und unserer Kirche zusteht an der Vogtei von Murrhardt und die Burgen Löwenstein und Wolfsölden mit allen ihren Rechten und Zugehörungen) an König Rudolf verkaufe²⁰. Warum verkauft der Bischof nicht die Vogtei über das Kloster Murrhardt insgesamt, sondern nur *omne ius quod nobis ... competit in advocatia de Murreharta etc.*? Offenbar gehörte ihm auch 1281 noch nicht die gesamte Grafschaft Löwenstein (einschließlich Wolfsölden und Murrhardt). Der Grund dürfte darin liegen, daß die Mutter Graf Gottfrieds III. auch 1281 immer noch lebte. Der Bischof hatte 1277 zwar die Anwartschaft auf das Erbe der alten Löwensteinerin erworben, aber dieses fiel erst mit dem Tod der alten Gräfin an. Der Tod der alten Löwensteinerin muß dann schließlich nicht allzuviel nach 1281 erfolgt sein, und mit ihm fielen alle noch ausstehenden Besitzanteile an den neuen Inhaber von Löwenstein, Graf Albrecht. In der Folge hört man nie wieder etwas von einer nur anteilig in Albrechts Besitz gewesenen Grafschaft Löwenstein.

Wer aber war diese alte Löwensteiner Gräfin, die Mutter des Grafen Gottfried III.? Wir wissen, daß 1246 eine Gräfin A. von Löwenstein lebte, die – offenbar als Witwe, weil ihr Mann nicht erwähnt wird – damals in Kontakt mit dem Papst stand und offenbar Bestechungsgelder von diesem kassierte²¹. Man kann nun annehmen, daß das A. ein Lese- oder Schreibfehler für R. (= Ruchina) ist. Unmöglich ist das nicht, die Buchstaben sind einander in der damaligen Schrift nicht so unähnlich. Wäre aber die Lesung A. korrekt, dann hieße das, daß Graf Gottfried II. nach seiner Ehe mit Ruchina von Beilstein-Wolfsölden nochmals

18 Dazu Fritz 1986 (wie Anm. 4), S. 22f. und ebd. die Regesten S. 238ff., Nr. 1, 4–7.

19 WUB 8, S. 57ff., Nr. 2720: Gottfried überträgt dem Bischof von Würzburg seine *burc Lewenstein und Wolfselden, gsucht und ungesucht gut, unserre herschaft, manlehen, lute und eigen und swelherlei gut ez si, daz wir haben oder besitzen, nach gwinnen mügen von herbschaft unserre muter ...*

20 Der volle Text nicht im WUB, sondern bei Christoph Jacob Kremer: Abhandlung von den graven von Loewenstein, aeltern und mittlern geschlechts. – In: Historia et commentationibus academiae electoralis scientiarum et elegantiarum literarum Theodoro-Palatina. Bd. 1, Mannheim 1766, S. 322–373, hier 354f.

21 MGH Epistolae Pontificum 2, Nr. 260; dazu Fritz 1982 (wie Anm. 4), S. 140.

geheiratet hätte. Von den Namen der Enkelinnen Gottfrieds II. wäre eine A. von Löwenstein gut zu erklären. Eine der Töchter Gottfrieds III. hieß Agnes; dieser Name wäre dann auch für die A. von Löwenstein von 1246 anzunehmen. Wie auch immer: Die 1246 lebende Löwensteiner Gräfin – egal ob Agnes oder Ruchina – war sehr langlebig und lebte noch 1277 und 1281.

Die zweite Gemahlin Gottfrieds III.

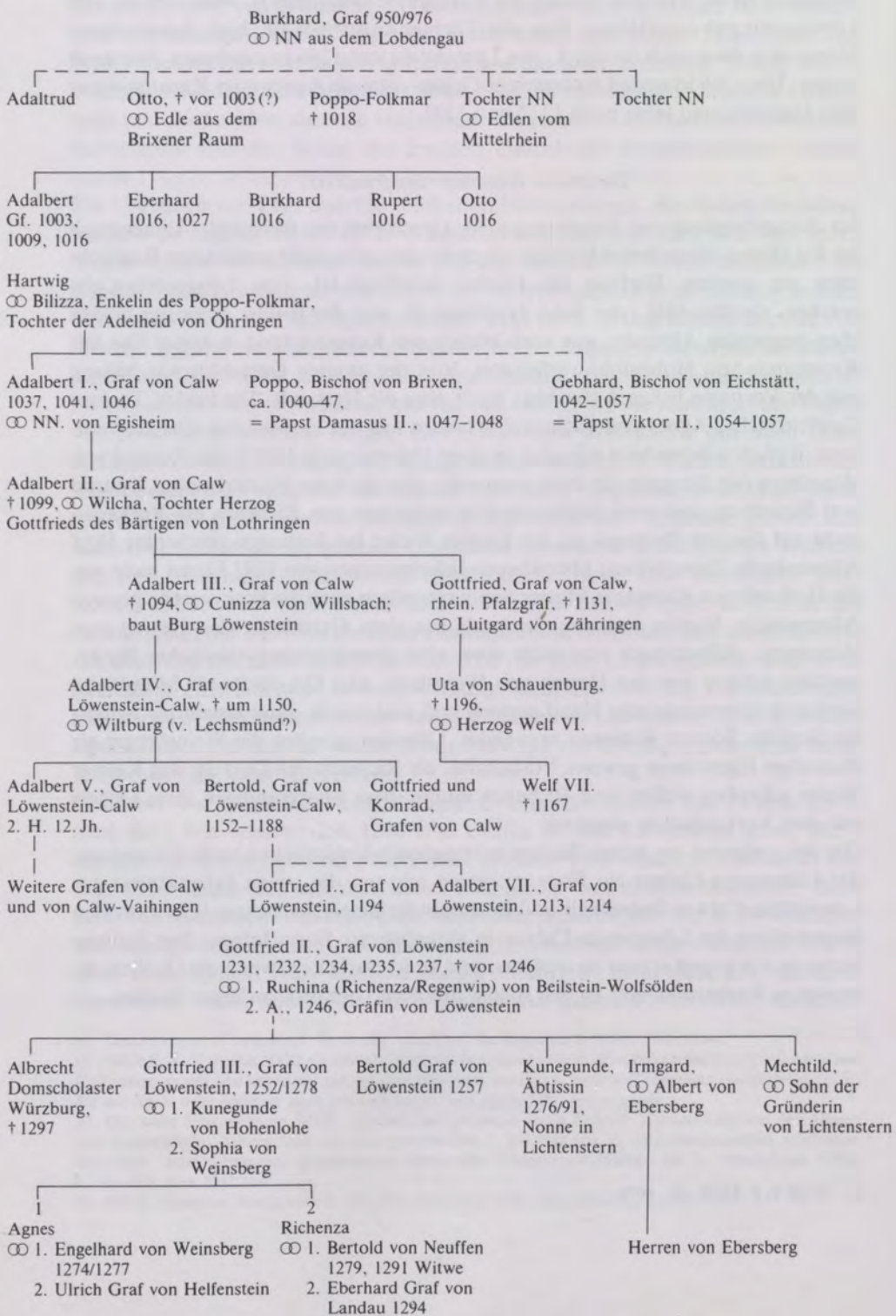
Im Zusammenhang mit Forschungen zur Geschichte der Gemeinde Allmersbach im Tal (Rems-Murr-Kreis) konnten wir außerdem eine nicht unwichtige Beobachtung zur zweiten Ehefrau des Grafen Gottfrieds III. von Löwenstein-Calw machen. Gottfried III., der Sohn Gottfrieds II. und der Bruder eines der beiden eben genannten Albrecht, war nach bisherigem Kenntnisstand in erster Ehe mit Kunegunde von Hohenlohe verheiratet. Von der zweiten Gemahlin war bislang nur der Vorname bekannt (Sophia), nicht aber die Herkunft. Die beiden Töchter Gottfrieds III., Agnes und Richenza, schienen aus der Hohenloher Ehe zu stammen. Richenza bezeichnet nun aber in einer Urkunde von 1291²² den Konrad von Weinsberg den Jüngeren als ihren *avunculus*, also als ihren Mutterbruder. Konrad von Weinsberg und seine Söhne erhalten außerdem von Richenza ein Vorkaufsrecht auf das von Richenza an das Kloster Weiler bei Esslingen geschenkte Dorf Allmersbach. Diese bislang übersehenen Informationen von 1291 klären nicht nur die Herkunft von Richenzas Mutter Sophia, sondern auch die Besitzgeschichte von Allmersbach: Sophia stammte demnach aus dem Geschlecht der Herren von Weinsberg. Allmersbach war nicht etwa alter löwensteinisch-calwischer Besitz, sondern gehörte erst den Herren von Weinsberg. Der Ort dürfte als Mitgift der Sophia in löwensteinische Hand geraten sein und wurde dann erneut als Mitgift für Sophias Tochter Richenza verwendet. Offenbar erhoben die Weinsberger als ehemalige Eigentümer gewisse Vorbehalte, als Richenza ihr Dorf an das Kloster Weiler schenken wollte, und Richenza mußte diese Einwendungen ihres Onkels mit dem Vorkaufsrecht abgelenken.

Um den aufgrund der Arbeit Rasters entstandenen Unklarheiten in der Genealogie der Löwenstein-Calwer ein Ende zu setzen und um die neuen Erkenntnisse zur Löwenstein-Calwer Genealogie und Besitzgeschichte einzuarbeiten, lassen wir den Stammbaum der Löwenstein-Calwer in aktualisierter Form folgen. Der Stammbaum ist wie gesagt erneut zu ergänzen und zu überarbeiten, wenn die Quelleneditionen zu Barbarossa und zu den späten Staufern komplett vorliegen werden.

22 WUB 9, S. 423ff., Nr. 4073.

Die Grafen von Calw und ihre Ahnen

(Es sind nur die Linien Calw bis Ende 12. Jahrhundert und Löwenstein-Calw komplett eingetragen; vgl. zu den sonstigen Anschlüssen *Fritz* 1982, S. 144f.)



Die Keckenburg in Schwäbisch Hall wird 750 Jahre alt

Zur älteren Baugeschichte eines mittelalterlichen städtischen Turmbaus

VON ALBRECHT BEDAL

Seit einigen Jahren wird an einer stadthistorisch hochinteressanten Stelle im Bereich des Keckenhofs in Schwäbisch Hall ein ganzes Gebäudeensemble für das Hällisch-Fränkische Museum umgebaut, saniert und verändert. Zentrales Bauwerk dieser Gruppe ist die Keckenburg selber, ein turmartiges Steinhaus mit Fachwerkaufsatz¹. Als in den Jahren 1988 bis 1990 die Obergeschosse der Keckenburg für die Museumsnutzung baulich verändert wurden, konnte hier die einmalige Chance wahrgenommen werden, die während der Bauzeit offenliegenden Decken und Wände, sofern sie noch nicht von Putz befreit waren, zu erfassen und bauhistorisch zu untersuchen. Für diese Untersuchungen des Stein- und Holzgefüges konnten von der Stadt Schwäbisch Hall Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer gewonnen werden, sie wurden unterstützt von Christian Schaetz, der Putz- und Mörtelproben entnahm. Durch die mit diesen Arbeiten verbundene dendrochronologische Auswertung der eingebauten Hölzer konnten so erstmals genaue Daten zur Baugeschichte ermittelt werden, die die bisherigen rein stilkritischen Altersbestimmungen ersetzen oder ergänzen². Aufgrund dieser Jahresringbestimmung vieler Bauhölzer ist die Bauzeit des Kernbaus der Keckenburg auf 1239/41 anzusetzen. In dieser Untersuchung von Lohrum, Bleyer und Schaetz dominieren bauhistorische Fakten unter vorrangiger Berücksichtigung des bautechnischen Aspektes, also hier wohl eher neben dem untergeordneten Holzgefüge die genaue Beobachtung von Mauerwerk, Fugen, Mörtel, Putz, Steinarten und dgl. Diese Vor-Ort-Analyse hat einige neue Aspekte bei der baulichen Beurteilung des Komplexes Keckenburg erbracht, auf die sich die folgenden Ausführungen hauptsächlich stützen.

Die Keckenburg, deren offizielle Straßenbezeichnung »Untere Herrngasse 10« lautet, hat schon seit langem die Aufmerksamkeit und das Interesse der Denkmalpfleger und Heimatforscher wegen ihrer auffallenden Form und Konstruktion

1 Der Name *Keckenburg* stammt von einem adligen hällischen Geschlecht, den Keck. Ein Heinrich Keck soll um 1400 das Anwesen gekauft haben, damals der reichste Mann der Stadt (bei *G. Wunder*: Die reichen Kecken. Der Haalquell 17/1962).

2 Die bisherigen Zeitangaben beruhten auf stilistischen Vergleichen, insbesondere wurden auch die »stauischen« Buckelquader herangezogen. Erstaunlich genau wurde so das Baudatum geschätzt: *Röhrich* nennt als Zeitstellung »hohenstauisch-frühgotisch«, *Mayer* setzt es in die Mitte des 13. Jahrhunderts, *Wiedenau* in den Anfang des 13. Jahrhunderts. – *Eugen Mayer*: Das Bürgerhaus zwischen Ostalb und oberer Tauber, Tübingen 1978; *Gustav Röhrich*: Die Keckenburg in Schwäbisch Hall, eine mittelalterliche Stadtadelsburg. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Neue Folge 19, 1938; *Anita Wiedenau*: Katalog der romanischen Wohnbauten in westdeutschen Städten und Siedlungen, Tübingen.

erweckt, nicht zuletzt deswegen, weil seit 1934 hier das Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken untergebracht ist.

Die Keckenburg sei eine der legendären »sieben Burgen« von Hall, berichtet schon im 19. Jahrhundert die Oberamtsbeschreibung, wie auch Eugen Gradmann im Kunstdenkmälerverzeichnis von 1907. Daß es sich bei diesem Steinturm von Anfang an um ein besonderes Gebäude in der Stadt Hall gehandelt haben dürfte, steht zweifelsfrei fest; aber die Definition »Stadtburg« der älteren Geschichtsschreibung kann so einfach aus dem Baubestand nicht abgeleitet werden. Hinzu kommt, daß bei den früheren Baubefunderfassungen häufig der Zeitgeist spürbar wird und die Auswertung unter den historischen Vorgaben litt³. Daher soll hier einmal der Versuch gemacht werden, alle vorgefundenen, bauhistorisch bemerkenswerten Details, die früher oder erst jetzt beim jüngsten Umbau erkannt wurden, übersichtlich zusammenzutragen und sie mehr oder weniger für sich sprechen zu lassen. Im nachfolgenden wird darauf verzichtet, die enorme Fülle von baugeschichtlich bedeutsamen Details im einzelnen zu erläutern; geeigneter erscheint für die notwendige Information des Lesers in diesem Falle eine zeichnerische Dokumentation der Befunde.

Der eigentliche Turm besteht aus einem längsrechteckigen Baukörper mit den Ausmaßen von vereinfacht 10,5 m auf 14 m; die Schmalseiten stehen parallel zu den Gassen⁴. Im Innern ist keine ursprüngliche Raumeinteilung nachzuweisen, es muß sich am Anfang um große stützenfreie Räume, mit frei über 8 m gespannten Deckenbalken gehandelt haben. Sämtliche Holzbalkendecken konnten dendrochronologisch datiert werden. So steht nunmehr fest, daß die drei Deckenbalkenlagen über dem Erdgeschoß, dem 1. Obergeschoß und dem 2. Obergeschoß aus Hölzern bestehen, die zwischen 1238 und 1241 geschlagen wurden. Damit sind Spekulationen über bauliche Veränderungen bei den Decken wohl hinfällig geworden. Das betrifft insbesondere die Decke über dem 2. Obergeschoß, weil hier schon öfters vermutet wurde, daß diese Decke und ab hier auch die Wände wegen des Mauerrücksprungs erneuert worden seien⁵. Die Konstruktion weicht von den unteren Geschossen ab: in den unteren Decken liegen im Gegensatz dazu die Balken auf Streichbalken auf, die wiederum von auskragenden Konsolsteinen getragen werden. Die übliche Bautechnik, ab einer gewissen Höhe die Mauerdicke zu verjüngen (hier über dem 2. Obergeschoß von 1,25 m auf etwa 1 m), wurde

3 Insbesondere die Grundrißpläne bei *E. Mayer* sind voller Fehler, damit werden auch seine rekonstruierten Ansichten fragwürdig. Leider sind gerade diese Zeichnungen weiter verwendet worden, wie zum Beispiel von *A. Wiedenau* (wie Anm. 2).

4 Auch in Regensburg beschreibt *R. Strobel* wiederholt diesen langschmalen Typ mit der Schmalseite zur Straße, insbesondere bei den Türmen des 13. Jahrhunderts. – *Richard Strobel*: Das Bürgerhaus in Regensburg. Tübingen.

5 Diese Vermutung hat vor allem *H. Herbst* ausgesprochen. Er schloß aus der Mauerverjüngung und der dadurch bedingten andersartigen Deckenbalkenaufgabe auf eine spätere bauliche Veränderung. Auch *A. Wiedenau* sieht hier keine ursprünglichen Bauteile mehr, sie vermutet allerdings schon ab dem 1. OG eine Erneuerung. *Helmut Herbst*: Die Architektur des Keckenturms (Steinbau als Herrschaftsarchitektur) Manuskript des Vortrags beim Historischen Verein für Württembergisch Franken, gehalten im Februar 1986.

ausgenutzt und auf Steinkonsolen verzichtet, weil der Streichbalken (oder in diesem Falle die sogenannte »Mauerlatte«) direkt auf dem Rücksprung aufgelegt werden konnte.

Nun will aber A. Wiedenu einen romanischen Unterbau und ab dem 1. Obergeschoß einen »offensichtlich« jüngeren, gotischen Aufbau erkennen. Schon allein die Altersbestimmung der Deckenbalken widerspricht dieser These A. Wiedenau aufs entschiedenste. Man muß allerdings darauf hinweisen, daß die Mörteluntersuchungen eine Änderung der Mörtelzusammensetzung auf halber Höhe des 1. Obergeschosses nachweisen⁶. Da allerdings mit diesen Mörteluntersuchungen keine absolute Chronologie bestimmbar ist, sondern nur ein relativer Unterschied, nicht einmal sicher ob älter oder jünger, reicht dieses Ergebnis als Beweis für eine Bauzäsur nicht aus. Zumindest muß ein Wechsel im Material festgehalten werden, der aus einem Baustillstand oder nur aus einer neuen Materiallieferung zu erklären wäre. Ein großer zeitlicher Unterschied im aufgehenden Mauerwerk ist mit Sicherheit auszuschließen.

Durch die Jahrringbestimmung des Holzes konnte erstmals auch der Nachweis geführt werden, daß schon relativ bald nach Fertigstellung des Turmbaus um 1240 bauliche Änderungen und Anbauten durchgeführt wurden. Etwa eine Generation nach der Erbauung wurden in die beiden untersten Säle im Erdgeschoß und 1. Obergeschoß gegen 1280 je zwei Holzstützen eingestellt. Auf diese setzte man einen neuen Unterzug mit einem daruntergelegten Sattelholz, der nun die doch bei einer Belastung relativ große Spannweite auf die Hälfte ermäßigt. Stützen und Sattelhölzer sind in den beiden Geschossen unterschiedlich ausgeführt, aufgrund inzwischen gefundener Vergleichsbeispiele aus der Zeit um 1300 kann man das am Ende mit einem Halbrundstab versehene Sattelholz stilistisch zeitlich einordnen⁷. Über das ursprüngliche Aussehen des Keckenturms und seine Erschließung läßt sich leider auch nach den neuesten Forschungen immer noch eher spekulieren als exakt belegen. Wir wissen nicht, wie hoch er überhaupt gemauert war und welchen Dachabschluß er besaß. Auch die Anordnung und Form der Fensteröffnungen ist nicht schlüssig nachzuvollziehen, trotzdem einige Fenster aus der Bauzeit noch unversehrt erhalten sind. Alle bisherigen Rekonstruktionsvorstellungen gehen von

6 Die Putzuntersuchung weist einen Mörtelunterschied etwa auf mittiger Höhe des spitzbogigen Sturzsteines beim kleinen Fenster auf der Südseite auf. Wie die Mörtelanalyse ergab, sind zwar beide Mörtel ähnlich zusammengesetzt, jedoch sind beim oberen Mörtel Häufungen von Holzkohlepartikeln augenfällig. Im oberen Mörtel sind die Zusatzstoffe in weit geringerer Menge und mit erheblich kleinerem Durchmesser anzutreffen als im Mörtel unterhalb dieser Naht. Der im Geschoß darüber verwendete Mörtel besitzt starke Ähnlichkeit mit dem Mörtel oberhalb dieser »Fuge«. Der Mörtel der gegenüberliegenden nördlichen Wand hat dagegen wiederum starke Ähnlichkeit mit dem unteren Mörtel. Diese Untersuchungen lassen eine Mauerwerksveränderung auf der Südseite ab oberhalb Mitte 1. OG vermuten. Nach der Mörteluntersuchung von Christian Schaetz besteht der Mörtel des östlichen Anbaus in allen beiden Geschossen aus gleichem Material.

7 Als Beispiele dafür seien genannt: Hinterhaus des Gasthauses Adler in Schwäbisch Hall, Am Markt 10, mit einem Sattelholz ähnlicher Art, Stütze 1315 d; oder in Bad Windsheim, Kegetstraße 1, undatiert, aber aufgrund der anderen bekannten Daten zwischen 1210 und 1432 einzuordnen (bei K. Bedal: Bauen und Wohnen in den kleinen fränkischen Reichsstädten, Katalog zur Ausstellung: Reichsstädte in Franken, München 1988, mit Abbildung.)

schlanken »Biforien«, also Doppelfenstern mit einer Säule in der Mitte, aus, obwohl auch einfenstrige und verschiedene mehrfenstrige Lösungen aufgrund der Befunde durchaus möglich wären. Neben den erhaltenen Biforien im 2. Obergeschoß (das auf der südlichen Seite eingebaute Fenster ist besonders gut erhalten, da es vermutlich schon seit langem durch einen Anbau vor Witterung geschützt war) und einem 1937 im 3. Obergeschoß ausgebauten Sturzstein mit zwei kleinen Spitzbögen (heute in den Schausammlungen des Hällisch-Fränkischen Museums aufgestellt) ist ein einteiliges Fenster auf der Südseite im 1. Obergeschoß, das bisher meist als Nische gedeutet wurde⁸, gut erhalten. Weitere Hinweise auf ehemalige Fensteröffnungen geben reliktartige Gewändereste auf der Nordseite im Erdgeschoß, im 2. Obergeschoß und, durch den abgeschlagenen Putz erkennbar, Laibungsansätze im 2. Obergeschoß auf der Westseite zum Kocher hin. Über deren genaue Breite und Aussehen kann nichts ausgesagt werden. Da das auf der westlichen Außenseite freiliegende Bruchsteinmauerwerk keinerlei Spuren älterer Gewändesteine trägt, muß man davon ausgehen, daß sich die ursprünglichen Fensteröffnungen ungefähr dort befunden hatten, wo in der Barockzeit die großen Fenster eingebaut wurden. Dies entspricht auch den Befunden auf der Innenseite. Ob sich allerdings im 1. Obergeschoß eine größere Öffnung befunden hat, wie sie von E. Mayer rekonstruiert wurde, muß ungeklärt bleiben, da sich außer durch die jetzige Größe der zwei Fenster keine weiteren Ansätze am Bau finden lassen⁹. Neben den Fenstern lassen sich auch eindeutige originale Türöffnungen nachweisen, so im Erdgeschoß zum südlichen Anbau hin, im 1. und 2. Obergeschoß auf Ost- und Südseite. Auffallend ist dabei, daß die rundbogige Türöffnung im Erdgeschoß auf der Südseite sich nach der »falschen« Seite öffnet; Anschlag und Gewände im Innern sind wie für eine Außenseite gerichtet. Demnach müßte schon zur Bauzeit der Keckenburg ein Gebäude direkt an der Südseite vorhanden oder zur Bauzeit eingeplant gewesen sein. Dies unterstützt die These von bisherigen Bauforschungen, daß der Keckenturm ohne seitliche Flügelbauten nicht denkbar sei (Auf dieses Problem wird weiter unten eingegangen). Die beiden rundbogigen Tür- und Toröffnungen auf der Westseite im Erdgeschoß können formal ebenfalls der Bauzeit entstammen, wenn dies allerdings besonders beim Kellertor fraglich bleiben muß, da, wie die Inschrift »1627« im Schlußstein dieses Tores belegt, eine bauliche Veränderung im Zusammenhang mit dem Kellergeschoß vorgenommen worden sein muß. Die einfache Rundbogenform könnte sowohl original sein wie als späterer Einbau (jedoch keine Bauveränderungen im Mauerwerk zu erkennen) gedeutet werden. Fragen wirft auch in diesem Zusammenhang des Kellers der zugemauerte Rundbogen auf der Nordseite auf, der allerdings in den meisten Gewölbesteinen erneuert ist und nicht mehr das ursprüngliche Aussehen zeigt. Auch die im Kellerabgang seitlich eingebauten Nischen, ebenfalls 1627 datiert,

8 So von *Röhrich*, als natürlich die andere Seite dieser Wand, die ehemalige Außenseite, im Haus Untere Herrngasse 12 baulich verdeckt war.

9 Diese Loggia mit einer größeren Öffnung, meist einem weiten Spitzbogen, ist für die Regensburger Türme typisch, hier bei der Keckenburg nur in eingeschränkter Größe denkbar.

beweisen, daß im Bereich des Kellers starke bauliche Veränderungen stattgefunden haben müssen. Vielleicht ist der Keller erst nachträglich eingebaut worden, als der Turm eine neue Nutzung erhielt? In diesem Zusammenhang ist auf die Unterschiede zwischen dem heutigen und dem damaligen Gebäudeniveau hinzuweisen. Wie die kleine »Ausgrabung« auf der Ostseite ergeben hat, befand sich das ursprüngliche Terrain auf der Ostseite ein Geschoß tiefer, also kann auch von einem tieferen Gelände im Keckenhof ausgegangen werden.

Je weiter wir im Turm nach oben steigen, desto schwieriger wird es, sich ein Bild vom ursprünglichen Aussehen der Keckenburg zu machen. Das gesamte hohe 3. Obergeschoß entzieht sich selbstverständlich einer freilegenden Bauforschung, da der barocke Ausbau des »Musiksaals« baulich bei den Sanierungsmaßnahmen nicht angetastet wurde. Dies hat für den Bauforscher den Nachteil, daß er im Innern nicht die rohe Mauerwand untersuchen kann, mit all den baulichen Veränderungen und Spolien, wie sie in den unteren Geschossen in purifizierender Weise vor einigen Jahrzehnten freigelegt wurden, unter Vernichtung aller historischen Oberflächen, auch des vermutlich originalen mittelalterlichen Putzes. Spuren in der Fassade von ehemaligen (Schieß-) Scharten oberhalb der hohen Barockfenster können ein Hinweis darauf sein, daß dieses heutige sehr hohe Geschoß mit der enormen Raumhöhe von etwa 4,50 m und einem zusätzlichen Fehlboden von ca. 1,20 m ehemals eine ähnliche Höhe wie die darunter liegenden besessen haben muß. Diese schmalen Schlitze machen also ein 4. Obergeschoß im Massivbau wahrscheinlich¹⁰. Da sich oberhalb dieses heutigen 3. Obergeschosses keine originale Balkenlage mehr erhalten hat, kann die vorbarockzeitliche Höhe für diese beiden vermuteten Stockwerke definitiv nicht mehr bestimmt werden, selbst ein Trempel wäre denkbar. Der Fußboden des heutigen 4. Obergeschosses, der Fachwerkaufsatz von 1507/08¹¹, wird von den Deckenbalken eben aus dieser Zeit gebildet. Wie im Geschoß darunter, wurde hier baulich wenig verändert und eingegriffen, so bleiben unsere Erkenntnisse über das ursprüngliche Aussehen und die frühere Nutzung dieses spätmittelalterlichen Umbaus etwas schwammig. Klar ist, daß der Westgiebel im 18. Jahrhundert in Fachwerk erneuert wurde und daß der gegenüberliegende Ostgiebel, wohl vor Witterungseinflüssen besser geschützt, noch weitgehend das Aussehen von 1508 zeigt¹². Die innere Dachkonstruktion mit den beiden übereinander gebauten »Liegenden Stühlen« ist original erhalten.

10 Hier müssen schon wieder die Regensburger Beispiele als Vergleich dienen: Ebenfalls im 4. OG besitzt der Turm des Goliathhauses Schießscharten (nach *R. Strobel* – wie Anm. 4). Sie sind in Regensburg auch bei anderen Beispielen immer an den Hausecken angebracht mit Ziel in die vorbeiführende Gasse, dienen also wohl eher zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung.

11 Vom freiliegenden Dachwerk des Fachwerkaufsatzes wurden 8 Proben entnommen, die alle auf das Fälldatum 1507/08 zu datieren sind. Bei den Dachhölzern wurde hauptsächlich Tanne verarbeitet. Auch eine Mauerlatte auf der Südseite, auf der der Fachwerkbau aufsitzt, und ein Deckenbalken stammen aus dieser Zeit.

12 Der Ostgiebel wurde bisher noch nicht exakt bauhistorisch untersucht. Sein etwas unklares Gefüge mit den typologisch älteren Anblattungen und jünger wirkenden Fachwerkfiguren kann durch die Bauzeit, die in der Übergangsperiode zwischen dem spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Abbund liegt, erklärt werden oder ist durch spätere bauliche Veränderungen verursacht.

Interessant dabei ist, daß die Kopfstreben bei den Stuhlständern im unteren Dachboden verzapft sind, also die damals »moderne« Holzverbindung zeigen, der obere Stuhl hingegen mit der »altertümlichen« Technik der Verblattung abgezimmert ist. Die Grundrißordnung des Fachwerkstockes dürfte noch größtenteils der des frühen 16. Jahrhunderts entsprechen, der heutige große barocke Saal auf der Westseite war sicherlich in zwei Räume unterteilt. Wie man sich die vorbarocke Ausstattung dieser Ebene zu denken hat, läßt sich sehr schön in dem Raum mit dem heutigen Treppenaufgang zur Bühne vorstellen. Hier liegen Deckenbemalungen frei, die noch aus dem 16. Jahrhundert stammen können. Diese farbigen und dekorativen Fassungen, insbesondere des Holzwerks, werden zu dieser Zeit das ganze Gebäude beherrscht haben. So sind auch in den unteren Geschossen im Steinbau Bemalungen auf dem Balkenwerk aus dieser Zeit erhalten¹³.

Aber wie hat der eigentliche Turm, bevor 1507/08 das Fachwerkgeschoß aufgesetzt wurde, oben geendet? Ist an einen Steilgiebel aus Stein, ein Walmdach, einen Treppengiebel oder einen Zinnenabschluß zu denken? Die bisherigen Überlegungen gingen davon aus, da heute hier im 4. Obergeschoß keine Massivwand mehr vorhanden ist, daß der Turm darunter in seiner jetzigen Mauerhöhe geendet hat. Eine Zinnenbekrönung wird am wahrscheinlichsten gehalten, da kein Rest eines massiven Dachgiebels nachweisbar ist und vergleichbare Beispiele in Regensburg vorrangig diesen Dachabschluß besaßen. Es gibt jedoch einen Beleg für ein weiteres Massivgeschoß: auf der genauesten Stadtansicht von Schwäbisch Hall, die wir aus der Zeit vor dem Stadtbrand von 1728 besitzen (Hans Schreyer, 1643, heute im Haalamt), ist der Keckenturm, der eindeutig auszumachen ist, im 4. Obergeschoß auf der Kocherseite halbseits mit massivem Mauerwerk dargestellt, die andere Hälfte dieser Außenwand ist als Fachwerk mit starker Durchfensterung¹⁴ gezeichnet. Wenn es sich dabei nicht um eine Phantasieansicht handelt, was bei der sonstigen Genauigkeit, insbesondere der Frontdarstellung am Kocher, des großen Bildes äußerst zweifelhaft erscheint, war also in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Höhe des heutigen Fachwerks noch ein Mauerteil vorhanden, der auf der Südseite mehrere Fensteröffnungen (Säulchenarkaden?) besitzt. Die Darstellung ist allerdings wiederum nicht so genau, daß man die Form der älteren Fenster auf der Westseite nachvollziehen könnte. Die ursprüngliche Höhe des Turms muß demnach um ein Stockwerk, zumindest auf der Südwestseite, höher gewesen sein als heute noch erkennbar und damit im damaligen Stadtbild des 13. Jahrhunderts noch dominanter gewirkt haben, als bisher vermutet. Die Form des ursprünglichen

13 Neben diesen Resten der neuzeitlichen Farbfassungen sind Teile älterer Bemalungen auf der südlichen Seite auf der Außenwand zum Gebäude Untere Herrngasse 12 erhalten, dokumentiert und restauriert worden. Es handelt sich hier insbesondere um eine Art »rote Kachelbemalung«, die vom untersuchenden Restaurator Eckert aus Bad Mergentheim als außergewöhnlich eingestuft wurde. Sie kann noch aus der Bauzeit des südl. Anbaus, also wohl 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, stammen.

14 Nur die Stube besitzt im spätmittelalterlichen Haus eine solche Fensterreihe, sie wird allgemein wegen des aus der Wandflucht hervorstehenden Brust- und Sturzriegels »Fenstererker« genannt. Unterhalb des Brustriegels sind nicht weitere Fenster angeordnet, was man auf den ersten Blick meinen könnte, sondern hier sind die Ziehläden zu sehen, die an einem Strick nach oben gezogen werden können.

Dachabschlusses muß natürlich weiterhin Spekulation bleiben, eine eindeutig belegbare Aussage über die Baugestaltung vor 1508 dürfte heute wohl kaum mehr möglich sein.

Neben der Erforschung und Rekonstruktion der ursprünglichen Gestalt des Keckenturms war ein Hauptgegenstand bisheriger Untersuchungen, einen Nachweis zu finden, für wen und mit welcher Nutzung dieses besondere Gebäude um 1240 errichtet wurde. Über die Bauherrschaft können wohl keine Aussagen mehr gemacht werden, die erforschte Besitzergeschichte beginnt erst im ausgehenden 14. Jahrhundert, als das Gebäude schon 150 Jahre stand. Zur Nutzung und Funktion dieses Turmbaus sind allerdings in den letzten Jahren neue Erkenntnisse hinzugekommen, insbesondere auch, nach dem das Nachbarhaus Untere Herrngasse 12 durchgreifend umgebaut wurde¹⁵.

Der Turm selber ist unabhängig von anderen Gebäuden konstruiert. Ob schon bei der Erbauung gleich weitere Nebengebäude mit errichtet wurden und wie sie aussahen, läßt sich heute nicht mehr beantworten. Die besonders im Erdgeschoß vorgefundenen Indizien auf sehr frühe Erweiterungen nach Norden, Osten und Süden bestärken die These der jüngeren Bauforschung, daß solche Steintürme ohne zugehörige Höfe und weitere Räumlichkeiten in »Anbauten« nicht denkbar sind¹⁶. Es gelang bei der jüngsten Untersuchung allerdings nur, den in Relikten vorhandenen östlichen Anbau sicher zeitlich einzuordnen, er stammt von 1286¹⁷. Diese Zeitstellung stimmt etwa mit den Veränderungen im Innern des Kernbaus, mit dem nachgewiesenen nachträglichen Einziehen der Unterzüge überein. Ob diese und die anderen Anbauten, insbesondere der südliche bis ins 1. Obergeschoß noch erhaltene Steinanbau, ehemalige Fachwerk- oder Holzbauten ersetzen, muß Spekulation bleiben. Technisch war es damals durchaus möglich, größere Holzbauten in Fachwerkbauweise zu errichten, wie die inzwischen vielfältigen Beispiele belegen¹⁸. Erstaunlich wäre allerdings, wenn schon nach so kurzer Zeit von knapp 50 Jahren diese dazugehörigen Holzbauten baufällig gewesen sein sollten und durch Steinbauten ersetzt wurden. Es ist ebenso gut vorstellbar, daß die Keckenburg nicht der erste Bau an dieser Stelle gewesen ist und daß beim Neubau des damals wahrscheinlich modernen Turms bestehende Bauten integriert wurden, die

15 Dieser Umbau wurde von 1984 bis 1987 durchgeführt. Leider unterblieb eine bauhistorische Untersuchung mit dendrochronologischer Datierung dieses Gebäudes, jedoch konnte Restaurator *Eckert* aus Bad Mergentheim wichtige Ergebnisse zur Farbfassung im Innern wie im Äußeren beisteuern.

16 Gerade die neuesten Forschungen in Regensburg belegen, daß die Vorstellung vom reinen steinernen Wohnhaus großenteils falsch ist. Hier bestand das Anwesen des Patriziers oder des Handwerkers aus zwei Baukomplexen: dem in Bruchstein ausgeführten Massivbauteil für Repräsentation und sichere Aufbewahrung, und dem entweder ganz in Holz oder zumindest mit einem integrierten »Holzkasten« ausgebildeten Wohntrakt (*Walter und Wolfgang Kircher: Zum spätmittelalterlichen Holzbau in Regensburg, in: Hausbau im Mittelalter III 1988*).

17 Diese Datierung konnte aufgrund eines freiliegenden Sturzbalkens bei dem hier noch erhaltenen Biforium gewonnen werden. Von diesem Anbau waren sonst keine weiteren Holzteile zugänglich.

18 Zwar ist bis jetzt noch kein Fachwerkbau genau aus der Zeit 1240 bekannt, aber nur geringfügig später sind voll durchgebildete Gebäude in Fachwerkbauweise erhalten, so zum Beispiel aus der nordwürttembergischen Region: Bad Wimpfen, Am Marktplatz 6, 1265/66 d, Eßlingen, Webergasse 8, 1267/68 oder sogar ein Beispiel aus Schwäbisch Hall selbst: Untere Herrngasse 2, 1288/89 d.

eben dann gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch die heute teilweise noch erhaltenen Neubauten ersetzt wurden. Gerade der südliche Anbau wirft einige Rätsel auf: im 1. Obergeschoß dieses etwa 7 m breiten Teiles befindet sich ein Zwillingsrundbogenfenster in der ca. 80 cm dicken Mauerwand, das man als romanisch bezeichnen kann und damit, aus der klassischen kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise heraus, eigentlich älter sein müßte als die spitzbogigen Fensteröffnungen des Keckenturms selber. Aber in dieser Wand ist um die Ecke auf der Südseite ein steinernes Türgewände eingemauert, dessen Gestaltung eindeutig ins ausgehende 16. Jahrhundert weist und das deshalb in einen zeitlichen Zusammenhang mit dem daraufstehenden Fachwerkhaus, das dem Holzgefüge nach ebenfalls gegen Ende des 16. Jahrhunderts errichtet wurde, zu bringen ist. Eine Baunaht im Mauerwerk ist an dieser Türe nicht zu erkennen. Unklar ist auch die Zeitstellung der östlichen Wand dieses Anbaus, insbesondere beim Anschluß an den Hauptbau. Das Fenstergewände erscheint jünger, ein Versatz in dieser Wand wirkt wie durch einen Abbruch entstanden. Zwei Geschosse höher erhalten als dieser »Anbau« ist ein östlicher Mauerfortsatz, an dem einige Rußspuren auf eine Feuerstelle hindeuten könnten.

War damit die Keckenburg von Anfang an ein Wohnturm, ein Steinhaus, ein Repräsentationsbau oder vielleicht nur ein brandsicheres Lager? Für eine Wohnnutzung sprechen eigentlich nur wenige Belege, wie die als Kamin gedeutete bogenförmige Nische im 1. Obergeschoß¹⁹. Es ist jedoch eher davon auszugehen, da es keinen gesicherten Beweis für eine intensive Wohnnutzung gibt, daß wir es hier mit einem Nichtwohnhaus zu tun haben, das als Turmbau für Repräsentation mit wehrhaftem Charakter gedeutet werden kann, so wie es auch R. Strobel für Regensburger Beispiele nachwies. Aber für einen imposanten Vorzeigebau fehlen eigentlich die schmucken Baudetails in den Fassaden, wie verzierte Säulchen bei den Biforien²⁰ oder auch größere Öffnungen. Gerade dies zeichnet die Regensburger Türme des 13. Jahrhunderts aus; sie besitzen durchweg eine Art Loggia im 1. Obergeschoß mit weitgespannter Bogenöffnung und Kreuzrippengewölbe im Erdgeschoß, die der Hauskapelle den würdigen Rahmen gaben. Ist eine loggienähnliche Öffnung noch denkbar (an der Stelle im 1. Obergeschoß, wo heute das breite gekuppelte Fenster eingebaut ist), so fehlt doch ein Nachweis über einen gewölbten Raum im Erdgeschoß gänzlich. Insgesamt überwiegt im Vergleich zu den Regensburger Beispielen der trutzige und abweisende Charakter, der die Funktion eines Verteidigungs- und Wehrbaus nahelegt. Ohne diese oben geschilderten neuen Erkenntnisse zu besitzen, wurde er von E. Krüger als reiner Wohnturm gesehen. H. Herbst hingegen möchte ihn als reinen Repräsentationsbau verstehen, der den Herrschaftsgedanken des Mittelalters in seiner mächtigen

19 Da nur die ins Mauerwerk eingelassene segmentbogenförmige Nische als Rest eines eventuell ursprünglichen Kamins zu erkennen ist, alle anderen Teile fehlen und auch nicht mehr sicher nachzuweisen sind, bleibt diese Interpretation als Kamin zwar weiterhin möglich, aber nicht voll abgesichert.

20 Andere Steinbauten in Hall aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigen wesentlich schmückere Formen, so zum Beispiel das Gebäude Heimbacher Gasse 2 oder das Büschlerhaus, Am Markt 11, Hinterfassade.

Ausformung und überragenden Höhe versinnbildlichen soll. Er sieht darin eine Selbstdarstellung der Erbauer. Einen Verteidigungszweck spricht er diesem Turme ab, er sei, nachdem sich die Stadt Hall um 1200 mit einer Stadtmauer umgeben hat, bestens geschützt.

Aber wie häufig ist die Entstehung eines Baugedankens und dessen Umsetzung in ein praktisches Beispiel nicht auf einen Anlaß allein zurückzuführen. Was den Verteidigungsaspekt betrifft, wird zum Beispiel von C. Meckseper darauf hingewiesen, daß es falsch wäre, nur die Stadtmauer als Verteidigungsring der Stadt des 13. Jahrhunderts anzusehen. Er schreibt dazu²¹: »Zahlreiche Quellen weisen darauf hin, daß auch die dahinterstehende Bebauung, sofern vor allem aus Stein errichtet, mitzusehen ist. Es sind dies einmal die festen Häuser der Oberschicht (Stadtadel), insbesondere der immer wieder bewußt angesiedelten Burgmannen, zum anderen die Bauten der Kirchen und Klöster . . . Die Stadt wurde also nicht einfach durch eine Wand der Mauer abgeschlossen, sondern durch eine bauliche, gegliederte Raumschale, kunstgeschichtlich vergleichbar mit dem räumlich differenzierten Wandaufbau im Kirchenbau der späten Romanik und frühen Gotik.« Gerade diese Aussage kann für die Keckenburg sehr gut angewandt werden und macht die schon ältere Bezeichnung »Stadtburg« plausibel. Eine wehrhafte Aufgabe kann diesem Gebäude durchaus zugetraut werden.

Alle bisherigen baugeschichtlichen Erkenntnisse über die Keckenburg lassen eine multifunktionale Nutzung als Interpretation des steinernen Baus eher zu als nur eine einzige Deutung der Baugestalt. Jeder, der sich bisher mit ihrer Baugeschichte und damit zwangsläufig mit ihrer ursprünglichen Nutzung beschäftigte, hat mit seiner Aussage zur Bauidee sicher Recht, aber eben nur als Teil einer Gesamtinterpretation. Eine ursprüngliche Wohnnutzung ist zumindest in eingeschränktem Rahmen ebenso vorstellbar wie ein herrschaftlicher Repräsentationsbau, ein Befestigungsbau in zweiter Verteidigungslinie oder gegen die Stadtbewohner selber sowie auch ein massiver, brandsicher ausgeführter Speicher- oder Vorratsbau. All diese möglichen Nutzungen in einem Bau kann sich der Bauherr gewünscht haben, vielleicht ließen seine besonderen Anforderungen einen solchen bemerkenswerten Bau erst entstehen.

21 C. Meckseper: Kleine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter, Darmstadt 1982, S. 101.

ERDGESCHOSS

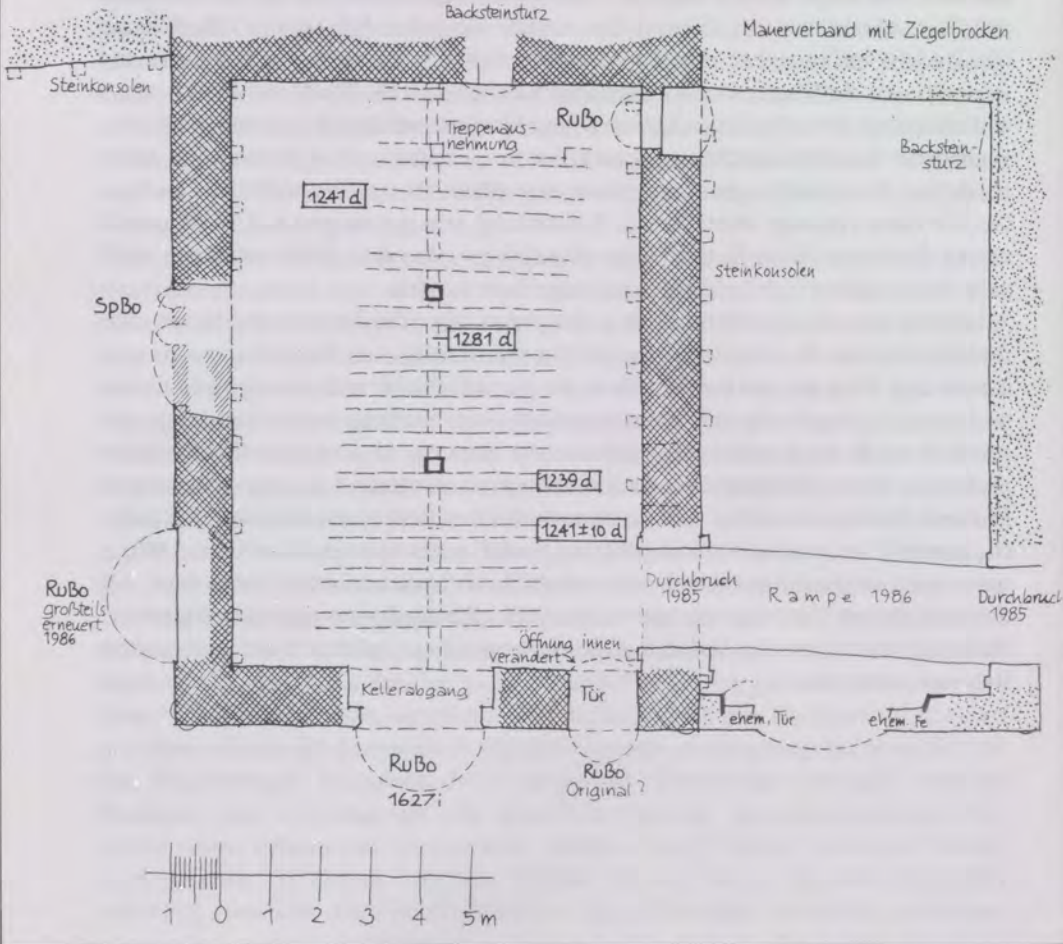


Abb. 1 Grundriß Erdgeschoss: Fe = Fensteröffnung, RuBo = Rundbogen, SpBo = Spitzbogen, Sch = Schlitz, (Schieß-) Scharfe. Eintragung der datierten Hölzer (Jahreszahl in Kästchen). Kreuzschraffur = Weitgehend gesicherte Bauteile der Erbauungszeit. Einfache Schraffur = ergänzte Bauteile der Erbauungszeit. Punktierung = Anbauten des Mittelalters

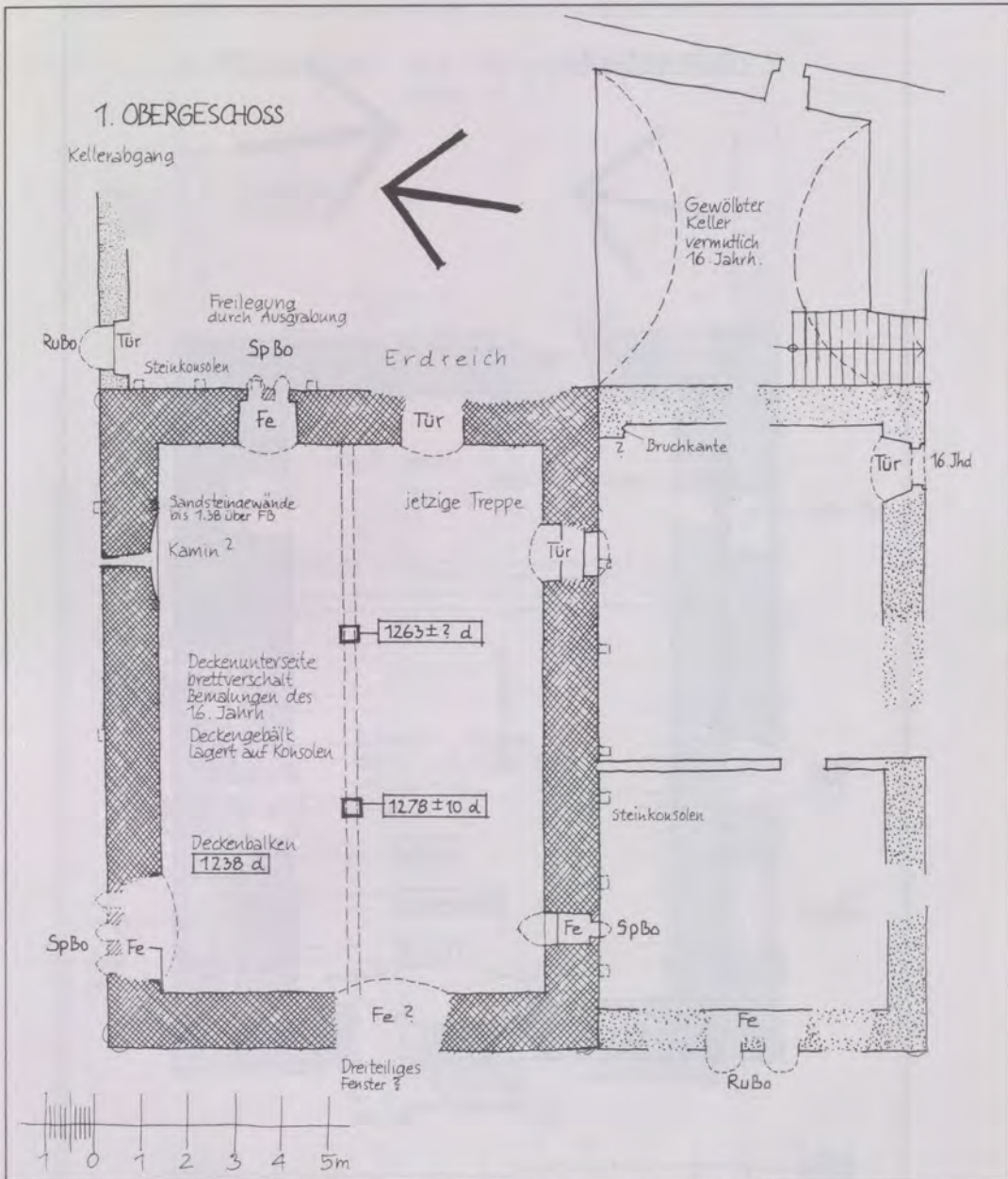


Abb. 2 Grundriß 1. Obergeschoß. Legende siehe Erdgeschoß

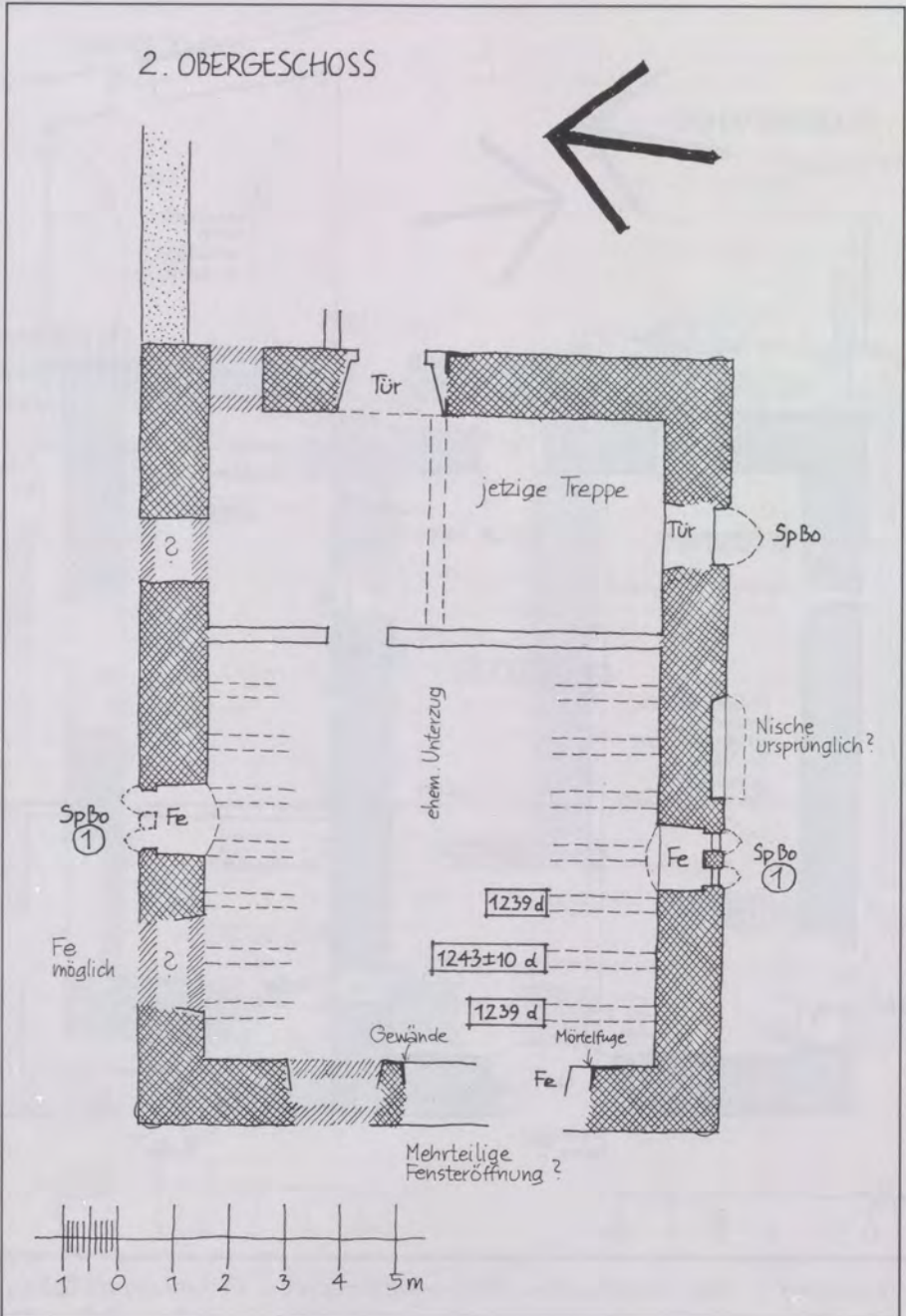


Abb. 3 Grundriß 2. Obergeschoß. Legende siehe Ergeschoß. SpBo 2 siehe Abb. 10

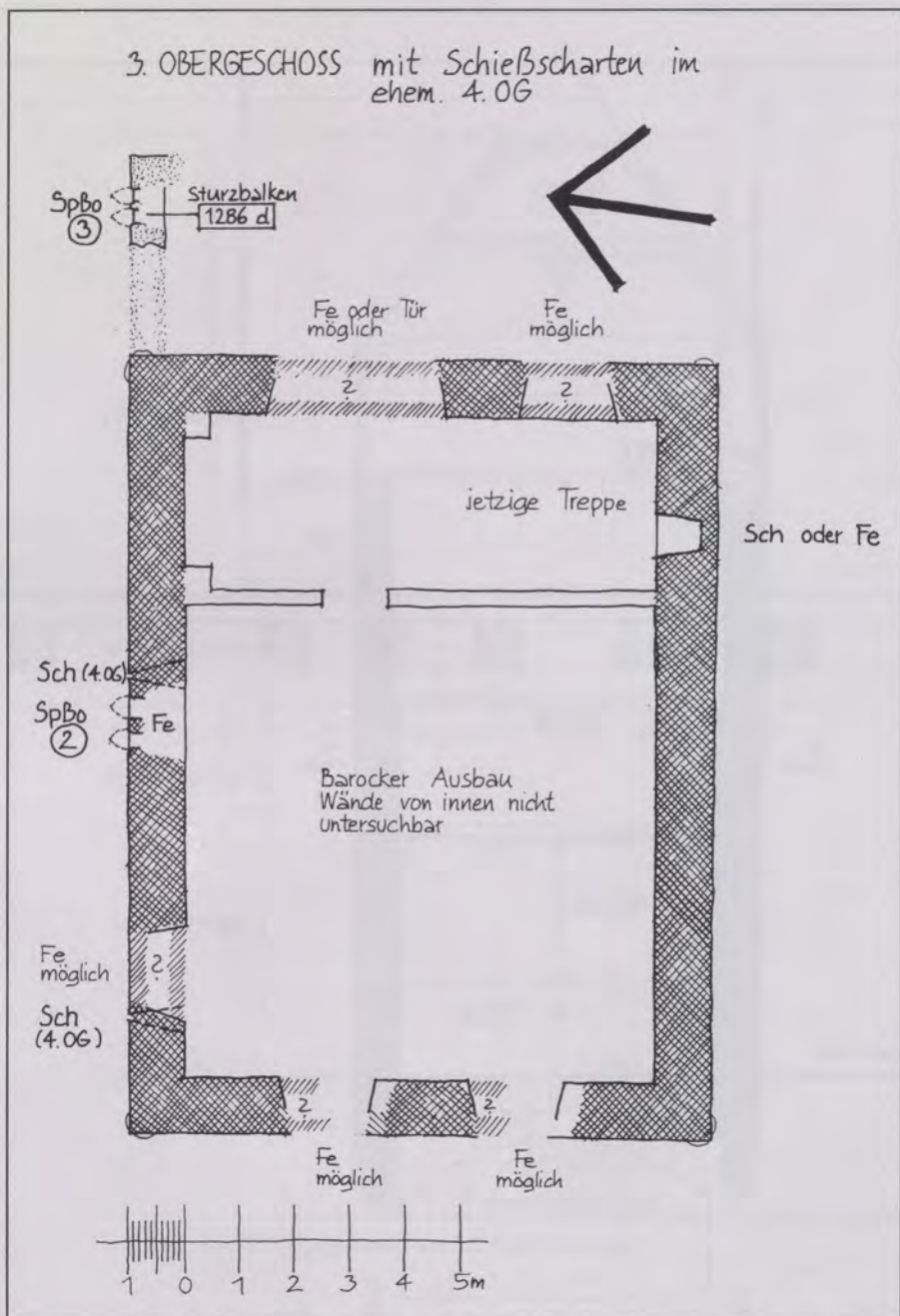
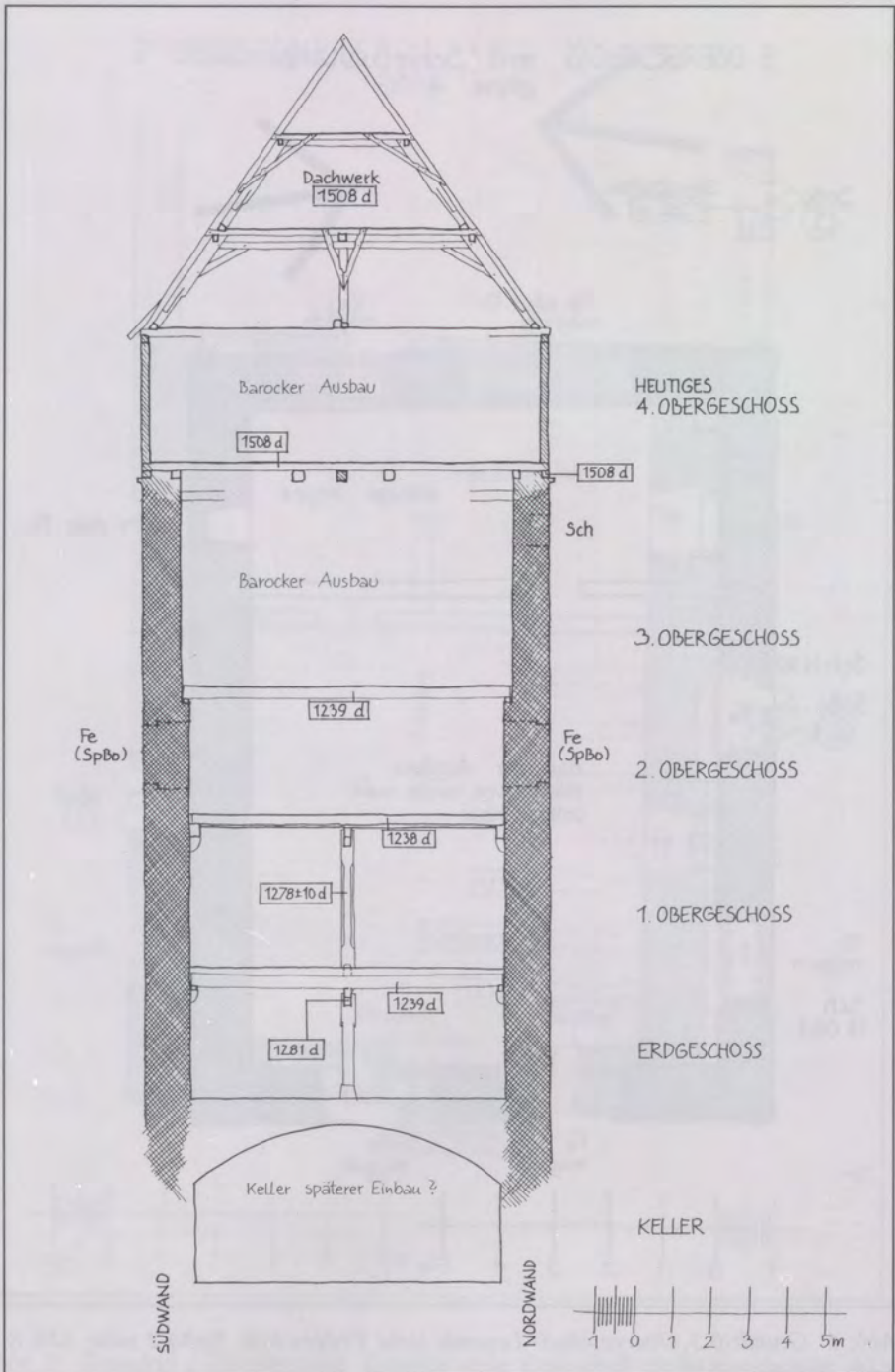


Abb. 4 Grundriß 3. Obergeschoß. Legende siehe Erdgeschoß. SpBo 2 siehe Abb. 8, SpBo 3 siehe Abb. 9



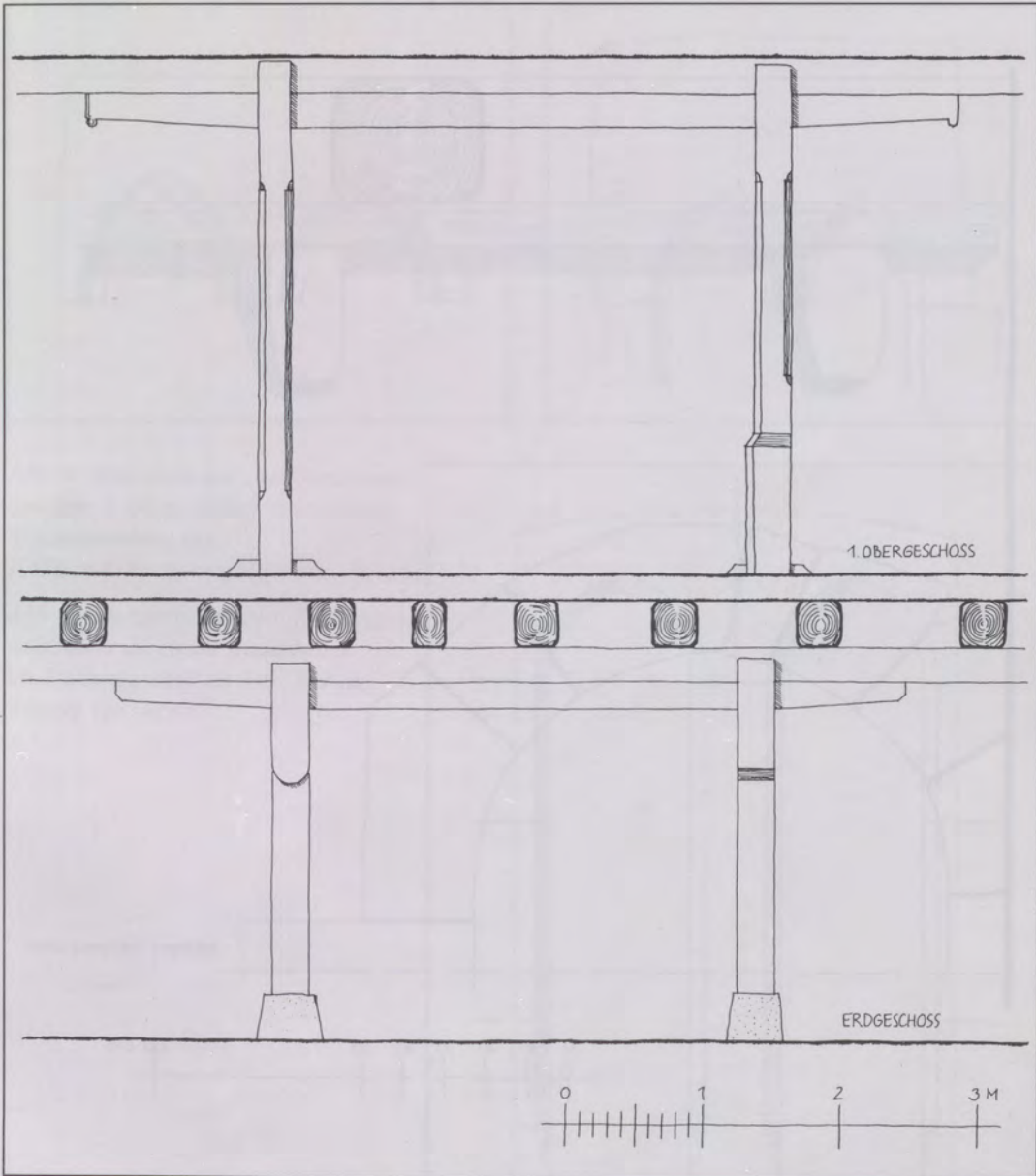


Abb. 6 Stützenkonstruktion im Erdgeschoß und 1. Obergeschoß

Abb. 5 Querschnitt. Legende siehe Erdgeschoß

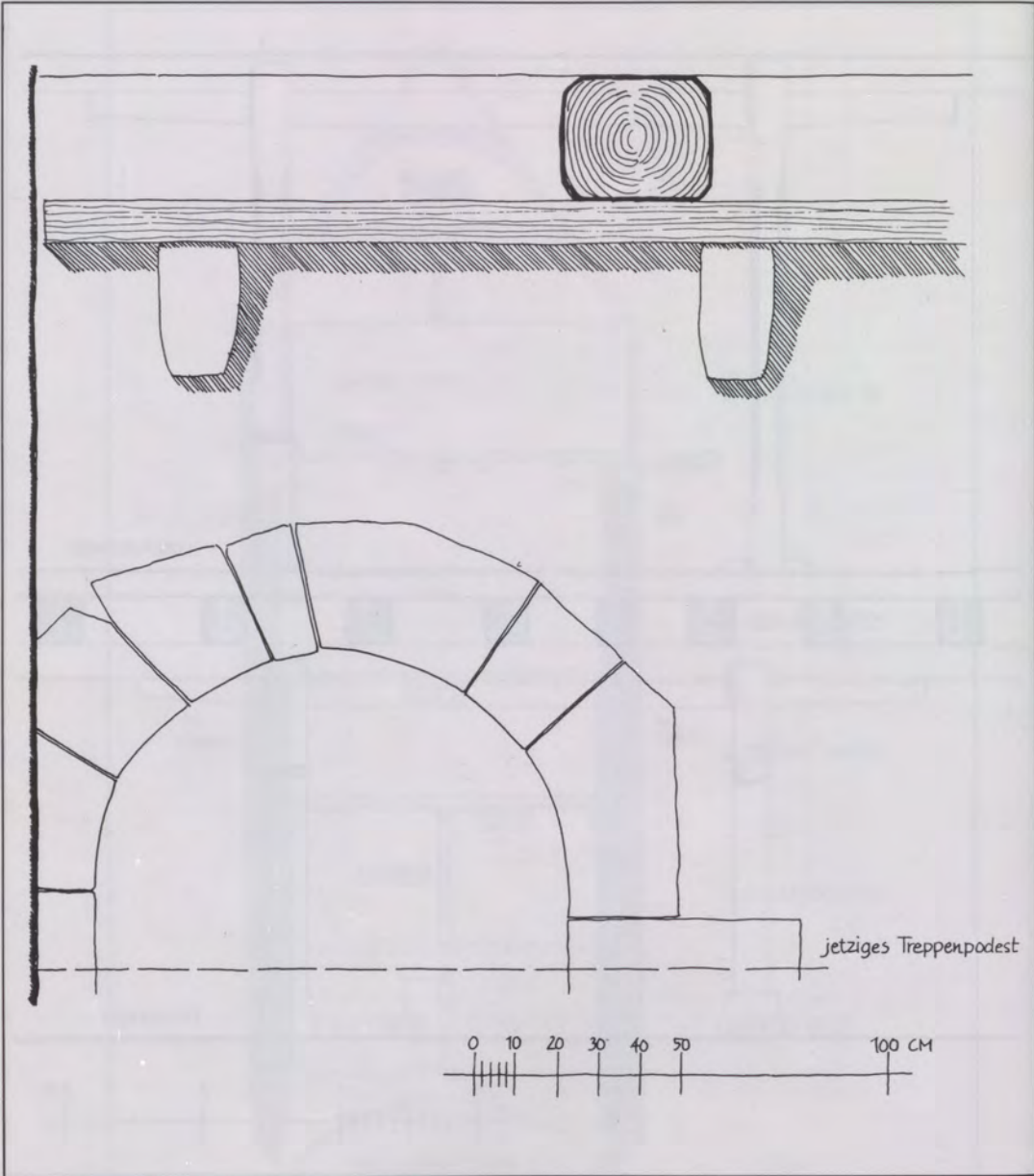


Abb. 7 Rundbogen für ehem. Türöffnung im Erdgeschoß in der Südwand

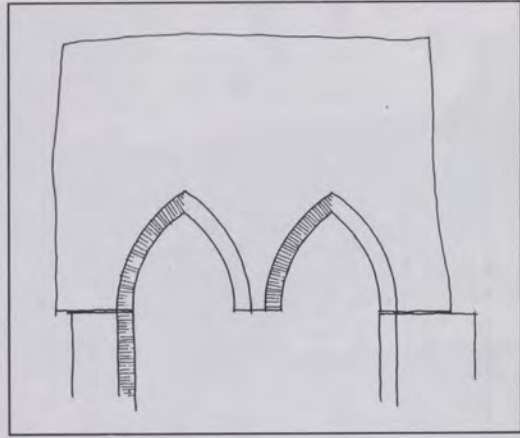
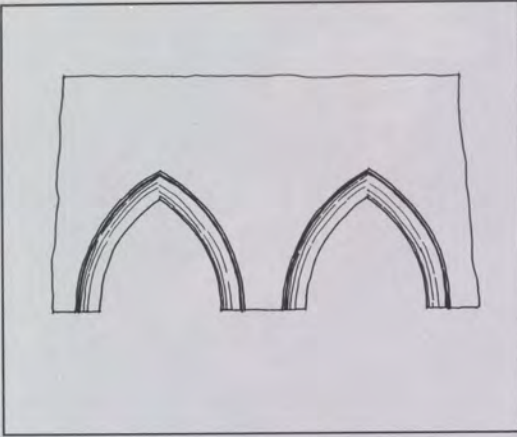


Abb. 8 Sturzstein mit zwei Spitzbögen aus dem 3. Obergeschoß, heute in der Schausammlung des Hällisch-Fränkischen Museums

Abb. 9 Sturzstein mit zwei Spitzbögen, aufgedeckt durch die Bauarbeiten im 3. Obergeschoß im östl. Anbau, Ansicht von außen

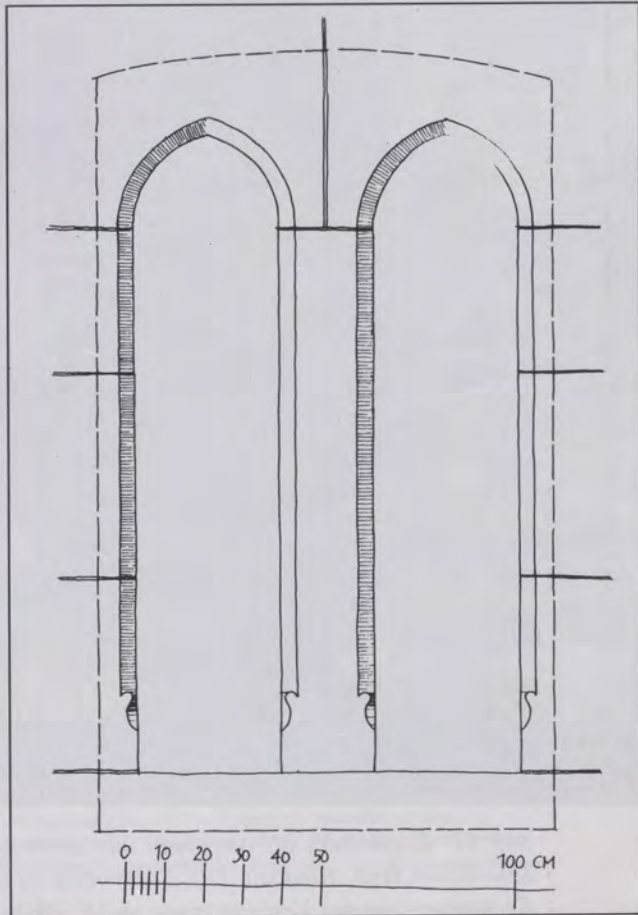


Abb. 10 Biforium im 2. Obergeschoß in der Südwand, Ansicht von außen, weitgehend original erhalten, da durch den südlichen Anbau vor Witterungseinflüssen geschützt



Abb. 11 Keckenburg als Ausschnitt aus einem Gemälde von Hans Schreyer 1643, Schwäbisch Hall, Haalamt. Diese Abbildung ist wohl die genaueste Darstellung der Keckenburg vor den Veränderungen im 18. Jahrhundert

Urteil und Götzendienst Salomons

Ein Beitrag zur Klärung des ursprünglichen Anbringungsortes
einer aus der Reformationszeit stammenden Haller Wandvertäfelung

VON CHRISTINA SITTER

Einleitung

Im Schwäbisch Haller Bürgerhaus Am Markt 2, nach einem seiner ehemaligen Besitzer auch Clausnitzerhaus genannt¹, wurden im Jahre 1955 Umbauarbeiten vorgenommen, in deren Verlauf man aus einem Zimmer des ersten Obergeschosses eine Zwischenwand entfernte². Als Wandverkleidung hatten dort sechs ungefähr gleich große, mit bunt bemaltem Pergament beklebte Holzbohlen gedient, die waagrecht an ihren Längsseiten im Nut-Feder-System miteinander verbunden waren. Erst ein Jahr nach der Auffindung konnten diese Bretter genauer untersucht werden. Nachdem man das Pergament abgenommen und eine dicke Staubschicht beseitigt hatte, kam ein etwa 246 x 349 cm großes Renaissancegemälde eines unbekanntens Meisters zum Vorschein, welches das »Urteil Salomons« zeigt³. Die originale Malerei ist nur noch in wenigen Fragmenten erhalten. Bei einer Restaurierung wurde sie teilüberfaßt, die Konturen zog man teilweise großzügig nach.

1958 überließ der Besitzer das Bild der Evangelischen Kirchengemeinde zur Aufstellung in einer der Chorkapellen von St. Michael⁴. 1987 erwarb das Hällisch-Fränkische Museum das Gemälde, in dessen Schausammlung es heute zu sehen ist. Es wird dort als ein sogenanntes Gerechtigkeitsbild bezeichnet, das aus dem mittelalterlichen, 1728 beim großen Stadtbrand zerstörten Haller Rathaus stammen könne⁵. Dies sind zwei Hypothesen, welche aus folgenden Überlegungen abgeleitet werden: zum einen findet sich die Darstellung des Salomonischen Urteils relativ häufig in Rathäusern, das heißt an den Stätten der Gerichtsbarkeit, wo es die Richter dazu ermahnen sollte, in ihren Urteilen der legendären Gerechtigkeit

1 Zur Geschichte des Hauses siehe *Wilhelm German*: Die Häuser am Marktplatz in Schwäbisch Hall. In: Württembergisch Franken N.F. XIV (1927) S. 33f. – Der Beitrag geht auf ein Referat im Hauptseminar »Museumskunde« von Dr. Harald Siebenmorgen an der Universität Tübingen im Sommersemester 1989 zurück.

2 Zur Entdeckung des Gemäldes siehe *Eduard Krüger*: Ein ungewöhnlich schöner Fund. Haller Tagblatt, Schwäbisch Hall, Nr. 118 vom 24. 5. 1956.

3 Eduard Krüger datiert das Bild in seinem Zeitungsartikel (vgl. Anm. 2) »in die Zeit von 1530«; *Harald Siebenmorgen* hingegen »um 1530–1540« – siehe Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall (Westermann-Museumsführer), Braunschweig 1990, S. 35.

Ich verwende hier zunächst die für das Gemälde bisher übliche Bezeichnung »Urteil Salomons«. Daß dies eine für das Werk problematische Namensgebung ist, soll im folgenden deutlich werden.

4 Siehe Brief des Evangelischen Dekanatsamtes und I. Pfarramtes an St. Michael an den Besitzer, Dr. Kosa, vom 21. 1. 1958 sowie die Vereinbarung zwischen Dr. Kosa und der Kirchengemeinde St. Michael vom 21. 1. 1958. Inv. Nr. 87/

5 Siehe H. Siebenmorgen, a.a.O., S. 35.

König Salomons nachzueifern⁶. Zum ändern brannte das alte Rathaus nur teilweise ab; es ist demnach wahrscheinlich, daß einige Ausstattungsgegenstände erhalten blieben und aufgrund des an anderer Stelle geplanten Rathaus-Neubaus an andere Orte, etwa in das Haus eines Ratsherrn, verbracht werden konnten. Ferner schuf Livio Retti um 1740 für den Ratssaal des neuerrichteten Rathauses ein Gemälde mit dem Urteil Salomons in recht ähnlicher Komposition. Dieses Werk wäre demnach als Ersatz für eine ältere Darstellung desselben Themas in Auftrag gegeben worden. Man könnte also von einer Kontinuität bezüglich des Motivs und der Funktion an einer für die Bürgerschaft so bedeutenden Stelle sprechen. Schließlich erlaubt es die Transportabilität von Tafelbildern, sie an jeden beliebigen Ort zu bringen. Die Auffindung im Clausnitzerhaus wäre daher erklärbar.

Die genannten Kriterien, auf deren Grundlage die Tafel als »Gerechtigkeitsbild« bestimmt wird, sind in erster Linie solche, die nicht direkt dem, was dargestellt ist, entnommen werden können, die also »außerhalb« des Bildgegenstandes liegen. Eine solche Bestimmung kann nicht ganz befriedigen, weil sie den Bildinhalt nicht hinreichend berücksichtigt. Sie kann auch das Rathaus als den ursprünglichen Anbringungsort nicht mit Notwendigkeit beweisen, so daß die Frage offen bleibt, ob das Gemälde denn nicht auch von Anfang an für jenes Bürgerhaus am Markt, das »Clausnitzerhaus«, geschaffen worden sein könnte. Zur Klärung will diese ikonographisch-ikonologische Untersuchung des Bildes beitragen. Sie soll die Besonderheit seiner Darstellungsweise unter Einbeziehung der kulturellen, politischen und religiösen Situation zu Zeiten seiner Entstehung herausarbeiten, eine angemessene Interpretation ermöglichen und auf diesem Wege Aufschluß geben über seine Funktion und damit auch über seinen ursprünglichen Bestimmungsort.

Beschreibung der Wandvertäfelung

Das Gemälde (Abb. 1) zeigt im Vordergrund das jeweils an den Bildrändern und in der Bildmitte verkröpfte Gesims einer Brüstung. Zwei mehrgliedrige, durch Renaissanceelemente reich geschmückte Säulen erheben sich zu den Seiten über vorgelagerten Sockeln und grenzen so den Blick des Betrachters nach rechts und links ein. Die Säulen tragen ein Zahnschnittgesims, das an seiner Unterseite durchgehend mit kleinen Löwenköpfen verziert ist, welche ein Feston aus Weinlaub und Reben in ihren Mäulern halten. Dem Gliederungsprinzip der Brüstung zufolge müßte sich auch über deren Mitte eine Säule befinden, doch hat der Maler diese ausgespart und nur ihre Basis abgebildet, so daß der Einblick in den Raum freigegeben ist, in dem König Salomon zu Gericht sitzt. Von rechts führen Treppen aus einem Vorhof zu einer Halle hinauf, dem Thronsaal Salomons, der,

⁶ Einen umfassenden Überblick über Genese, Funktion, Themenvielfalt und Anbringungsorte des Gerechtigkeitsbildes gibt die Dissertation von *Ursula Lederle-Grieger*: Gerechtigkeitsdarstellungen in deutschen und niederländischen Rathäusern, Heidelberg 1937.

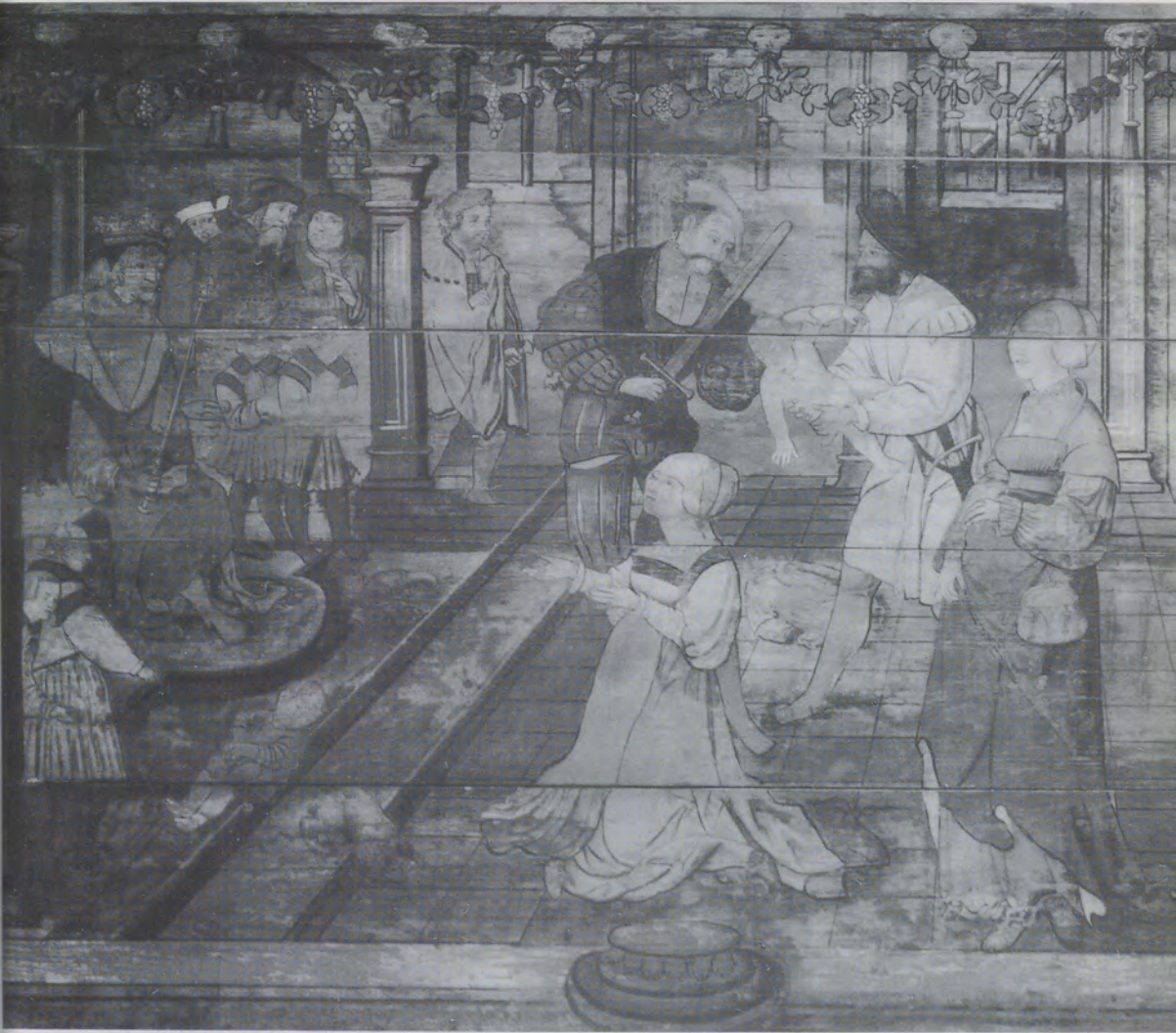


Abb. 1 Urteil und Götzendienst Salomons. – um 1530/40. Schwäbisch Hall, Hällisch-Fränkisches Museum

dem biblischen Bericht nach, auch die Gerichtshalle des königlichen Palastes war⁷. Diese wird nach hinten von einer mittels Pilastern und vergitterten Fenstern gegliederten Wand abgeschlossen; durch die Fensteröffnungen kann man auf die Außenmauern eines gegenüberliegenden Gebäudes blicken. Von der Halle aus steigen wiederum drei Stufen zum Thron empor.

Der dort links sitzende jugendliche Salomon, umgeben von seinem Gefolge, ist angetan mit den Zeichen seiner Königswürde: auf dem Haupt trägt er die Krone und das Szepter in seiner Rechten; ein hermelinbesetzter Mantel bedeckt das mit Edelsteinen verzierte Gewand. Der Gestus seiner linken Hand bringt zum Ausdruck, daß der Herrscher soeben das Urteil verkündet. Zur einen Seite des Thrones stehen zwei Pagen und eine Gruppe von vier Männern. Die beiden Ältesten neigen sich verwundert disputierend einander zu. Im Vordergrund, rechts von Salomon, sind zwei bärtige Männer in Schauben und mit Baretten dargestellt, die in ihrem würdevollen Aussehen an Ratsherren erinnern. Neben ihnen stehen zwei weitere Pagen. Der eine umfaßt die ihn halb verdeckende Säule mit einem Arm, beugt sich vor, schaut den Betrachter an und weist ihn auf ein totes, Salomon zu Füßen liegendes Kind hin; der andere zeigt ebenfalls auf den Jungen, kehrt aber dem Betrachter den Rücken zu. Auf den Stufen, die zum Thron hinaufführen, liegen zwei Hunde⁸.

In der Vorhalle sind zwei Landsknechte zu sehen. Der rechte hält in seinen Händen ein nacktes, lebendes Kind. Es trägt ein Korallenkettchen um Hals und Handgelenk; an der Halskette ist ein Anhänger befestigt, wahrscheinlich ein Amulett. Das Hemd des Kindes liegt auf dem Boden. Mit weit gespreizten Beinen steht der Soldat da, um die Wucht des bevorstehenden Hiebes, mit dem der andere Landsknecht auf Befehl des Königs den Knaben zerteilen soll, besser abfangen zu können. Jener hat schon ein Ärmchen des Kindes ergriffen und mit dem Schwert ausgeholt, bereit, dreinzuschlagen. Im Vordergrund kniet eine Frau. Ihr Blick ist auf Salomon gerichtet, die Arme hat sie flehend zu ihm erhoben. Eine andere Frau steht hinter ihr; der grausame Vorgang berührt sie anscheinend wenig. Die beiden sind die Mütter, von denen berichtet wird, daß sie mit einem lebenden und einem toten Neugeborenen vor Salomon treten und einander gegenseitig beschuldigen, das eigene, im Schlaf erdrückte Kind, des Nachts heimlich mit dem lebendigen der anderen vertauscht zu haben. Salomon befiehlt daraufhin zum Schein, den lebenden Jungen in zwei Hälften zu zerteilen und jeder der beiden Frauen eine zu geben. Während diejenige, die nur vorgab, die richtige Mutter zu sein, sich mit der Lösung einverstanden erklärt, verzichtet die andere auf ihren Anspruch, um ihren Sohn am Leben zu erhalten. So weiß nun Salomon, wer die wahre Mutter ist und übergibt ihr den Knaben⁹.

Im Vorhof zur Gerichtshalle erblickt man im rechten Bildhintergrund halbrunde

7 Siehe 1 Kön. 7, 6–7.

8 Siehe 1 Kön. 10, 18–19. Im Laufe der Zeit wurde das Löwenmotiv in der Salomonikonographie umgewandelt, so daß auf vielen Darstellungen statt ihrer Hunde abgebildet sind (vgl. Abb. 4 und 6).

9 Siehe 1 Kön. 3, 16–27.



Abb. 2 Urteil und Götzendienst Salomons (Ausschnitt). Um 1530/40. Schwäbisch Hall, Hällisch-Fränkisches Museum

Stufen (Abb. 2). Sie führen in einen Raum, in dem ein bärtiger König mit ausgestreckten Armen vor einer Säule kniet. Auf der Säule ist das Standbild eines Mannes in Ritterrüstung errichtet, welcher ein Szepter in der Hand hält. Neben dem König steht eine ihn unmißverständlich zur Anbetung des Idols auffordernde Frau. Ein Hund liegt am Boden vor der Säule¹⁰. Diese Szene zeigt den Götzen dienst Salomons¹¹. Im ersten Brief der Könige heißt es dazu:

Aber der König Salomo liebete viel ausländischer Weiber, die Tochter Pharaos und moabitische, ammonitische, edomitische, sidonische und hethitische,

Von solchen Völkern, davon der Herr gesagt hatte den Kindern Israel: Gehet nicht zu ihnen, und laßt sie nicht zu euch kommen; sie werden gewiß eure Herzen neigen ihren Göttern nach. An diesen hing Salomo mit Liebe.

Und er hatte siebenhundert Weiber zu Frauen und dreihundert Keksweiber; und seine Weiber neigten sein Herz.

Und da er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn, seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David.

Also wandelte Salomo Asthoreth, der Göttin derer von Sidon, nach und Milkom, dem Greul der Ammoniter.

Und Salomo tat, das dem Herrn übel gefiel, und folgte nicht gänzlich dem Herrn wie sein Vater David.

Da bauete Salomo eine Höhe Kamos, dem Greul der Moabiter, auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, und Moloch, dem Greul der Ammoniter.

Also tat Salomo allen seinen ausländischen Weibern, die ihren Göttern räuchernten und opferten¹².

Um ermessen zu können, in welchem Verhältnis unser Gemälde zur Tradition steht, ist es nötig, es mit früheren beziehungsweise etwa zeitgleichen Darstellungen des Salomonischen Urteils zu vergleichen. Auf diesem Wege soll das Charakteristische der Themenbehandlung des Haller Bildes anschaulich gemacht werden.

10 Im Gegensatz zu den Hunden an den Seiten des Thrones Salomons, muß dieser hier im Zusammenhang mit der Anbetung eines Götzen durch König Salomon negativ interpretiert werden, weil er ein Sinnbild für das Heidentum und die Unwürdigkeit der Führer des Volkes Israel ist: siehe Phil. 3, 2 und Jes. 56, 10.

11 Daß mit der dargestellten Person Salomon gemeint ist, wird dadurch kenntlich gemacht, daß er denselben hermelinbesetzten Mantel, dieselbe Krone und dieselbe Halskette trägt, wie der auf dem Thron sitzende König.

12 Siehe 1 Kön. 11, 1–8.



Abb. 3 Meister ES: Urteil Salomons. Um 1458. Berlin, Staatliche Museen preußischer Kulturbesitz, Kupferstichkabinett

*Vergleich des Haller Gemäldes mit anderen Darstellungen
des Urteil Salomons*

Um 1458, also etwa in der Mitte seiner Schaffenszeit, stach der Meister ES das Urteil Salomons in Kupfer (Abb. 3). Im Vordergrund einer gotischen Halle sind die beiden Frauen zu sehen, deren Streit der König schlichten soll: links steht die eine und führt den lebenden Knaben an der Hand, rechts kniet die andere, vor der das tote Kind liegt, mit gefalteten Händen zu Füßen Salomons. Dieser sitzt in der Bildmitte auf seinem von einem Baldachin bekrönten Thron und fällt das Urteil. Um den Thron stehen Männer hinter Schranken und reden über den soeben ergangenen Spruch. Unter ihnen ist am linken Bildrand auch der Henker zu erkennen. Er führt das große Richtschwert mit sich, dessen Spitze dem Boden zugekehrt ist und auf das er sich lässig aufstützt¹³. Im Hintergrund gibt eine offene Tür den Blick auf eine Landschaft frei; neugieriges Volk lehnt sich zu den Fenstern herein und wird Zeuge des Geschehens.

Im Gegensatz zu unserem Bild ist hier ganz die Person König Salomons in den Mittelpunkt gerückt, welcher gemäß der Schrift die Weisheit selbst verkörpert¹⁴. Dies will die Komposition zum Ausdruck bringen, indem sie den frontal gezeigten König mit dem seine Majestät hervorhebenden monumentalen Thron im Bildzentrum ansiedelt. Die anderen Personen sind, bis auf die sich zum Fenster Hereinlehnenen, je halbkreisförmig zu beiden Seiten gruppiert, wodurch der Raum vor dem Thron von allem Blickversperrenden freigehalten und, wegen des Verzichts auf die Abbildung der vorgetäuschten Zerteilung des Kindes durch den Henker, eine Konzentration auf die Person Salomons erreicht wird.

In konträrer Weise verfährt Lukas Cranach d. Ä. in einer um 1525/30 entstandenen Federzeichnung (Abb. 4). Hier sitzt der König im Hintergrund auf einem Podest, ganz an den linken Bildrand gedrängt. Er ist in Dreiviertelansicht wiedergegeben. Die Haltung seiner Hand macht deutlich, daß er im Begriff ist, sein Urteil zu verkünden. Vom Thron ist nur eine Armlehne erkennbar. Ebenfalls im Hintergrund sitzen Männer, wiederum im Disput. Die Szene beherrscht voll und ganz der im Vordergrund breitbeinig dastehende, soeben das Schwert aus der Scheide ziehende grimmige Henker. Im selben Moment packt er das Ärmchen des ihm auf einem Kissen von der falschen, höhnisch grinsenden Mutter dargereichten Kindes. Auch in dieser Darstellung kniet die wahre Mutter und gibt ihrem Flehen mit gefalteten Händen Ausdruck, aber sie scheint ihre Bitte eher an den Henker vor ihr als an den König im Hintergrund zu richten. Links vom Henker stehen zwei Landsknechte, von denen sich der eine zu dem am Boden liegenden toten Kind beugt, sich dabei an der Schulter des anderen, welcher dem Betrachter den Rücken zukehrt, festhält und durch diesen halb verdeckt wird¹⁵.

Die Person Salomons spielt in dieser Zeichnung nur eine untergeordnete Rolle.

13 Das Blatt ist an dieser Stelle sowie an den Ecken beschädigt.

14 Siehe 1 Kön. 5, 9–14.

15 Vgl. die Parallele zur Körperhaltung und dem Verdecktsein des einen Pagen im Haller Gemälde.



Abb. 4 Lucas Cranach d. Ä.: Urteil des Salomons. Um 1525/30. Leipzig, Museum der bildenden Künste

Der König wirkt isoliert und beinahe wie ein bloßes Anhängsel wegen seiner Position, aufgrund des großen Abstandes zu den auf der Bank sitzenden Männern sowie wegen des Größenunterschiedes zwischen ihm und den übrigen Personen. Der Akzent liegt nicht auf ihm und nicht auf der Verkündung seines Richtspruches, sondern vielmehr auf dem scheinbaren Vollzug des zur Wahrheitsfindung angeordneten Befehls.

Aus dem Jahre 1526 ist uns ein Tafelbild Cranachs mit dem Salomonischen Urteil überliefert (Abb. 5). Zunächst fallen formale Ähnlichkeiten zwischen diesem Gemälde und dem Stich des Meisters ES auf: Salomon ist auch hier in die Mittelachse des Bildes gerückt, er sitzt an erhöhter Stelle auf seinem baldachinbekrönten Thron und die Anwesenden werden durch Schranken in zwei Gruppen zu Seiten des Königs getrennt. Ferner stehen beziehungsweise knien die beiden Mütter vor den Stufen des Thrones, doch wenden sie sich nicht Salomon, sondern dem zwischen ihnen stehenden Henker zu, der, wie in der Cranach-Zeichnung, das Schwert zieht und den Arm des Kindes ergreift. Das Geschehen scheint auf dem Gemälde strenger als im Stich oder in der Zeichnung in eine Vorder- und Hintergrundszone – bedingt durch die räumliche Distanz der Personengruppen und den zwischen ihnen wie Trennungslinien wirkenden Stufen – getrennt zu sein. Während die Komposition im Hintergrund Salomon hervorhebt, steht im Vordergrund der Henker im Mittelpunkt. Der König und der das Schwert Ziehende sind allerdings in einer Achse angeordnet, der Mittelsenkrechten des Gemäldes. Durch Zentrierung und axiale Anordnung wird eine kompositionelle Gleichrangigkeit zwischen beiden Figuren hergestellt, Hinter- und Vordergrund miteinander verbunden und eine thematische Bündigkeit der Darstellung erzielt. Verdeutlicht werden soll damit, daß der Befehlende und der Ausführende eine Einheit bilden, daß die Weisheit Salomons sich in der Wahl des Mittels, mit dessen Hilfe die Wahrheit ans Licht gebracht wird, und schließlich im gerechten Urteil widerspiegelt.

Für den Ratssaal des Bremer Rathauses malte Bartholomäus Bruyn 1532 das Salomonurteil al fresco (Abb. 6)¹⁶. Aber im Gegensatz zu den bisher angeführten Beispielen beschränkt sich die Darstellung nicht allein auf die Urteilsverkündung, sondern zeigt gleichzeitig die Vorgeschichte; sie gliedert sich also ähnlich wie beim Haller Gemälde, auf welchem neben dem Urteilspruch zusätzlich Salomons Götzendienst abgebildet ist, in eine Haupt- und eine Nebenhandlung. Vor dem Hintergrund einer Gebirgslandschaft ragen die Mauern einer Stadt auf, ein weiter Platz ist erkennbar. Die Geschichte nimmt im Zentralpunkt der Komposition ihren Anfang, und zwar in einem an diesen Platz gelegenen Gemach; dort ist zu sehen, wie die eine Mutter ihr totes Kind gegen das neben der anderen im Bett liegende vertauscht. Dessen ungeachtet, gehen Bürger über den Platz oder stehen im Gespräch beieinander. Das Geschehen entwickelt sich nun in einer wellenartigen

¹⁶ Horst-Johs Tümmers befaßt sich mit dem Fresko eingehend in seinem Buch: Die Altarbilder des älteren Bartholomäus Bruyn. Köln 1964, S. 30f., 90f. Es gilt als die früheste erhaltene Fassung dieses Themas in einem Rathaus.



Abb. 5 Lukas Cranach d. Ä. Urteil Salomons. 1526. – Privatbesitz? – Repro aus : Max Friedländer, Jakob Rosenberg: Die Gemälde von Lucas Cranach. 1979, Nr. 211



Abb. 6 Bartholomäus Bryn. Urteil Salomons. 1532. Bremen, Rathaus. Repro aus: *Das Rathaus zu Bremen*, S. 27

Bewegung vom Mittelpunkt aus weiter in den Vordergrund. Unter dem Torbogen eines großen Gebäudes überreicht ein Mohr einer Dame eine Botschaft. Ein orientalisches gekleideter Mann steht am Ausgang zu demselben Haus mit einem Kind an der Hand; er sieht zu den Frauen und Männern hin, die sich an einer Brüstung versammelt haben und gebannt das Ereignis im Vordergrund verfolgen: Salomon gebietet dem das Schwert ziehenden Henker auf die Bitte der vor ihm knienden wahren Mutter Einhalt und fällt das Urteil, an dem seine Weisheit und Gerechtigkeit offenbar werden.

Anders als die Cranach'sche Federzeichnung und der Kupferstich des Meisters ES stellen das Bremer Fresko, das Gemälde von Cranach und die Haller Wandvertäfelung nicht einseitig entweder die Person des Königs oder die des Henkers heraus. Die drei zuletzt genannten streben vielmehr eine Verbindung von König und Henker an – allerdings mit zwei unterschiedlichen formalen Mitteln. Während Cranach durch die axiale Anordnung eine Verknüpfung der beiden Figuren herstellt, drücken das Haller und das Bremer Salomonurteil die Synthese durch eine Ovalekomposition aus: bei ersterem wird der Blick des Betrachters von Salomon weg über das Volk zu den beiden Landsknechten mit dem Kind hingeführt und über die Mütter, den Hund, den toten Knaben, die Pagen und Männer wieder zum König zurückgelenkt. Bruyn verfährt auf dieselbe Weise, indem er durch die Platzierung der im Vordergrund Stehenden sowie durch deren Gesten und Blickrichtungen den Betrachter führt und das Oval zwischen den Akteuren schließt.

Die zum Vergleich herangezogenen Bildbeispiele machen deutlich, daß die Haller Salomonurteilszene in ikonographischer Hinsicht der Tradition entspricht, welche auf dem biblischen Bericht basiert: in allen fünf Werken ist übereinstimmend eine Halle der Ort des Geschehens, an dem König Salomon, die beiden Mütter mit ihren Kindern, der Henker und das Volk versammelt sind. Es hat sich weiterhin gezeigt, wie die verschiedenen Kompositionen unterschiedliche Aspekte des Themas beleuchten: einmal wird die Gestalt Salomons hervorgehoben, um ihn als Personifikation, als Inbegriff von Weisheit und Gerechtigkeit darzustellen – der Kupferstich war hierfür exemplarisch. Es kann aber auch die zum Schein angeordnete Zerteilung des Knaben in den Mittelpunkt gerückt sein. Dabei wird die Aufmerksamkeit weniger auf die Person des Königs gerichtet als auf das Mittel, dessen er sich zur Wahrheitsfindung bedient. Cranach wählte diese Gestaltungsmöglichkeit in seiner Zeichnung. Weiterhin können beide Gesichtspunkte zu einer Einheit verschmelzen, wie es beim Cranach-Gemälde, beim Fresko von Bruyn und dem Haller Bild der Fall ist.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen dem Bremer Rathausbild und dem Haller Salomonurteil besteht in der Erzählweise, das heißt in der Gliederung des Geschehens in eine Haupt- und eine Nebenszene. Während Bartholomäus Bruyn beide jedoch so in Beziehung setzt, daß die Nebenhandlung die Haupthandlung erläutert, indem sie deren Vorgeschichte schildert, führt der Haller Meister mit der Darstellung der Idolatrie in der Nebenszene ein neues Thema, einen zusätzlichen

Aspekt ein, welcher mit dem eigentlichen Urteil Salomons wenig zu tun zu haben scheint. Statt von einer Erläuterung müßte man hier von einer Erweiterung sprechen¹⁷. Genau darin, in der Verknüpfung des Urteils Salomons mit dessen Abgötterei, liegt die besondere Eigenart des Haller Bildes. Welchen Sinn die Kombination beider Themen macht und inwiefern diese sich auf die Interpretation des Gemäldes auswirkt, soll im folgenden untersucht werden.

*Salomons Götzendienst – Verbreitung des Themas in Weibermachtszyklen
des 16. Jahrhunderts*

Zunächst sei betrachtet, in welchem Kontext zu Beginn des 16. Jahrhunderts, zur Entstehungszeit unseres Gemäldes also, Bilder zu finden sind, welche die Idolatrie Salomons zum Inhalt haben. Salomons Götzendienst war ein beliebter Gegenstand der Graphik des 15. und 16. Jahrhunderts. Er fand vor allem in den sogenannten Weibermachtszyklen weite Verbreitung¹⁸. Diese Zyklen führten, oft auf ironische Art und Weise, vor, *was Frauen einst alles vermochten* und belegten dies anhand des Schicksals bekannter und berühmter Personen. Als von der Liebe betörter *Minnesklave* tritt neben Samson und Delilah, David und Bathseba, Aristoteles und Phyllis immer wieder Salomon auf, wie er sich von seinen Frauen dazu verleiten läßt, Abgötter zu verehren. Herangezogen werden können als Bildbeispiele ein um 1519 entstandener Holzschnitt von Hans Burgkmair (Abb. 7)¹⁹ und Peter Flötners Illustration zu dem 1534 von Hans Sachs verfaßten Spruchgedicht *Die vier trefliche menner sampt ander vilen, so durch frawenlib betrogen sind und noch betrogen werden* (Abb. 8). Auf beiden Holzschnitten ist in einer Halle der greise König Salomon zu sehen, wie er auf Knien liegend das vor ihm auf einem Postament stehende Götzenbild anbetet. Neben ihm steht, stellvertretend für die vielen, eine seiner Frauen und legt ihm – zu Zeichen dafür, daß sie ihn zu diesem Tun veranlaßt – eine Hand auf die Schulter. Die Darstellung ist jeweils auf dieses für die Aussage wesentliche Element beschränkt. Ebenso verhält es sich bei der Haller Götzendienstszene, nur daß dort Salomon eine andere Gebetshaltung einnimmt und die Frau ihn mit ihren Händen auf das Standbild hinweist.

Die beiden Tatsachen, daß etwa zu der Zeit, als das Bild gemalt wurde, in Weibermachtszyklen sehr ähnliche Darstellungen der Salomonischen Abgötterei

17 Auf diesen Umstand beziehe ich mich in Anm. 3. Hier wird klar, daß der Titel »Urteil Salomons« problematisch ist, weil er die simultane Darstellung des Götzendienstes, die das Spezifische des Gemäldes ausmacht, unterschlägt. Die Wahl dieser Bezeichnung ist allerdings symptomatisch, weil die Idolatrieszene bei der bisherigen Erforschung des Gemäldes keine Beachtung fand.

18 Siehe Engelbert Kirschbaum (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 4, s. v. Salomo. Rom/Freiburg/Basel/Wien 1972, Sp. 21.

19 Dieser Holzschnitt gehört zu einem 1519 von Jost de Negler in Basel gedruckten Weibermachtszyklus, bestehend aus vier Einzelblättern: a) Samson und Delilah, b) Bathseba im Bade, c) Salomons Götzendienst, d) Aristoteles und Phyllis. Siehe: Symbols in Transformation. Iconographic Themes at the Time of the Reformation. An Exhibition of Prints in Memory of Erwin Panofsky. The Museum, Princeton University, March 15th–April 13th 1969, S. 47.



Abb. 7 Hans Burgkmayr. Salomon, einen Götzend anbetend. Um 1519. Berlin, Staatliche Museen preußischer Kulturbesitz, Kupferstichkabinett



Abb. 8 Peter Flöner: Samson und Delilah, Bathseba im Bade, Salomons Götzendienst, Aristoteles und Phyllis. Um 1534.
Coburg, Kunstsammlungen der Veste Coburg, Inv. Nr. XV, 1, 170

entstanden, daß sie ferner durch das Medium der Graphik weiten Kreisen bekannt gemacht wurden und so auch Popularität erlangten, legen den Schluß nahe, der Künstler der Haller Wandvertäfelung habe sich bei der Gestaltung seiner Götzendienstszene durch die besagten Weibermachtszyklen anregen lassen. Doch ist nicht nur in diesem Punkt eine Abhängigkeit feststellbar. Sehr wahrscheinlich geht das für das Gesamtbild so wichtige Moment der Kombination von Urteil und Idolatrie auf das in manchen Weibermachtszyklen angewandte antithetische Kompositionsprinzip zurück: die Minnesklaven werden jeweils im Zustand ihrer »höchsten Ehre« (zum Beispiel Aristoteles' Gelehrsamkeit) und ihres »tiefsten Leids« (zum Beispiel Aristoteles' Hörigkeit gegenüber Phyllis) gezeigt²⁰. Geht man nun von einer Inspiration des Haller Meisters durch Darstellungen der Weibermacht aus, deren Ziel es ist, die Triebhaftigkeit als Laster anzuprangern, führt dies zu einer ersten möglichen Interpretation des Werkes.

Das Haller Gemälde als Sinnbild bürgerlichen Selbstverständnisses

Auf dem Gemälde werden nebeneinander das Urteil und die Abgötterei König Salomons veranschaulicht. Der gemeinsame Bezugspunkt beider Themen ist die Anspielung auf die Weisheit: preist einerseits das Urteil Salomons, indem es offenbar werden läßt, daß die Weisheit Gottes in ihm war, Gericht zu halten²¹, so tadelt ihn andererseits sein Götzendienst, weil der weiseste aller Menschen sich wegen der Liebe zu seinen Frauen verführen ließ, Gottes Gebot zu brechen. Unter der Voraussetzung einer Deutung der Idolatrie als Laster wird diesem die Tugend der Weisheit entgegengesetzt. Die Weisheit exemplifiziert sich anhand eines Richtspruchs und verweist zugleich auf die Tugend der Gerechtigkeit, da das weise Urteil immer auch das gerechte ist. Der Künstler gewichtet Tugend und Laster aber nicht gleich; erstere wird zweifellos durch die Komposition und durch den Größenunterschied betont.

Wie »Laster« bedeutet »Tugend« eine Seinsverfaßtheit des Menschen, eine innere Haltung oder Gesinnung, die sein Handeln leitet. Seit Platon zählen Weisheit und Gerechtigkeit, Besonnenheit und Tapferkeit zu den vier Kardinaltugenden. Untereinander keineswegs gleichrangig, sondern vielmehr hierarchisch gegliedert, steht die Gerechtigkeit für Platon an oberster Stelle, weil sie alle anderen Tugenden ordnend zusammenfaßt und deren Ausrichtung auf das sittlich Gebotene bewerkstelligt. Aristoteles betrachtet die Gerechtigkeit unter einem anderen Aspekt. Im 5. Buch der Nikomachischen Ethik führt er aus: *Gerechtigkeit ist die vollkommenste*

20 Zur These-Antithese-Struktur der Weibermachtdarstellungen siehe Friedrich Maurer: Der Topos von den Minnesklaven. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 27 (1953) S. 182–206. – Am häufigsten entdeckte ich bei meinen Recherchen die Gegensatzpaare: Aristoteles mit seinen Büchern – Aristoteles wird von Phyllis geritten, Vergil wird in seiner Bücherstube von einer Frau umworben – Vergil im Korb an einem Turm zwischen Himmel und Erde hängend und dem Gelächter der Menge preisgegeben. Eine Verbindung des Gegensatzpaares von Urteil und Götzendienst Salomons habe ich in den Weibermachtszyklen nicht gefunden.

21 Siehe I Kön. 3, 28.

Tugend aber nicht schlechthin, sondern im Hinblick auf den anderen Menschen. ... Sie tut nämlich, was einem anderen Menschen zuträglich ist – deshalb ist sie ihm Inbegriff aller Tugend. Jene beiden Auffassungen von Gerechtigkeit waren über die Mittelalterrezeption bis in die Renaissance hinein wirksam. Bezieht man vor diesem geistesgeschichtlichen Hintergrund den Fundort Bürgerhaus in die Überlegungen mit ein und stellt die Frage nach der Funktion, die die Haller Wandvertäfelung dort gehabt haben könnte, kann das Gemälde als Sinnbild der Charaktereigenschaft verstanden werden, welche einen Bürger erst zu verantwortungsvollem Handeln befähigt. Die ganze Tragweite dieser Bedeutung wird erst dann richtig einschätzbar, wenn man darüber hinaus berücksichtigt, daß seit 1512, nach dem Streit um die Macht in Hall, nicht mehr die Adligen, sondern die Bürger die neue Führungsschicht bildeten²²; durch ihre Tätigkeit im Rat trugen sie nun die Verantwortung für die Geschicke der Stadt und ihrer Bewohner. Edle Abkunft war nicht mehr allein ausschlaggebend für die Ratsfähigkeit, sondern die persönliche Eignung für das Amt, das heißt die Tugendhaftigkeit der Person. Diesen Sachverhalt drücken auch die Worte des Haller Chronisten Herolt aus, wenn er schreibt: *Dann Tugend die pringt Adel, die überwindet und zähmet alle Ding*²³. In diesem Sinne demonstriert das Gemälde bürgerliches Selbstverständnis.

*Das Haller Gemälde als Sinnbild der nach reformatorischer Ansicht
wichtigsten Aufgabe der weltlichen Obrigkeit*

Wir gelangten zur obigen Deutung des Gemäldes über die Auslegung des Götzendienstes Salomons als eines Lasters, welchem die Tugend in Gestalt des gerechten Urteils gegenübergestellt wird. Hinsichtlich der Reformation im allgemeinen und der politisch-religiösen Verhältnisse in der Reichsstadt Hall während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im besonderen erhält das Thema der Idolatrie aber noch eine weitere Bedeutung, die für die Interpretation des Gemäldes als Ganzes wichtig ist²⁴.

Hall gehörte zu den ersten Reichsstädten, die sich der Reformation anschlossen. Der Auftakt hierzu war 1522 die Berufung des Reformators Johannes Brenz zum Prediger an St. Michael. Sechszwanzig Jahre lang, bis 1548, übte Brenz sein Amt aus und prägte durch sein Wirken nachhaltig die Stadt. Bald nach der Einführung der Reformation wurde deutlich, daß sie sich nicht nur darauf beschränken konnte, die Kirche nezugestalten; sie machte zudem eine Neuordnung des Staatswesens, des weltlich-sozialen Bereiches, der Verwaltung und Rechtsprechung notwendig. Eine besondere Schwierigkeit war die Rechtsunsicherheit. Die Umwälzungen brachten mit sich, daß alte Verordnungen oft nicht mehr

22 Gerd Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802 (Forschungen aus Württembergisch Franken 16). Sigmaringen 1980, S. 63–77.

23 Zitiert nach Gerd Wunder (wie Anm. 22), S. 66.

24 Zur Situation Halls in der Reformationszeit siehe H.-M. Maurer/K. Ulshöfer: Johannes Brenz und die Reformation in Württemberg (Forschungen aus Württembergisch Franken 9). Stuttgart/Aalen o.J., S. 13–94.

anerkannt und außer Kraft gesetzt, neue aber noch nicht erlassen waren. Hilfesuchend wandten sich Monarchen und Magistrate an die Reformatoren um Rat. Aus diesem Grund beschäftigte sich auch Johannes Brenz eingehend mit Rechtsfragen. In seiner ersten, aus dem Jahre 1527 stammenden Kirchenordnung der Stadt Hall und die ihr angeschlossenen Gebiete organisierte er unter anderem die Gerichtskompetenzen neu: der Rat der Stadt sollte fortan für einige Vergehen zuständig sein, die bisher vor dem geistlichen Gericht zu Würzburg verhandelt worden waren. Darunter fiel insbesondere das Delikt der Gotteslästerung. Grundlage der Kompetenzverschiebung war die Neudefinition der höchsten Pflicht der weltlichen Obrigkeit; ihre vornehmste Aufgabe sollte der Schutz der Kirche, genauer der reinen Lehre, vor Häretikern sein, einem akuten Problem, weil sich die junge evangelische Kirche von den Altgläubigen, von verschiedenen Sekten – besonders den Wiedertäufern – und darüber hinaus von den Ungläubigen, den immer weiter an das Reichsgebiet herannahenden Osmanen, bedroht sah. Nachdem die Kirchenordnung festgelegt war, nahm die Gefahr weiter zu – beispielsweise standen die Türken 1529 vor Wien und die »Schwärmer« errichteten 1533 in Münster ihr Wiedertäuferreich.

Unter der Berücksichtigung der historisch relevanten Fakten gelangen wir zu einer anderen Interpretation unseres Gemäldes. Es ist durchaus möglich, daß das Werk im Zuge der Neuordnung der Gerichtskompetenzen des Haller Rates, vielleicht sogar auf die Initiative Brenzens selbst hin, geschaffen wurde, um den Ratsmitgliedern, welche ja zugleich das Richteramt ausübten, ihre neue Aufgabe vor Augen zu führen. Diese Vermutung stützt sich auf die folgenden Gesichtspunkte: in der Hauptszene ist das Urteil Salomons dargestellt. Tatsache ist, daß dieses Thema häufig Gegenstand von Gerechtigkeitsbildern ist und dort die Funktion hat, die Richter aufzufordern, Salomons Weisheit und Gerechtigkeit nachzueifern. Daher kann auch das Haller Gemälde dem Bereich der Rechtsprechung zugeordnet werden. Entscheidend ist jedoch, daß das Urteil mit dem Götzendienst Salomons verknüpft ist. Vor dem Hintergrund der vielen, in der Reformationszeit miteinander konkurrierenden Glaubensrichtungen erhält dieses Thema die Bedeutung einer Warnung vor dem Anhängen an der »falschen« Lehre. Dem appellativen Charakter der Urteilsszene gemäß, mahnt das Bild einerseits die Richter selbst, dem »rechten«, das heißt in diesem Fall evangelischen Glauben treu zu bleiben und erinnert sie andererseits – nicht zuletzt wegen der Bedrohung durch den Islam – daran, daß sie diesen Glauben durch ihr Handeln als Ratsherren und Richter zu verteidigen und zu schützen haben. Somit kann das Gemälde als Sinnbild der nach Ansicht der Reformatoren wichtigsten Aufgabe der weltlichen Obrigkeit aufgefaßt werden²⁵.

25 Weil die Darstellung nicht nur zur Gerechtigkeit, sondern auch zum Schutz der Religion auffordert, halte ich ihre Definition als »Gerechtigkeitsbild« in strengem Sinne für nicht ganz zutreffend; der Begriff trägt dem erweiterten Thema nicht Rechnung.

Zusammenfassung

Die Untersuchung hat gezeigt, daß die Darstellung von Urteil und Götzendienst Salomons auf zwei Weisen interpretiert werden kann: zum einen als Allegorie einer menschlichen Qualität, die bei einem Bürger vorausgesetzt werden muß, wenn er im Magistrat Verantwortung übernimmt; zum anderen als Veranschaulichung der obersten und vornehmsten Pflicht des Rates, welche im Schutz des Glaubens und der Kirche besteht. Während die erste Auslegung mehr den Bürger als Individuum im Blick hat, bezieht sich die zweite eher auf den Bürger in Amt und Würden. Meiner Ansicht nach ist es nicht sinnvoll, beide Deutungen scharf voneinander zu trennen oder gar einer den Vorzug zu geben, denn sie greifen insofern ineinander, als die zuletzt genannte die erste miteinschließen kann: der Magistrat ist nur dann imstande, vollkommen seiner Pflicht zu entsprechen, wenn jedes einzelne Ratsmitglied tugendhaft ist.

Aus diesen Überlegungen heraus komme auch ich zu dem Schluß, daß das Clausnitzerhaus nicht der ursprüngliche Bestimmungsort der Tafelmalerei gewesen sein kann. In einem Bürgerhaus würde nur ein Teil der Aussage evident. Erst die Präsentation an dem Ort, an dem die Obrigkeit der Stadt sich versammelt und ihres Amtes waltet, das ist der Ratssaal im Rathaus, ermöglicht es, den gesamten Bedeutungskomplex zu erschließen.

Schloß Untergröningen

VON STEFAN KING, BURGHARD LOHRUM, STEFAN UHL

Schloß Untergröningen (Lkr. Schwäbisch Gmünd) wurde in den vergangenen Jahren von den Verfassern im Auftrag des staatlichen Hochbauamtes Schwäbisch Gmünd hinsichtlich seiner Baugeschichte untersucht. Die dabei gewonnenen Ergebnisse seien hier in zusammengefaßter Form im Vorab vorgelegt. Eine abschließende Behandlung sowie eine bau- und kunstgeschichtliche Einordnung müssen einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben.



Abb. 1 Gesamtansicht von Nordwesten (Photo: Stefan Uhl)

Die Gesamtanlage

Die eindrucksvolle Schloßanlage erhebt sich auf einem breiten Bergsporn hoch über einer Schleife des Kochertales und dem Ort Untergröningen, der erst im späten 18. Jahrhundert durch die Anlage der sogenannten »Kolonie« auf der Hochfläche südlich des Schlosses aus der engen Tallage herausgriff. Ein beidseitig

gefütterter Graben – vor dem auf der Bergseite einst der inzwischen gänzlich abgegangene Vorhof wie auch ein barocker Schloßgarten lagen – umschließt die Anlage im Süden, Westen und Norden und öffnet sich gegen Osten zum Steilabfall über dem Kocher. Der untersuchte Gebäudekomplex selber präsentiert sich als Dreiflügelanlage mit Zufahrt und zwei seitlichen Pavillons an der offenen Westseite.

Ost- und Nordflügel sind unter einem durchgehenden Dach zusammengefaßt, das gegen Westen einen mit Werksteinarbeiten besetzten Volutengiebel zeigt. Drei Geschossen über Hofniveau entsprechen zwei solche unterhalb desselben. Der Ostflügel nimmt in Erdgeschoß und erstem Untergeschoß die spätbarocke Schloßkirche und am Anschluß zum Nordflügel das zweiläufige Treppenhaus auf. Die Fassaden werden von regelmäßigen Achsen großer Stichbogenfenster spätbarocker Profilierung durchbrochen.

Der Südflügel ist als eigenständiger Baukörper an die Südwestecke des Ostflügels herangeschoben. Auch er besitzt ein Satteldach mit Volutengiebel gegen Westen, das mittig von einem Uhrturm gekrönt wird. Bei drei Geschossen über dem Hofniveau entspricht seine Traufhöhe der der beiden anderen Flügel. Die Geschoßhöhen im Inneren differieren jedoch stark von denen des Ostflügels und werden im Dachbereich durch einen hohen Kniestock ausgeglichen. Die Fenster zeigen zum Hof hin regelmäßige Achsen, deren zum Teil vermauerte Fenster den von Ost- und Westflügel angeglichen sind. Die anderen Seiten weisen dagegen unterschiedliche Fensterformate und -formen – zum Teil mit Renaissanceprofilen – auf. An der Südostecke des Südflügels ist ein kleiner runder Eckturm angebaut, dessen Mauerwerk wie das aller Flügel bis auf die Grabensohle hinabläuft, die Trauflinie des Flügels jedoch um ein Geschoß überhöht. Die Erschließung des Inneren erfolgt durch eine steinerne Wendeltreppe in der Nordostecke, von der aus auch der Ostflügel zugänglich ist.

Die meist schmucklosen Innenräume aller drei Flügel sind im ersten und zweiten Obergeschoß durchweg an auf der Hofseite entlanglaufenden Gängen angeordnet, die Erd- und Untergeschosse sind dagegen zum Teil unregelmäßig gegliedert.

Die eingeschossigen Pavillons der Westseite sind beide mit Mansardwalmdächern versehen und werden durch einen stichbogigen Torbogen verbunden, vor dem eine gemauerte Brücke den Graben überquert.

Geschichtlicher Überblick

Die Ursprünge des Schlosses Untergröningen sind in der urkundlichen Überlieferung des Hochmittelalters kaum zu fassen. Herren von Gröningen werden im Jahre 1102 mit »Wito de Groningen« in einer Urkunde Herzog Friedrichs von Schwaben¹ und 1108 in einer ebensolchen des Stiftes Neumünster bei Würzburg²

1 Württembergisches Urkundenbuch (WUB) I, S. 334.

2 WUB I, S. 401.



Abb. 2 Gesamtansicht von Osten (Photo: Stefan Uhl)



Abb. 3 Blick auf die westliche Giebelseite des Südflügels (Photo: Stefan Uhl)



Abb. 4 Blick auf die westliche Giebelseite des Nordflügels (Photo: Stefan Uhl)

erstmal urkundlich genannt. Ob sie damals schon einen befestigten Sitz an der Stelle des heutigen Schlosses oder eine kleinere Burganlage ca. 1,1 km südlich desselben auf einem Hochflächensporn über dem Kochertal³ bewohnten, oder aber auf einem adeligen Anwesen im heutigen Obergröningen saßen, muß dahingestellt bleiben. 1193 wird in einer Urkunde Kaiser Heinrichs VI. ein »Burchardus de Groningen« als Zeuge genannt⁴, 1218 und 1229 ein »Sifridus de Gruningen« als Ministeriale des Klosters Ellwangen erwähnt⁵, wobei diesmal die Zuordnung zu Untergröningen fraglich bleiben muß⁶. Letztmals 1313 treffen wir mit »Chunradus de Grueningen« als würzburgischem Lehensmann ein mutmaßliches Glied jenes Geschlechtes an⁷. Ab 1351 finden wir (die Burg) Gröningen im Besitz des Ritters Johann von Rechberg⁸. Sein Sohn (?) Wilhelm läßt sich dort häuslich nieder⁹. Von ihm (oder einem gleichnamigen Nachfahren) kann die Burg im Jahre 1410 Schenk

3 Bei o: 05656, n: 54176 (UTM) im Wald Reste einer mäßig großen mittelalterlichen Befestigungsanlage mit kräftigem, hakenförmigen Wallgraben und evtl. einer Kellergrube. Mauerreste fehlen.

4 WUB II, S. 294.

5 WUB II, S. 68, 69, 258, 259.

6 Vgl. Gröningen bei Crailsheim.

7 Hohenlohisches Urkundenbuch (HUB) II, Nr. 73.

8 OaB Gaildorf nach Gabelkover.

9 Vgl. u. a. HUB III, Nr. 384, 427.

Friedrich von Limpurg erwerben¹⁰. Zumindest ein Teil der Anlage scheint jedoch schon bald in andere Hände gelangt zu sein, denn 1436 verkaufen Hans von Yberg und seine Frau Agnes von Remchingen ihren Teil an der Burg Gröningen mit umfangreichem Zubehör an Schenk Konrad von Limpurg¹¹. Diesen Anteil veräußern die Schenken (Konrad d. Ä., Konrad d. J. und Friedrich von Limpurg) schon im folgenden Jahr an den Schwäbisch Gmünder Bürger Hans Sträusser, wobei ein Burgfriedensvertrag die gemeinsame Nutzung und Unterhaltung der Anlage regelt¹². Ein weiterer Teil der Burg scheint ebenfalls schon vor 1436 im Besitz der Herren von Yberg gewesen zu sein, denn im Jahre 1439 verkaufen Anselm von Yberg und seine Frau Uta von Königseck ihren Teil an der Burg an die Schenken Konrad d. Ä., Konrad d. J. und Schenk Gottfried, Domdekan zu Bamberg¹³. Der Anteil Hans Sträussers ist inzwischen nach dessen Tode an seine Tochter Anna gelangt, die mit Jörg von Horkheim verheiratet ist. 1440 schließt sie mit den Schenken erneut einen Burgfriedensvertrag ab¹⁴. Dasselbe erfolgt auch 1452, als ihr Sohn Melchior von Horkheim ihre Rechte übernimmt¹⁵. Doch schon 1454 verkauft dieser seinen Anteil am Schloß nebst Zubehör für 1950 fl. an Kraft von Enslingen¹⁶. Dieser erhält 1456 von den Schenken ein Aufgeld von 200 fl., da diesen bei der erneuten Aufteilung der Burg durch das Los das vordere, schönere Haus zugefallen war¹⁷. Im gleichen Jahr kann er durch eine Zahlung von weiteren 1950 fl. an die Schenken die erworbenen Anteile an der Burg in ein freies Eigen umwandeln, wobei sich die Schenken das Wiederkaufsrecht¹⁸ und das Öffnungsrecht¹⁹ vorbehalten. Drei Jahre später gelingt es ihm, unter denselben Bedingungen einen weiteren Viertelteil für 555 fl. von den Schenken zu erwerben²⁰. Er besitzt nun mit insgesamt vier Anteilen (wohl je ein Viertelteil der halben Burg) vermutlich die Hälfte der Anlage. 1469 verkauft dann sein Sohn Jörg von Enslingen drei Teile an Ernfried von Schechingen als freies Eigen. Da die Schenken auf ihrem Wiederkaufs- und Öffnungsrecht beharren, kommt es in Schwäbisch Gmünd und vor dem Rat der Reichsstadt Ulm zum Prozeß, der für die Schenken günstig verläuft²¹. Wohl auf der Grundlage dieses Urteils scheinen sich die Schenken in der Folgezeit wieder in den alleinigen Besitz der Gesamtanlage gesetzt zu haben²². Bei einer Erbteilung im Jahre 1557 gelangt die Anlage (zusammen mit

10 OaB Gaildorf nach Fröschel.

11 StA Ludwigsburg, B 113, Bü. 252.

12 Ebd., Bü. 252.

13 Ebd., Urk. 444.

14 Ebd., Bü. 252.

15 Ebd., Urk. 445.

16 Ebd., Urk. 446.

17 Ebd., Urk. 447.

18 Ebd., Urk. 448.

19 Ebd., Urk. 449.

20 Ebd., Urk. 250.

21 Ebd., Urk. 452, 453.

22 Das weitere ohne Einzelnachweis, vgl. an Literatur (Auswahl):

– Das Land Baden-Württemberg, Bd. IV, Stuttgart 1980, S. 681 ff.

– A. Deibele: Der Heerberger Altar in Untergröningen. In: Gmünder Heimatblätter 20, 1959, S. 19–21.

Schloß Gaildorf) an Schenk Christoph von Limpurg (1531–74) und geht 1690 an die Linie Limpurg-Sontheim-Speckfeld über, die 1713 im Mannesstamme ausstirbt. Nach der anschließenden Zersplitterung des Territoriums kommt Gröningen 1774 an das Haus Hohenlohe-Bartenstein, da die damalige Fürstin Maria Friederike Sophie Charlotte (1714–77) eine Nachfahrin einer der limpurischen Erbtöchter ist. Schon im folgenden Jahr beginnt sie mit der Herrichtung des Schlosses als Witwensitz, den sie 1776 auch bezieht. Zur Versorgung des Hofstaates wird die bis dahin evangelische Schloßkirche wieder dem katholischen Ritus übergeben. Ihr überraschender Tod bereitet dem höfischen Leben in Untergröningen zunächst kein Ende, da ihr Sohn Ludwig Leopold sich häufig hier aufhält und nach seiner Regierungsniederlegung 1798 auch niederläßt. Dessen Sohn Ludwig Aloys verkauft schließlich im Jahre 1802 die gesamte Herrschaft Untergröningen an den damaligen Reichsvizekanzler Franz Grundacker von Colloredo-Mansfeld, dessen Sohn sie im Jahre 1804 erhält und 1827 an den württembergischen Staat veräußert, in dessen Besitz der umfangreiche Komplex bis heute geblieben ist.

Baugeschichtliche Nachrichten

Während für die Zeit bis zum beginnenden 15. Jahrhundert archivalische Hinweise zur baulichen Entwicklung des Schlosses (beziehungsweise der Burg) gänzlich fehlen, lassen sich den Urkunden des fortgeschrittenen 15. Jahrhunderts vereinzelt diesbezügliche Angaben entnehmen.

- 1436 Hans von Yberg und seine Frau Agnes von Remchingen verkaufen an Schenk Konrad d. Ä. ihren Teil der Burg ... den Baumgarten vor der Burg, ... den Garten unter der Küche gegen die Mühle hin ...²³.
- 1452 Melchior von Horkheim gedenkt, sich im »vordern hus des Slos« niederzulassen²⁴.

- *Emil Dietz*: Schloß Untergröningen ums Jahr 1600. In: Gmünder Heimatblätter 21, 1960, S. 77–79.
- *Eduard Funk*: Geschichte und Architektur des Schlosses Gröningen. In: Einhorn Nr. 69, S. 184–188.
- *Eduard Funk*: Das Schloß Untergröningen. In: Ostalb 8, 1971.
- *Marianne Lackner*: Das Schloß zu Untergröningen. Zulassungsarbeit zur ersten Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen, Eschach 1967.
- *Karl Morlok*: Auf den Spuren der Schenken von Limpurg. Kirchberg a. d. Jagst 1981.
- *K. O. Müller*: Das Geschlecht der Reichserbschenken zu Limpurg bis zum Aussterben des Mannesstammes. In: ZWLG 1941, S. 215–243.
- OAB Gaildorf, Stuttgart 1852.
- *Heinrich Prescher*: Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft Limpurg, Stuttgart 1789/90, Reprint Kirchberg 1977.
- *Gerd Wunder*, *Max Schefold*, *Herta Beutter*: Die Schenken von Limpurg und ihr Land, Sigmaringen 1982.

23 StA Ludwigsburg, B 113, Bü. 252 (Die Mühle liegt östl. der Burg).

24 Ebd., Urk. 445.

1454 Melchior von Horkheim verkauft an Kraft von Enslingen seinen »halbtail am Schlosse Groningen an baiden huslen am Burgstall und am Graben«²⁵.

1456 Bei der Teilung ein vorderes, schöneres Haus erwähnt²⁶.

Die urkundlichen Nachrichten lassen somit für das 15. Jahrhundert zwei Hauptgebäude, Ringmauer und Graben erkennen. Da es sich um eine Ganerbenburg handelte, können beide Hauptgebäude als selbständige Wohngebäude angesehen werden. Gleichfalls müssen Räume für die in den Burgfriedensverträgen genannten Bediensteten angenommen werden. Eine Küche an der Ostseite der Burg ist urkundlich überliefert.

Eine reichhaltigere Überlieferung setzt mit den ältesten noch erhaltenen Amtsrechnungen gegen Mitte des 16. Jahrhunderts ein, zu denen sich noch einzelne Bauakten des 17. und 18. Jahrhunderts gesellen²⁷, so daß sich die Baugeschichte zur Zeit der Schenken von Limpurg relativ detailliert verfolgen läßt.

1546 Flickarbeiten u. a. an der Schloßbrücke.

1564 Arbeiten wohl am heutigen Südflügel durch lokale Handwerker (Zimmermann Michael Beder aus Lindach, Steinmetz Nikolaus Garchem). Fundamentaushub und Maurerarbeiten ab Mitte Juni, dann Arbeiten u. a. an der Brücke, am Tor und an einem Turmhelm erwähnt²⁸.

1565–66 Rechnungen fehlen, verm. Fortdauer der Bauarbeiten.

1567 Weiterführung der Bauarbeiten u. a. durch den Maurer Ludwig Edelmann aus Lauffen. Arbeiten an der Zugbrücke und an einem nicht lokalisierten Sommerhaus. Im Südflügel u. a. Neuerstellung der erst kurz zuvor gefertigten Treppe durch den Schreiner Lienhard Miller von Heerberg. Daneben u. a. Arbeiten im »Oberen Haus«, auch Wohnhaus genannt, sowie im gesamten Schloßbereich. Im Vorgelände Scheuer und Viehhaus erwähnt.

1568 Arbeiten am »Oberen Haus«, Bau eines neuen Badeofens, Veränderungen am Ofen der Vogtstube sowie Flick- und Ausbesserungsarbeiten im gesamten Schloßbereich, u. a. im »Alten Schloss«.

1571/73 Flickarbeiten, u. a. an Tor, Badstube und Zwinger.

1574 Einrichtung einer neuen Vogtstube, Arbeiten in Reiterkammer, Torstube und Zwinger, an Viehhaus und Scheune.

1576 Flickarbeiten, u. a. durch den Zimmermann Hans Herner aus Schwäbisch Gmünd an einem baufälligen Turm.

1577 Flickarbeiten, u. a. im Kasten oberhalb der Frauenstube.

1580 Neueindeckung der Ringmauer durch den Hafner Silvester Trinklein aus

25 Ebd., Urk. 446.

26 Ebd., Urk. 447.

27 Amtsrechnungen: StA Ludwigsburg, B 113, Bü. 1309–1394, Bauakten: Ebd., Bü. 796, jeweils im folgenden nicht mehr einzeln nachgewiesen.

28 Von dieser Baumaßnahme auch die Wappentafel über dem ehem. Tor des Südflügels mit Inschrift: *Wir Christoph, Herr zu Limpurg, des heiligen römischen Reiches Erbschenk semperfrey, haben diesen Bau vollfjurt anno 1564. Marie Frau zu Limpurg, geborene Grävin zu Vidt, Runkeln und Isenburg, sein eheliche Gemahl (Lackner S. 2).*

- Holzhausen, Reparatur der Schloßbrücke, Glaserarbeiten an der großen Hofstube und den zwei Pferdeställen.
- 1581 Reparaturen und Schreinerarbeiten am Fruchtkasten, am Sommerboden, in der Frauensommerstube, den beiden Kammern vor der großen Hofstube und dem dortigen Gang. Zimmermannsarbeiten an Viehhaus, Schloßscheuer und am kleinen Schloßtürlein. Einbau zweier Gartentüren.
- 1582 Arbeiten am Badehäuslein, Fensterläden rot bemalt, Hafnerarbeiten in Vogtstube und Waschhaus. Pflasterung beider Schloßhöfe, Erneuerung der Zugbrücke u. v. a.
- 1583 Gartenarbeiten, neue Unterzüge im Vogtshaus, Dachausbesserungen, Erbauung eines neuen Schweinestalles im Schloßgraben.
- 1584 Bau eines Lusthauses, neuer Giebel auf dem Frauenkasten, Dachdeckerarbeiten am Vogthaus und an »ainen Hauss im alten Schloß«, auf dem Fruchtkasten und den Nebengebäuden.
- 1585 Div. Kleinigkeiten, u. a. zwei Tore am Schloßgraben. Erwähnung eines Wachthäuschens.
- 1586 Gartenarbeiten (u. a. Anlage eines Erdstalles am Schloßberg).
- 1587 Erneuerung der Schloßbrücke mit zwei massiven Bögen (letzter Abschnitt vor dem Tor noch als Zugbrücke) durch den Maurer Georg Buzer aus Münster (b. Gaildorf). Bau eines Bockstalles unter der Brücke, der Bereich des Schloßgrabens wird als Viehhof genutzt. Dachdeckerarbeiten an der Ringmauer, der alten Küche und dem dortigen Gang. Verputzung der Ringmauer, Schreinerarbeiten in der Badstube.
- 1588 Gartenarbeiten, Innenausstattung. U. a. Täferung der neuen Stube im Vogthaus durch Endrich Hagmüller aus Beckingen und Einbau eines neuen Ofens im Vogthaus. Bau eines neuen Viehstalles und Arbeiten an einer neuen Scheuer beim Schloß.
- 1590 Neuerstellung eines Brunnenhauses mit Gewölbe im Schloßhof, Glaserarbeiten im Gang bei der alten Küche und in einem Saal. Dachrinnen am alten Schloß.
- 1591 Hafnerarbeiten in der großen Hofstube, Fertigstellung des Brunnenhauses.
- 1592 Kleinigkeiten²⁹.
- 1598 Umfangreiche Umbauten: Errichtung des Hinteren Hauses des Neuen Baues im Schloß und Täferung der dortigen Stuben und Belegung der Böden durch den Zimmermann Hans Humler aus Gaildorf. Kamine in Backstein, Riegel

29 Parallel dazu bis 1597 Errichtung eines aufwendigen Herrenhauses im nahegelegenen Hof Billingshalden mit Ringmauer, Tor und div. Nebengebäuden. Dort noch heute ein zweigeschossiger, rechteckiger Massivbau mit Fachwerkkinnenwänden, Fachwerkgiebeln und wohl noch originale Dachgerüst. Im Obergeschoß dreizonige Aufteilung: Mittelflur mit Abort an der Schmalseite und je zwei seitlich anschließenden Räumen (zwei Stuben und zwei Kammern, ehem. getäfert), geradläufige Treppe (ehem. evtl. bis ins Dach). Trotz Renovierung umfangreiche Altsubstanz vorhanden. Bauausführung durch den Maurer Lienhard Buzer aus Gaildorf und den Zimmermann Lenz aus Holzhausen. Aufwendungen von 1592–96: ca. 2400 fl.

ausgemauert, Dach mit Ziegel gedeckt. Gleichzeitig Bauholz zum Bau des Vorderen Hauses des Neuen Baues geschlagen.

1599 Dachdeckung am Neuen Bau und am alten Schloß, Täferung von 2 Stuben sowie Schreinerarbeiten in zwei Kammern und auf dem Gang, Herstellung von Läden und Sitzbänken u. a. im Vorderen Haus des Neuen Baues durch den Schreiner Paul aus Gaildorf. Einbau der Fenster.

1600 Umfangreiche Schlosserarbeiten im Neuen Bau, dort Einbau eines Ofens in die Erkerstube durch den Hafner Hans Traub aus Lauffen sowie zweier Öfen in die unteren neuen Stuben. Weitere Öfen in die Frauenzimmerstube und die große Hofstube.

1602 Arbeiten an der Fruchtscheuer beim Schloß.

Schon die Zusammenfassung der urkundlichen Nachrichten des 15. Jahrhunderts hatte Hinweise auf zwei mittelalterliche Hauptwohngebäude, eine Küche, Ringmauer und Zwinger ergeben. Hinzu kommen aus den Rechnungen noch Hinweise auf einen wohl ebenfalls mittelalterlichen Turm und einen anschließenden Frauenzimmerbau sowie diverse Nebengebäude. Die bis 1604 erhaltene mittelalterliche Substanz kann kaum zu hoch veranschlagt werden.

Im 16. Jahrhundert dürfen wir südlich des Grabens einen ummauerten Vorhof annehmen, der eine Scheuer, das Viehhaus und gegebenenfalls weitere Nebengebäude wie Back- und Waschhaus, Schweineställe und ein Wachthaus aufnahm. Der gefütterte Graben war an seinen beiden Enden durch Tore abgeschlossen und vom Vorhof aus über eine gemauerte Treppe zu erreichen. In ihm befanden sich u. a. Stallungen für Ziegen und Schweine. Die überlieferten mittelalterlichen Zwingeranlagen sind heute nicht mehr nachvollziehbar. Hinter dem Graben erhob sich ein Gebäudetrakt (der heutige Südflügel) mit angebauten Eckturm. Ursprünglich wohl einer von zwei mittelalterlichen Wohnbauten, wurde er 1564ff. zum Tor- und Vogtshaus umgebaut sowie nochmals ab k. v. 1598 als nun zweiteiliger Neuer Bau – bestehend aus Vorder- und Hinterhaus – grundlegend verändert. Das Schloßtor war über den Graben hinweg mittels einer Zugbrücke zu erreichen, deren südlicher Teil seit 1587 massiv als Bogenbrücke ausgeführt war. An der Ostseite der Anlage scheint sich der alte (mittelalterliche) Küchenbau an die Ringmauer angelehnt zu haben, die mit einem geschlossenen, das heißt von Fenstern belichteten Gang versehen war, der die Verbindung zwischen den einzelnen Bauteilen herstellte. Im Nordosten dürfte sich der zweite ins Mittelalter zurückgehende Bau – eventuell das »Vordere Haus« – befunden haben. Nach einem Umbau um 1567 scheint der auch »Oberes Haus« und »Wohnhaus« genannte Bau als repräsentativer Hauptwohnbau gedient zu haben. Weitere Bauten sind in der Nordwestecke der Anlage zu vermuten, in der wir den Frauenkasten (Kemenate) mit einem angebauten Turm suchen dürfen. Vermutlich müssen wir hierin das »Alte Schloß« sehen. Den verbleibenden Raum entlang der Westseite bis hin zum Südflügel scheint eine größere Scheuer beziehungsweise ein Fruchtkasten eingenommen zu haben, in dem eventuell auch zwei Roßställe und eine Reiterstube untergebracht waren. Ein Badehäuslein und gegebenenfalls eine

Brunnenstube inmitten des Schloßhofes dürften das Bauprogramm vervollständigt haben.

Die in den Baurechnungen bis 1598 genannten Wohn- und Aufenthaltsräume lassen sich in der Regel nicht eindeutig lokalisieren. Ihre Auflistung wird durch vier Inventare von 1570, 1574, 1581 und 1587 ergänzt³⁰. Sie erwähnen unter anderem zwei herrschaftliche Gemächer im »neuen baw«, eine Stube mit Kammer im Turm des »FrawenZimersGemach«, eine alte Vogtstube mit Kammer, einen Karzer, eine Gastkammer bei der großen Hofstube und die daneben gelegene Reiterkammer. Erst für den Neuen Bau von 1598ff. wird die Raumbgliederung deutlicher. Er muß in seinen beiden oberen Geschossen in jedem Hausteil eine Stube mit anschließender Kammer und vorgelegtem Flur – als insgesamt 4 Gemächer bestehend aus Stube und Kammer – besessen haben, während zu Erd- und Dachgeschoß Angaben aus der Erbauungszeit fehlen.

Auch für die folgenden Jahre bietet die gute Quellenlage umfassende Angaben zur weiteren baulichen Entwicklung des Schlosses³¹.

1603 Beginn einer großangelegten Neu- und Umbauphase: Im September nach Abbruch der alten Gewölbekeller ein neuer Keller durch den Maurermeister Lienhard Buzer aus Gaildorf vollendet.

1604 Keine Rechnungen erhalten.

1605 Arbeiten am Neuen Haus und am Vorderen Haus. Anfertigung eines Visiers des neuen und des alten Schlosses durch den Zimmermann Hans Humler. Schreinerarbeiten und Einzug einer Holzdecke in den beiden Kammern des Neuen Hauses durch den Schreiner Hans Degelmann. Maurerarbeiten am Vorderen Haus bis zum Giebel fortgeführt. Steinmetzarbeiten des Meisters Hans Säckele aus Schwäbisch Gmünd für Türrahmen im unteren Stock und zu den Gewölben darunter, Eckquader, Stalltüren, Giebelöffnungen.

1606 Umfangreiche Zimmermanns- und Schreinerarbeiten. Errichtung des zweiten neuen Gebäudes (Ostflügel) und einer Zwischenwand in dem ersteren (Nordflügel) sowie ein Mauerstück am Vogtshaus (Südflügel) in Traufhöhe angefügt. Maurerarbeiten durch den »welschen« Maurer Nikolaus Ander³². An Steinmetzarbeiten Eckquader, Giebelteile, Gesimse, Fenstergewände, Kellertüren, 60 Stufen für eine Wendeltreppe. Zimmermannsarbeiten an einem Bandhaus.

1607 Bezahlung der Anfertigung eines Baurisses durch Hans Humler. An Maurerarbeiten durch Nikolaus Ander Erstellung eines neuen Stallbaues, eines Anbaues am Südflügel und Ausführung des zweiten Obergeschosses desselben in Mauerwerk. Einwölbung der Küche. An Zimmermannsarbeit durch Hans Humler Umwendung des Dachwerkes des Südflügels und Aufbrin-

30 StA Ludwigsburg, B 114, Bü. 703/3, 740/2.

31 Wie Anm. 27.

32 Identisch mit dem Baumeister Nicolaus Androy aus Roffle im Sachsertal, der 1609–11 das formal eng verwandte Schloß in Michelbach a. d. B. (Lkr. Schwäbisch Hall) für Schenk Wilhelm von Limpurg-Sontheim als Witwensitz für seine Gemahlin Dorothea Reuß erbaute.

- gung eines neuen Gespärres. An Steinmetzarbeiten Tür- und Fenstergewände, Arbeiten am Kamin des Saales durch den Bildhauer Andreas Graf aus Schwäbisch Hall, Malerarbeiten durch Sebastian Hörman.
- 1608 Arbeiten an der Brücke und der Ausstattung der Schloßkirche. Mobiliar durch den Schreiner Hans Degeler aus Untergröningen gefertigt. Einwölbungsarbeiten. Steinmetzmäßige Herstellung von »Feuersäulen« für die Schloßküche. Arbeiten am Kamin des Saales durch den Bildhauer Friedrich Braum aus Schwäbisch Hall. Malerarbeiten an Kirche, Stallbau und den Türgerüsten durch den Maler Sebastian Hörman aus Schwäbisch Hall. Umfangreiche Schlosser-, Glaser- und Hafnerarbeiten zu Innenausstattung.
- 1609 Weitere Arbeiten an der Innenausstattung. Erstellung eines Brunnenwerkes.
- 1610 Fußboden im Saal durch den Schreiner Hans Angele.
- 1611 Kleinigkeiten, unter anderem am Schloßbrunnen.
- 1612 Brunnenkasten im Schloßhof³³.
- 1645 Umfangreiche Dachreparaturen auf dem Fruchtkasten, am Turm (Schindeldach), am Ostflügel und am Uhrtürmchen.
- 1666 Dachreparaturen am Südflügel.
- 1667 Flickarbeiten im Inneren.
- 1668 Arbeiten an Fenstern und Dächern, unter anderem am Fürstengemach.
- 1669 Neuaufmauerung der grabenseitigen Ecke eines Seitenflügels, Ersatz der Fachwerkkonstruktion auf einem daran anschließenden Anbau im 2. Obergeschoß durch Mauerwerk bei Beibehaltung des alten Dachstuhles. Ausführung durch den Tiroler Maurer Martin Weyreuter. Dachstuhlreparatur an der Hofseite des Fruchtkastens.
- 1670 Neue Böden im Südflügel, u. a. »ad locum secretum« und in beiden Gängen, sowie div. anderen Räumen. Wiederherstellung der Inneneinrichtung in Teilen des Schlosses.
- 1671 Arbeiten am Schloßgarten, Dachreparaturen durch Zimmerleute aus Tirol, Ausbesserung der Stuckdecke in der Schloßkirche sowie Arbeiten im 2. Obergeschoß von Nord- und Ostflügel.
- 1672–78 Kleinigkeiten und Wiederherstellungen im Inneren³⁴.
- 1679 Maurerarbeiten an den erhalten gebliebenen Teilen des Alten Schlosses und um runden Turm.
- 1692 Zimmermannsarbeiten durch Andreas Anderle aus Tirol, Maurerarbeiten am Backhaus beim Schloß durch den Tiroler Maurer Hans Wachter.
- 1696 Zimmermannsarbeiten durch Hans Anderle aus Tirol am Dach des Ostflügels und zweier Erkern (neue Sparren, Mauerlatten, Gesimse). Ausflückung des Daches des Südflügels und Eindeckung der dortigen zwei neuen Erker durch die Maurer Hans und Jörg Wachter. Schreinerarbeiten am Uhrgehäuse u. a.
- 1697 Div. Reparaturen durch Tiroler Handwerker.

33 Parallel dazu größere Arbeiten in Billingshalden.

34 Ab 1678 wieder größere Arbeiten in Billingshalden.

- 1698 Ausstattungsarbeiten im herrschaftlichen Gemach.
- 1699 Ausstattung der herrschaftlichen Zimmer u. a. durch den Hofschreiner Georg Wachs aus Obersontheim. Arbeiten an der Schloßscheuer.
- 1701 Schweineställe im Schloß u. div. Kleinigkeiten.
- 1702 Dachreparaturen an beiden Schloßscheuern.
- 1703 Neuerstellung der Zugbrücke durch den örtlichen Zimmermann Jörg Schokken. Dachreparatur über dem Saal des Ostflügels und den Fürstengemächern des Nordflügels.
- 1704 Küchengarten an der Brücke, Läden rot und weiß gestrichen.
- 1706 Bau von zwei Wasserrinnen über den Schloßgraben, Ausräumung der dortigen Fäkaliengrube.
- 1707 Schreiner- und Glaserarbeiten.
- 1709 Anlage eines neuen Schloßgartens.
- 1710 Aufstellung eines aufwendigen und wertvollen Brunnenkastens im Schloßhof.
- 1711 Neuer Viehstall im Schloßgraben.
- 1712 Neuer Plattenboden im Gang vor der Amts- und Wohnstube im Südflügel durch die Maurer Anton Dieffenbronn aus Ruppertshofen und Jörg Wachter.
- 1713 Neubau der Fruchtscheuer durch den Zimmermann Georg Schock.
- 1716 Schreinerarbeiten in den Schloßscheuern.
- 1717 Arbeiten am Schloßdach.
- 1719 Bau eines Gartenhauses, Einbau eines Blockhauses im Bürgerturm (Gefängnis).
- 1721 Arbeiten im Garten und am Gartenhaus.
- 1722 Ausbesserung der Viehställe im Hof, der Schloßbrücke etc.
- 1723 Zimmermannsarbeiten an den Schloßstallungen u. a., Ausbesserung der schadhafte Decke in der Amtsstube durch den Schreiner Franz Theisen, drei neue Stubenböden.
- 1724 Dachreparaturen.
- 1725 Bretterhütte im Graben, Dachreparaturen, umfangreiche Instandsetzungsarbeiten. 3 Sonnenuhrtafeln gemalt³⁵.
- 1726 Instandsetzungsarbeiten an den Schloßgrabenmauern durch den Maurer Tobias Weyreuter aus Eschach.
- 1727 Ausbesserungsarbeiten an Dächern und Mauern.
- 1728 Aufwendige »Renovierung« der Hinteren Amtsstube und des dortigen Kabinetts durch den Maler Johann Christoph Katzenstein.
- 1730 Umfangreiche Ausbesserungen, u. a. Neueinrichtung der Küche und Ausbesserung des dortigen Gewölbes.
- 1732 Ausbesserungen im Roßstall, am Gefängnis u. a.
- 1733 Neue Zugbrücke durch den Zimmermann Friedrich Härter aus Untergröning.

35 Parallel dazu Ausgaben in Billingshalden.

gen. Verputzung der zwei Giebelseiten durch den Maurer Tobias Weyreuter, Wiederherstellung der Brunnenstube und andere, umfangreiche Instandsetzungen.

- 1735 Bau eines Wachthauses mit Backofen und Ausbesserungen am Bodenbelag vor dem Brunnen.
- 1736 Neuer Boden in der Schloßküche und Ausstattung einer neuen Wachstube.
- 1737 Reparaturen an Brunnen, Brücke, Boden im Südflügel etc.
- 1738 Arbeiten im Schloßinneren (Öfen in Kanzlei und Vogtstube, neue Böden, Stiege neben der Küche). Wiederherstellung des Stallgebäudes im Westen des Schloßhofes.
- 1739–52 Kosten nicht aufgeschlüsselt.
- 1760 Entfernung der Bretterhütte im Garten.
- 1763 Erneuerung der Schloßbrücke (zwei Bögen und Brüstung durch Jakob Kücklein aus Wegstetten), Vergipsung einzelner Innenräume. Dachreparatur am Ostflügel.
- 1764 Fertigstellung der Brücke, Saaldecke neu gewickelt, verputzt und geweißt durch den Maurer Georg Michael Frey aus Untergröningen. Div. Innenrenovierungsarbeiten.
- 1765 Ausbesserungen im Schloßinneren, Brüstung der Brücke.
- 1766 Arbeiten am Amtsknechtshaus, an Dächern und verschiedenen Innenräumen.
- 1767 Aufstellung eines neuen Brunnenkastens.
- 1768 Einzug einer neuen Decke in der Oberen Turmstube des Südflügels als Ersatz für eine heruntergefallene Holzdecke, div. Arbeiten im Schloßinneren (u. a. in der Küche).
- 1769 Arbeiten an der Schloßscheune.

1772 Neues Schindeldach am Schloßturm und größere Arbeiten im Inneren.

Fassen wir die Baugeschichte von 1603 bis 1774 zusammen, so bleibt festzustellen, daß – trotz des Neubaus zweier Flügel ab 1603 – die Grundkonzeption der alten Anlage weitgehend erhalten blieb. Hinter einem Vorhof mit zwei Scheunen und diversen kleineren Nebengebäuden folgte der von der zweibogigen Brücke (der letzte Teil als Zugbrücke ausgebildet) überspannte Burggraben mit Viehställen und einer Fäkaliengrube für die Abtritte des Südflügels. An den nun dreigeschossigen Südflügel schlossen sich der ab 1603 erbaute Ost- und Nordflügel an, während sich entlang der Westseite neben dem Fruchtkasten noch mittelalterliche Gebäudeteile erhalten zu haben scheinen. Neben den in den Rechnungen genannten Räumlichkeiten entnehmen wir den verschiedenen Inventaren des 17. Jahrhunderts reiche Anhaltspunkte zur Raumaufteilung³⁶. Im Nordflügel finden wir demnach über dem großen Keller zuunterst vier weitere Gewölberäume (u. a. Fleischgewölbe) und eventuell eine von zwei Eßstuben mit anschließender Kammer. Im Erdgeschoß liegen spätestens seit dem 17. Jahrhundert Küche, Pfisterei und eventuell die

36 StA Ludwigsburg, B 114, Bü. 740/3, 5, 741/1, 2.

zweite Eßstube mit Kammer. Das erste und das zweite Obergeschoß werden von einem Gang und je drei Stuben mit zugehörigen Kammern eingenommen. Jene im östlichen Teil des zweiten Obergeschosses werden als Fürstengemächer bezeichnet. Der Ostflügel beherbergte über einem zweiten großen Keller die Schloßkirche mit einer anschließenden Kammer und im ersten Obergeschoß zwei von der Schloßherrschaft bewohnte Gemächer (jeweils Stube und Kammer). Das zweite Obergeschoß wurde von dem großen Festsaal eingenommen. Der Südflügel enthielt über dem Erdgeschoß (u. a. mit Torstube und Kammer) zwei Stuben mit zugehörigen Kammern, wobei ein solches Gemach dem Vogt als Wohnung diente, an die sich die Küche des Vogtes anschloß. Auch für das zweite Obergeschoß sind zwei Stuben-Kammer-Einheiten mit unterschiedlichen Bezeichnungen belegt, während Hinweise zur Nutzung von vier Kammern im Dachgeschoß fehlen. In dem heute abgegangenen Stallbau im Westen der Anlage werden die Hofmeisterstube mit Kammer, eine Reiterstube mit Kammer, eine Küche und ein Brotgewölbe erwähnt.

Nach dem Übergang Untergröningens an das Haus Hohenlohe-Bartenstein wurde die Schloßanlage in den Jahren 1774 bis 1777 unter Mitwirkung lokaler Handwerker grundlegend barockisiert. Die Leitung hatte der Ellwanger Baumeister Sebastian Manz. Eine genaue Aufschlüsselung der einzelnen Arbeiten hat sich nicht erhalten, lediglich ein Bericht über den Schloßbau in der (französisch abgefaßten) Biographie der Enkelin der damaligen Bauherrin³⁷. Demzufolge wurde das Gebäude damals von oben bis unten umgebaut, wurden Inneneinteilung, Türen, Öfen und Fensterkreuze verändert. Die angetroffene Zugbrücke wurde abgebrochen und durch eine Massivkonstruktion (an der Stelle der heutigen Zufahrt) ersetzt, das vierte »Corps de logis« (im Westen der Anlage) eingerissen und durch zwei Pavillons für die Offizianten ersetzt. Dazwischen kam die mit einem Gitter verschließbare Hofeinfahrt zu liegen. Die Kirche erhielt schöne Arkaden, die eine Art Mittelschiff ausgrenzten, einen neuen Hochaltar, Bänke, eine Orgel, Emporen und einen Fußboden aus edelstem örtlichen Marmor. Nach der Fertigstellung zweier Flügel wurden von Bartenstein und Straßburg Möbel angeliefert, dazu Seidentapicerien für die fürstlichen und gefärbte und bemalte Leinwände für die anderen Zimmer im Schloß. Die Baukosten sollen nahezu 50000 fl. betragen haben. Aus den spärlichen Rechnungen³⁸ sind uns lediglich für 1775 Arbeiten in der Küche (Ausbesserung des Bodens und des Gewölbes), in der Torstube, im Garten (Gartenstube) sowie im Roßstall überliefert.

Die Baugeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts braucht hier – da im Hinblick auf Feudalarchitektur gänzlich uninteressant – nicht weiter dargestellt werden³⁹.

37 Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.

38 Ebd., Archiv Bartenstein, Nr. 381/1.

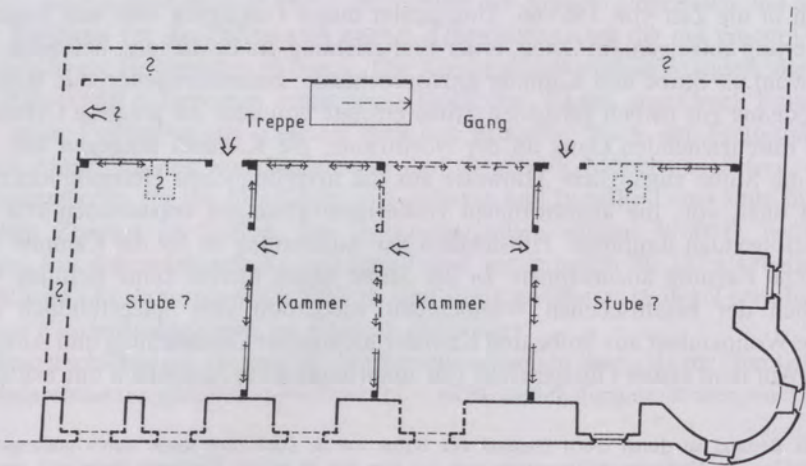
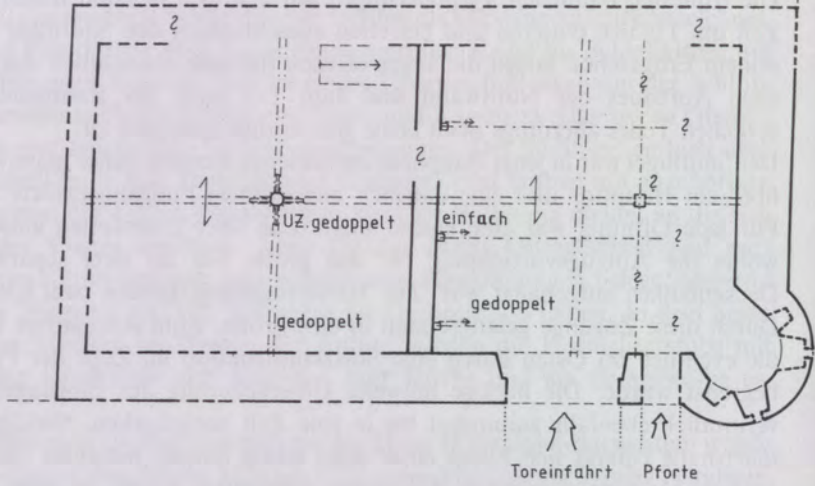
39 Aufarbeitung bei *M. Lackner* (wie Anm. 22). Umfangreiche Archivalien (z. T. mit Plänen) in: StA Ludwigsburg, F 48, vor allem Bü. 223, 234, 272–280, 308, 310–312 sowie Staatl. Hochbauamt Schwäbisch Gmünd, AA/002–500.

*Der Baubestand und die Ergebnisse seiner Untersuchung*⁴⁰

Die frühesten baulichen Veränderungen am heutigen Bestand lassen sich in die Zeit um 1565/66 datieren und betreffen ausschließlich den Südflügel (Plan 1). In seinem Erdgeschoß lassen die angetroffenen Befunde hinsichtlich des ursprünglichen Aufbaues der Nordwand und zum Teil auch der Raumgliederung des östlichen Teiles allerdings noch keine gesicherten Aussagen zu.

Der Südflügel war in jener Bauphase im östlichen Bereich seiner massiven Südseite über ein Haupttor und eine daneben angeordnete Fußgängerpforte zugänglich. Für jede Öffnung war eine eigene Zugbrücke über Eisenketten einschwenkbar, wobei die Aufzugsvorrichtung für das große Tor an zwei separat verlegten Deckenbalken aufgehängt war. Zur Torverriegelung dienten zwei Klemmbalken. Durch diese Zugänge gelangte man in eine große, wohl stützenfreie Durchfahrt, die eventuell im Osten durch eine Stützkonstruktion im Zuge der Pfortenflucht begrenzt wurde. Die heutige teilweise Unterkellerung der Eingangshalle dürfte vermutlich ebenfalls zumindest bis in jene Zeit zurückgehen. Westlich der Einfahrtshalle befand sich hinter einer wohl schon damals massiven Querwand ein großer, bis zum damaligen Westgiebel reichender Raum, in dem mittig eine profilierte Eichenstütze angeordnet war. Ein Treppenaufgang zum ersten Obergeschoß ist parallel zur Nordwand anzunehmen. Im ersten Obergeschoß, dessen Südseite massiv, dessen andere Seiten in Fachwerkbauweise gedacht werden müssen, kann für diese Phase die Grundrißgliederung nicht als völlig sicher gelten, da die angetroffenen Querwände zwischen den Deckenbalken über dem Erdgeschoß sitzen und zudem auf den Mauerkronen aufgeständert sind. Alle dendrochronologisch untersuchten Hölzer (wie zum Beispiel die Längsrähme) datieren jedoch in die Zeit von 1565/66. Ungeachtet dieser Unklarheit läßt sich folgende Gliederung aufzeigen: Im Osten, unter Einbeziehung des Eckturmes, befanden sich zwei wohl als Stube und Kammer anzusprechende, zusammengehörende Räume. Der Zugang zur östlich gelegenen Stube erfolgte von dem die gesamte Gebäudelänge durchziehenden Gang an der Nordtraufe, die Kammer hingegen war nur über die Stube zugänglich. Hinweise auf die ursprünglichen Heizmöglichkeiten liegen nicht vor, die angetroffenen Hinterladeröffnungen entstammen erst der nächstfolgenden Bauphase. Hinsichtlich der Ausstattung ist für die Kammer eine farbliche Fassung anzunehmen. In der Stube liegen hierfür keine Befunde vor. Westlich der beschriebenen Wohneinheit wiederholt sich spiegelbildlich eine zweite Wohneinheit aus Stube und Kammer identischer Erschließung und Ausstattung. Auf dem ersten Obergeschoß war ursprünglich ein Satteldach mit beidseiti-

40 Der Bestand ist durch einen Plansatz des Büros *van de Locht/Birk* sowie durch umfangreiche Befundpläne der Verfasser dokumentiert und soll hier nur in grober Übersicht dargestellt werden. Untersucht wurden jeweils Dachbereich, 1. und 2. Obergeschoß, das Erdgeschoß des Südflügels, Teile des Erdgeschosses des Nordflügels sowie die Kellerräume aller Flügel. Bis zum Abschluß der geplanten Bauarbeiten und der vorgesehenen baubegleitenden Untersuchungen kann auch hier nur eine erste Übersicht gegeben werden. Die restauratorischen Untersuchungen (Fiedeler) werden dabei einer gesonderten Darstellung vorbehalten bleiben müssen.

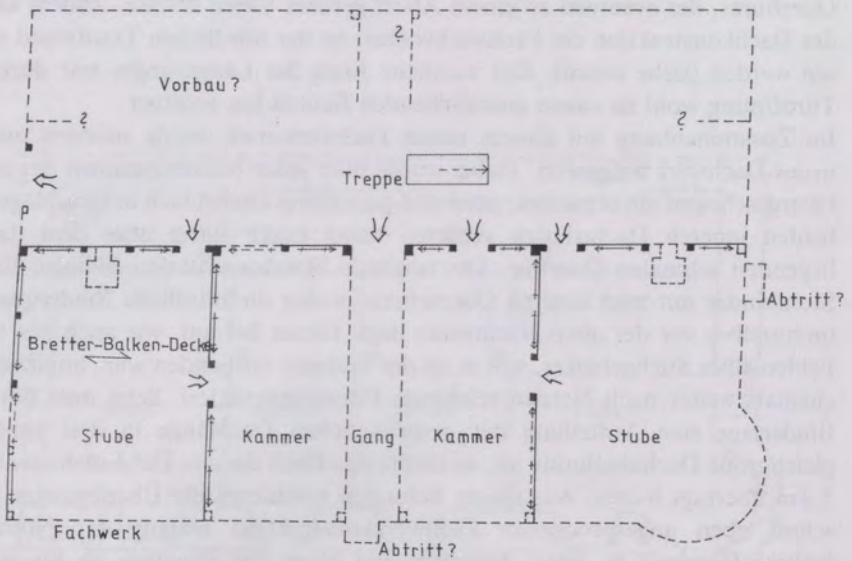
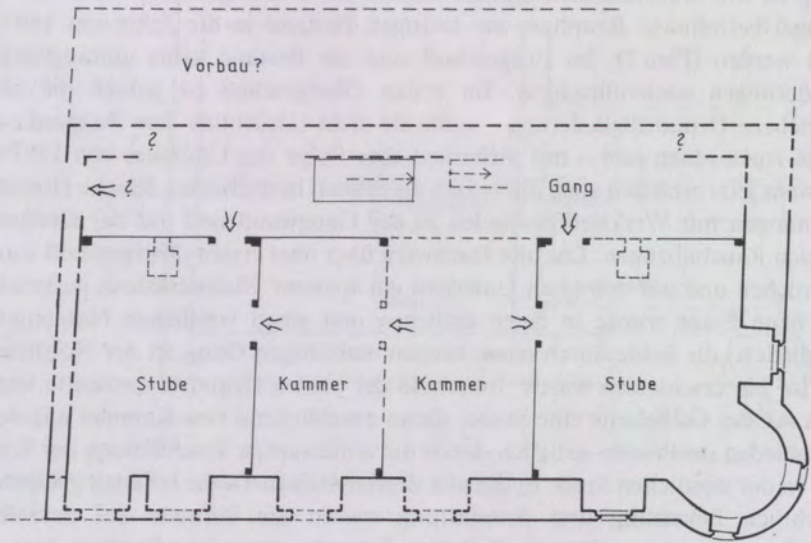


Plan 1 Untergröningen, Schloß (Südflügel). Grundriß- und Nutzungsstruktur 1565/66, Erdgeschoß (oben) und 1. Obergeschoß (unten)

gem steilen Vollwalm aufgeschlagen, das im Südosten vom Turmhelm des Eckturmes durchbrochen wurde.

Analog zu den archivalischen Quellen konnte die zweite größere, wiederum den Südflügel betreffende Bauphase am heutigen Bestand in die Jahre um 1597/98 datiert werden (Plan 2). Im Erdgeschoß sind am Bestand keine umfangreichen Veränderungen nachvollziehbar. Im ersten Obergeschoß ist jedoch die oben beschriebene Grundrißgliederung – sollte sie nicht tatsächlich dem Zeitpunkt um 1565/66 zuzuordnen sein – mit Sicherheit eine Folge des Umbaus von 1597/98. Spätestens jetzt erhielten auch die beiden als Stuben bezeichneten Räume Hinterladeröffnungen mit Werksteingewänden in der Gangwand und auf der Gangeite liegenden Rauchabzügen. Das alte Dachwerk über dem ersten Obergeschoß wurde abgebrochen und auf den alten Unterbau ein weiterer Fachwerkstock aufgesetzt. Diese neue Etage wurde in einen östlichen und einen westlichen Nutzungsteil untergliedert, die beide durch einen breiten einhüftigen Gang an der Nordtraufe zum Hof hin erschlossen waren. Innerhalb der beiden Grundrißabschnitte waren jeweils auf der Giebelseite eine Stube, daran anschließend eine Kammer angelegt, unterschieden im Prinzip lediglich durch die andersartige Erschließung der Kammern. In der westlichen Stube ist die alte Bretter-Balken-Decke erhalten geblieben. Hinsichtlich Beheizung und Ausstattung weisen die Befunde auf denselben Zustand wie im ersten Obergeschoß hin. Bemerkenswert ist allerdings hier die ehemalige Anlage eines zwischen den beiden Nutzungseinheiten verlaufenden Querflures, der eventuell zu einem Abort geführt haben könnte. Zudem kann an der Dachkonstruktion ein Fachwerkvorbau an der nördlichen Traufwand abgelesen werden (siehe unten). Das westliche Ende des Längsganges war durch eine Türöffnung wohl zu einem anschließenden Bauteil hin geöffnet.

Im Zusammenhang mit diesem neuen Fachwerkstock wurde zuoberst auch ein neues Dachwerk aufgesetzt. Dabei wurde über jeder Nutzungseinheit des zweiten Obergeschosses ein separates, nord-süd-gerichtetes Giebeldach aufgeschlagen. Die beiden inneren Dachtraufen verliefen dabei exakt mittig über dem darunter liegenden schmalen Querflur. Die tragende Holzkonstruktion bildeten liegende Stuhlbinder mit zwei inneren Querachsen, wobei die nördliche Binderquerachse unmittelbar vor der alten Nordtraufe liegt. Dieser Befund, wie auch das dortige Fehlen eines Stichgebälkes, wie es an der Südseite vorhanden war, impliziert eine ehemals weiter nach Norden reichende Dachkonstruktion. Setzt man durch die Binderlage eine Aufteilung der ursprünglichen Dachlänge in drei annähernd gleichgroße Dachabschnitte an, so müßte das Dach die alte Gebäudebreite um ca. 3,2 m überragt haben. Aus diesen Befunden resultieren die Überlegungen zu der schon oben angesprochenen Fachwerkkonstruktion entlang der Nordwand. Nähere Hinweise zu deren Aussehen, vor allem zur Situation im Bereich von Erdgeschoß und erstem Obergeschoß, fehlen allerdings gänzlich. Im Süden hingegen kragten beide Giebel über einem Stichgebälk aus, während in das ostwärtige Dachwerk zu diesem Zeitpunkt der Turmhelm des ebenfalls aufgestockten Eckturmes einschneitt.



Plan 2 Untergröningen, Schloß (Südflügel). Grundriß- und Nutzungsstruktur 1597/98, 1. Obergeschoß (oben) und 2. Obergeschoß (unten)

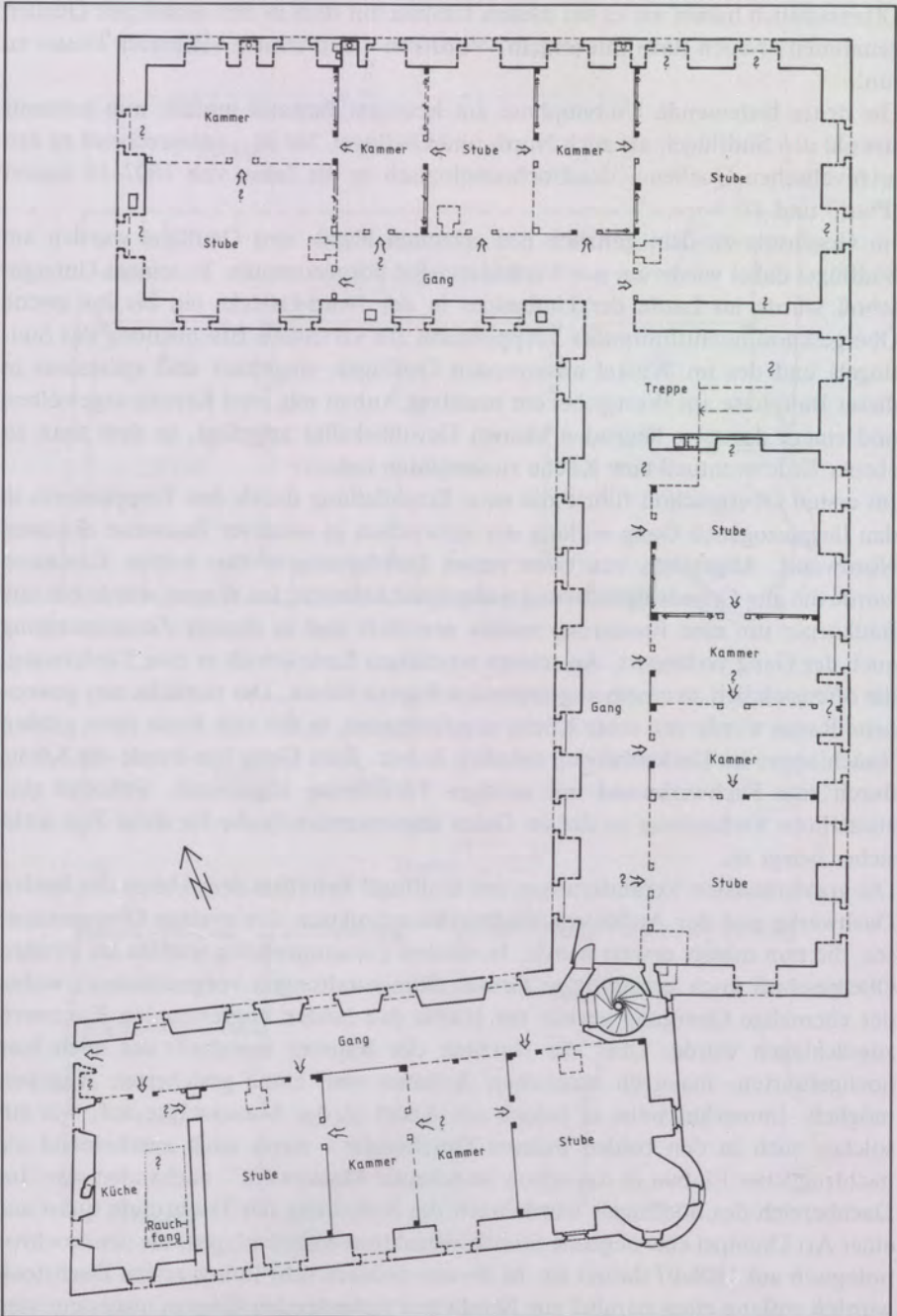
Offensichtlich haben wir es bei diesem Umbau mit dem in den damaligen Quellen genannten »Neuen Bau« mit seinem »Vorderen-« und seinem »Hinteren Haus« zu tun.

Die dritte bedeutende Umbauphase am heutigen Bestand umfaßt nun erstmals sowohl den Südflügel, als auch Nord- und Ostflügel. Sie ist – entsprechend zu den archivalischen Quellen – dendrochronologisch in die Jahre von 1607–10 datiert (Plan 3 und 4).

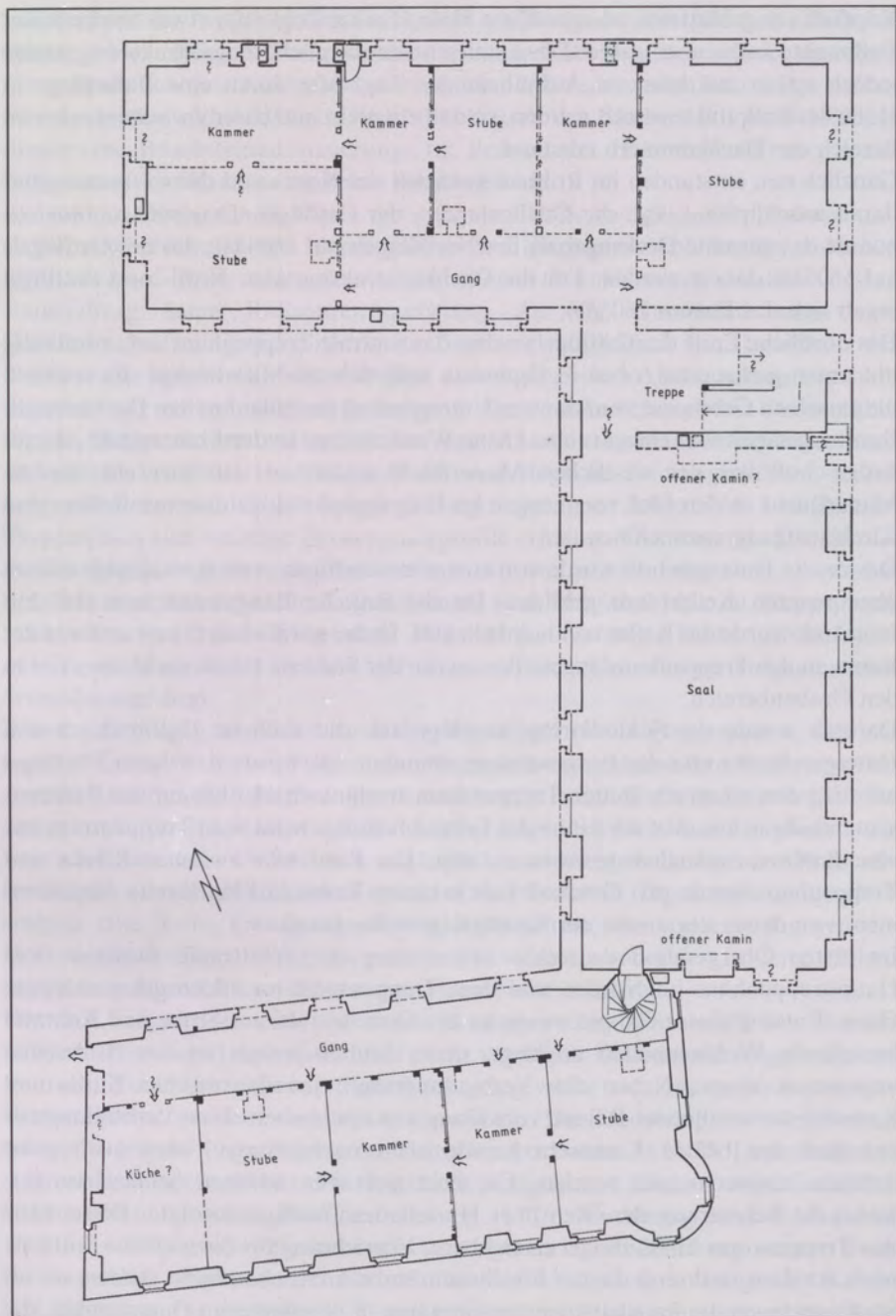
Im Gegensatz zu dem gänzlich neu erbauten Nord- und Ostflügel wurden am Südflügel dabei wiederum nur Veränderungen vorgenommen. In seinem Untergeschoß wurde im Laufe der Umbauten in der Nord-Ostecke ein bis ins zweite Obergeschoß hinaufführender Treppenturm zur vertikalen Erschließung des Südflügels und des im Winkel ansetzenden Ostflügels eingebaut und spätestens in dieser Bauphase am Westgiebel ein massiver Anbau mit zwei Kreuzgratgewölben und einem darunter liegenden kleinen Gewölbekeller angefügt, in dem man zu ebener Erde eventuell eine Küche zu vermuten hat.

Im ersten Obergeschoß führte die neue Erschließung durch den Treppenturm in den langgezogenen Gang entlang der inzwischen in massiver Bauweise ersetzten Nordwand. Abgesehen von einer neuen Farbfassung in den beiden Kammern wurde die alte Grundrißgliederung weitgehend belassen. Im Westen wurde der alte Baukörper um eine Raumzone massiv erweitert und in diesem Zusammenhang auch der Gang verlängert. An seinem westlichen Ende erhielt er eine Türöffnung, die offensichtlich zu einem angrenzenden Bauteil führte. Der restliche neu gewonnene Raum wurde von einer Küche eingenommen, in der sich Reste eines großen Rauchfanges im Deckenbereich erhalten haben. Zum Gang hin wurde die Küche durch eine Fachwerkwand mit mittiger Türöffnung abgetrennt, während eine zusätzliche Verbindung zu der im Osten angrenzenden Stube für diese Zeit nicht sicher belegt ist.

Die gravierendsten Veränderungen am Südflügel betreffen den Abbau der beiden Dachwerke und der Außenwandfachwerkkonstruktion des zweiten Obergeschosses, die nun massiv ersetzt wurde. In diesem Zusammenhang wurden im zweiten Obergeschoß auch geringfügige Grundrißumgestaltungen vorgenommen, wobei der ehemalige Quergang jeweils zur Hälfte den beiden angrenzenden Kammern zugeschlagen wurde. Über die Nutzung des Raumes innerhalb des auch hier hochgeführten, massiven westlichen Anbaues sind keine gesicherten Angaben möglich. Immerhin weist er jedoch ein Abort in der Mauerstärke auf, wie ein solches auch in den beiden unteren Geschossen – wenn auch anscheinend als nachträglicher Einbau in das schon bestehende Mauerwerk – vorhanden war. Im Dachbereich des Südflügels wurde nach der Anhebung der Dachtraufe quasi auf einer Art Drempel eine liegende Stuhlkonstruktion aufgeschlagen, die dendrochronologisch auf 1606/07 datiert ist. In diesem dadurch sehr hohen ersten Dachstock wurden entlang eines parallel zur Nordwand verlaufenden Ganges insgesamt vier Dachkammern eingebaut, die von Westen her etwa vier Fünftel des Dachraumes einnehmen. Bemerkenswert ist ein lediglich an den liegenden Stuhlständern über



Plan 3 Untergröningen, Schloß 1. Obergeschoß. Grundriß- und Nutzungsstruktur 1607-10



Plan 4 Untergröningen, Schloß 2. Obergeschoß. Grundriß- und Nutzungsstruktur 1607-10

Kopfhöhe angeblattetes, waagrechtes Holz, das die Zugkräfte etwas oberhalb der Fußpunkte aufnehmen sollte. Diese statisch unzulängliche Zugverankerung mußte jedoch später zur besseren Aufnahme der Zugkräfte durch eine Balkenlage in Höhe der Fußpunkte ersetzt werden, so daß ein nicht nutzbarer Zwischenboden im Bereich der Dachkammern entstand.

Gänzlich neu entstanden im Rohbau zunächst der Nord- und dann – unmittelbar daran anschließend (vgl. die Quellenlage) – der Ostflügel. Dendrochronologisch konnte das gesamte Deckengebälk des Nordflügels auf 1604/05, das des Ostflügels auf 1605/06 datiert werden. Für die Dachkonstruktion über Nord- und Ostflügel ergab sich das Datum 1605/06.

Das nördliche Ende des Ostflügels nahm das zentrale Treppenhaus auf, zweiläufig mit unten gemauerter, oben in Fachwerk aufgeführter Mittelwange. Es erschloß die einzelnen Geschosse vom zweiten Untergeschoß bis hinauf in den Dachbereich. Ihm vorgelagert war ehemals eine kleine Wendeltreppe in der Mauerstärke, die im Erdgeschoß vor der westlichen Mauerflucht endet, so daß hier ein vor die Mauerflucht in den Hof vorspringendes Eingangsportal als externer Keller- und Kirchengang anzunehmen ist.

Das zweite Untergeschoß wurde von einem einschiffigen, von Kreuzgratgewölben überspannten Kellerraum gebildet. Da die östliche Längswand zum Tal hin freistand, wurde der Keller von hier belichtet. In der nördlichen Stirnwand war der Raum an das Treppenhaus angeschlossen, an der Südseite führte ein kleines Tor in den Grabenbereich.

Darüber wurde die Schloßkirche angelegt, die die südliche Hälfte des ersten Untergeschosses und des Erdgeschosses einnahm. Sie wurde u. a. vom Südflügel aus über den schon erwähnten Treppenturm erschlossen, der bis auf das Bodenniveau hinabreichte. Auf der Höhe des Erdgeschosses scheint vom Treppenturm aus eine Empore zugänglich gewesen zu sein. Die Restfläche zwischen Kirche und Treppenhaus wurde pro Geschoß von je einem Raum in Flügelbreite eingenommen, von denen der untere ein Kreuzgratgewölbe besaß.

Im ersten Obergeschoß erstreckte sich entlang der Westtraufe zwischen dem Haupttreppenhaus im Norden und dem Treppenturm im Süden ein einhüftiger Gang. Entlang dieses Ganges waren an der Ostseite zwei aus Stube und Kammer bestehende Wohneinheiten angelegt, deren Stuben jeweils an den Stirnseiten angeordnet waren. Neben den Verbindungstüren jeweils zwischen Stube und Kammer waren alle vier Räume vom Gang aus erschlossen. Eine Verbindungstür zwischen den beiden Kammern konnte nicht nachgewiesen, aber auch nicht definitiv ausgeschlossen werden. Die beiden Stuben konnten beheizt werden, wobei die Befuerung der Öfen über Hinterladeröffnungen erfolgte. Diese, über den Treppenturm im Südflügel erreichbare, Vorrichtung für die südliche Stube ist noch erhalten, während die der nördlichen Stube inzwischen fehlt. Anders als im Südflügel lagen die Rauchabzüge der Öfen hier in den massiven Querwänden, die sie erst im Dachraum verließen. Die beiden Kammern waren nicht erwärmbar, besaßen jedoch eine (gemeinsame?) Abortnische und eine farbige Ausstattung,

während für die Ausgestaltung der Stuben am Bestand selber gesicherte Anhaltspunkte fehlen. Wie die Trennwand zum Gang, so bestanden auch die einzelnen Querwände aus einem zweifach verriegelten Fachwerkwandaufbau mit wandhohen, verzapten und sich in der Regel überkreuzenden Streben. Als Gefachfüllung diente eine Bruchsteinausmauerung. Im Bereich der Hinterladeröffnung beziehungsweise des Ofens waren keine Riegel verbaut.

Im zweiten Obergeschoß wurde die gesamte Fläche zwischen Treppenhaus und südlicher Giebelwand von einem großen Saal eingenommen. An der südlichen Stirnseite sind Reste eines ehemaligen offenen Prunkkamines erhalten, dessen Rauchabzug keine Rußspuren aufweist. An der Nordwand weist eine Rauchabzugsöffnung auf eine zweite Feuerungsmöglichkeit hin. Innerhalb der Nordostecke befand sich ein vom Saal aus zugänglicher Abort, schräg oberhalb desselben ein weiterer, der nun jedoch vom obersten Zwischenpodest des anschließenden Treppenhauses aus zu betreten war. Ausstattungsbefunde des Saales sind nicht mehr erhalten, Hinweise auf die ursprüngliche Deckengestaltung fehlen aufgrund einer (archivalisch belegten) Umgestaltung im Jahre 1764. Lediglich im Treppenhaus sind einzelne Deckenstückprofile erhalten. Das tragende Dachgerüst des Ostflügels besteht aus einer noch heute weitgehend erhaltenen, liegenden Stuhlkonstruktion in Verbindung mit einem vom Südgiebel bis zum Treppenhaus reichenden, verstrebtten Hängewerk. Das mittig aufgehängte Deckengebälk lagert auf einem Mauerholz, welches auf einer auf der Mauerkrone aufgemauerten Schwellmauer liegt.

Wie der Ostflügel, so besitzt auch der Nordflügel zwei Untergeschosse. Der die gesamte Grundfläche des Flügels einnehmende kreuzgratgewölbte Kellerraum im zweiten Untergeschoß blieb ungeteilt und wurde lediglich durch eine eingestellte Stützenreihe für die Gangwand des darüber liegenden Geschosses gegliedert. Er war wiederum vom Graben aus zugänglich und diente – heute als »Roßstall« bezeichnet – eventuell zumindest zeitweise als Pferdestall. Das erste Untergeschoß enthielt eine Reihe kreuzgratgewölbter Kellerräume, die von einem gegen die Hofseite geschobenen Gang aus erschlossen wurden, wobei der an der östlichen Stirnseite gelegene Raum die gesamte Flügelbreite einnahm.

Für das Erdgeschoß sind bisher nur Aussagen über den westlichen Bereich möglich. Hier lagert unterhalb einer nicht verrotteten Deckenbalkenlage auf einer zentralen Rundsäule ein vierteiliges Kreuzgratgewölbe auf, das im Süden an eine Fachwerkwand aus der Erbauungszeit anschließt. Die Sandsteinplatten des Bodenbelages liegen auf Lagerhölzern mit dem Dendro-Datum 1674/75. Der offensichtlich in der ursprünglichen Planung nicht vorgesehene Einbau eines Gewölbes könnte somit mit einer Planungsänderung (1607 Einwölbung einer Küche und 1608 Einwölbungsarbeiten archivalisch belegt) im Zusammenhang stehen, denn ein vermutlich original in der Mauerstärke des Westgiebels aufsteigender Kamin läßt hier schon für die früheste Planungsphase eine Küchennutzung vermuten.

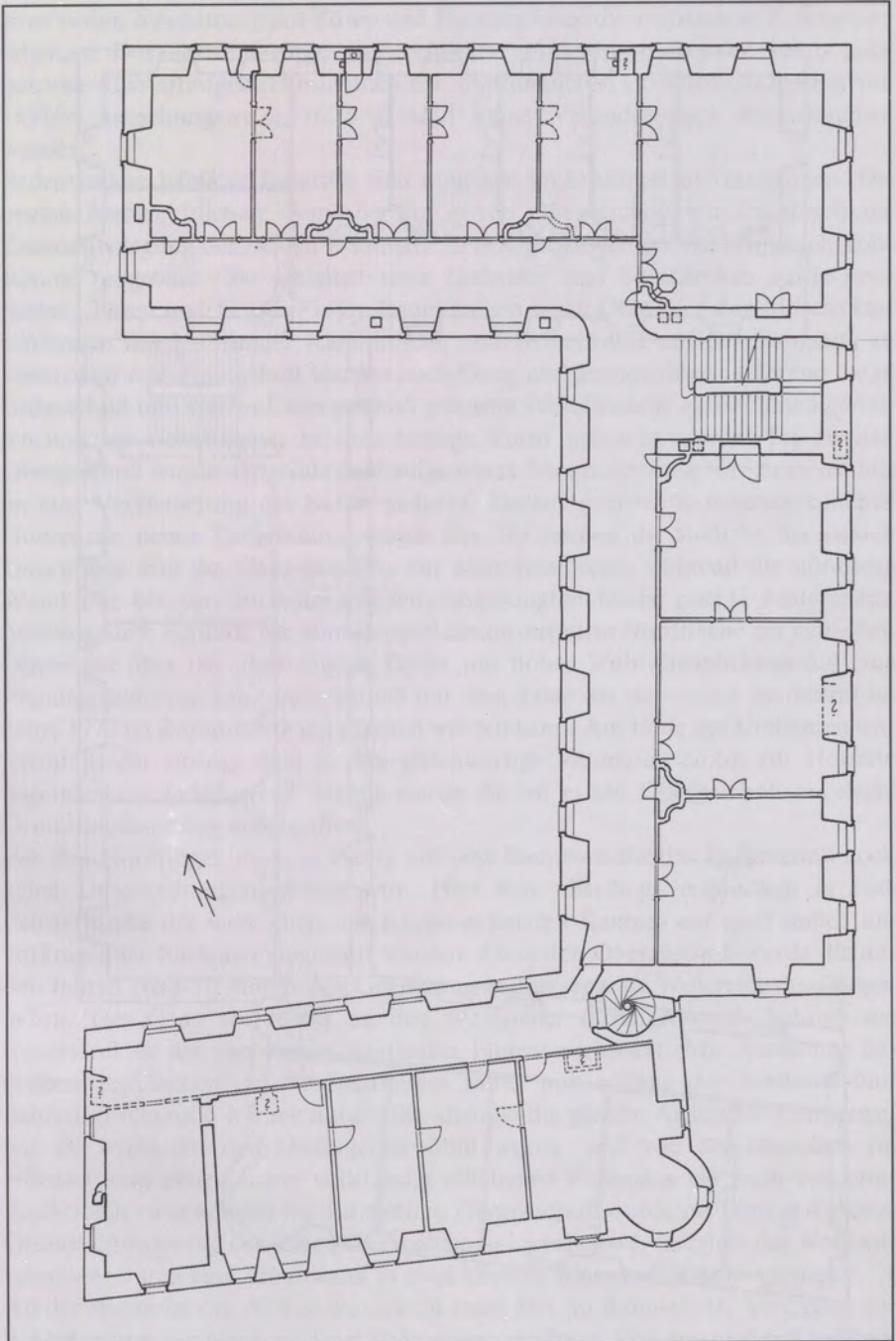
Im ersten Obergeschoß wurde die Erschließung durch einen einhöftigen Gang entlang der Südwand gebildet. Von ihm aus waren insgesamt drei Wohneinheiten,

wiederum bestehend aus Stube und Kammer, zugänglich. Am ostwärtigen Stirnende des Flügels nahm die Stube die gesamte Breite des Baukörpers ein. Ihr zugeordnet war die angrenzende kleine Kammer neben dem Flur. Am westlichen Stirnende des Flügels lagen auf Flügelbreite Stube und Kammer nebeneinander. Zwischen diesen beiden Wohneinheiten befand sich die dritte, kleinste Wohneinheit. Eine interne Abgrenzung der einzelnen Einheiten bestand nicht, denn die angrenzenden Räume besaßen jeweils untereinander Verbindungstüren in achsialer Anordnung. Soweit es die Lage der Zimmer ermöglichte, waren sie auch direkt vom Gang aus erreichbar. Alle Stuben waren beheizbar. Die Befeuerung der Öfen erfolgte dabei über Hinterladeröffnungen, die alle zum Gang hin ausgerichtet waren, so daß zur Beschickung der Öfen die Wohnräume – wie in Ost- und Südflügel – nicht betreten werden mußten. Die Rauchabzüge waren wieder auf der Gangeite der Trennwände angeordnet. In den Stuben fehlen jegliche Hinweise auf Ausmalungen. Dafür finden sich auf den offensichtlich nicht auf Sicht gearbeiteten Fachwerkwänden noch teilweise Reste eines Stroh/Lehm-Schlages, so daß wir hier eine zumindest teilweise ehemalige Vertäferung von Wand- und Deckenflächen vermuten können. Dagegen ist für alle Kammern die farbliche Fassung der Wände und Decken belegt, zum Teil sind die Befunde in hohem Umfang erhalten. Auf die Balken des Fachwerkes mit rotem Grundton waren scheinplastisch ockerfarbene Mittelfelder aufgemalt. Zu ihnen gesellen sich in den Gefachen Begleitstriche in verschiedenen Farben und Breiten, die auch an der Decke nachgewiesen werden konnten. Teilweise ist diese Fassung auch noch an den Ganglängswänden wie auch an Gang und Kammern im ersten Obergeschoß des Ostflügels nachweisbar. Daneben besaß jede Kammer eine eigene Abortnische in der nördlichen Massivwand, wie sie bei der mittleren Wohneinheit noch weitgehend ungestört erhalten geblieben ist. Die Trennwände waren in Fachwerk abgezimmert und sind in ihrem Aufbau denen im Ostflügel ähnlich.

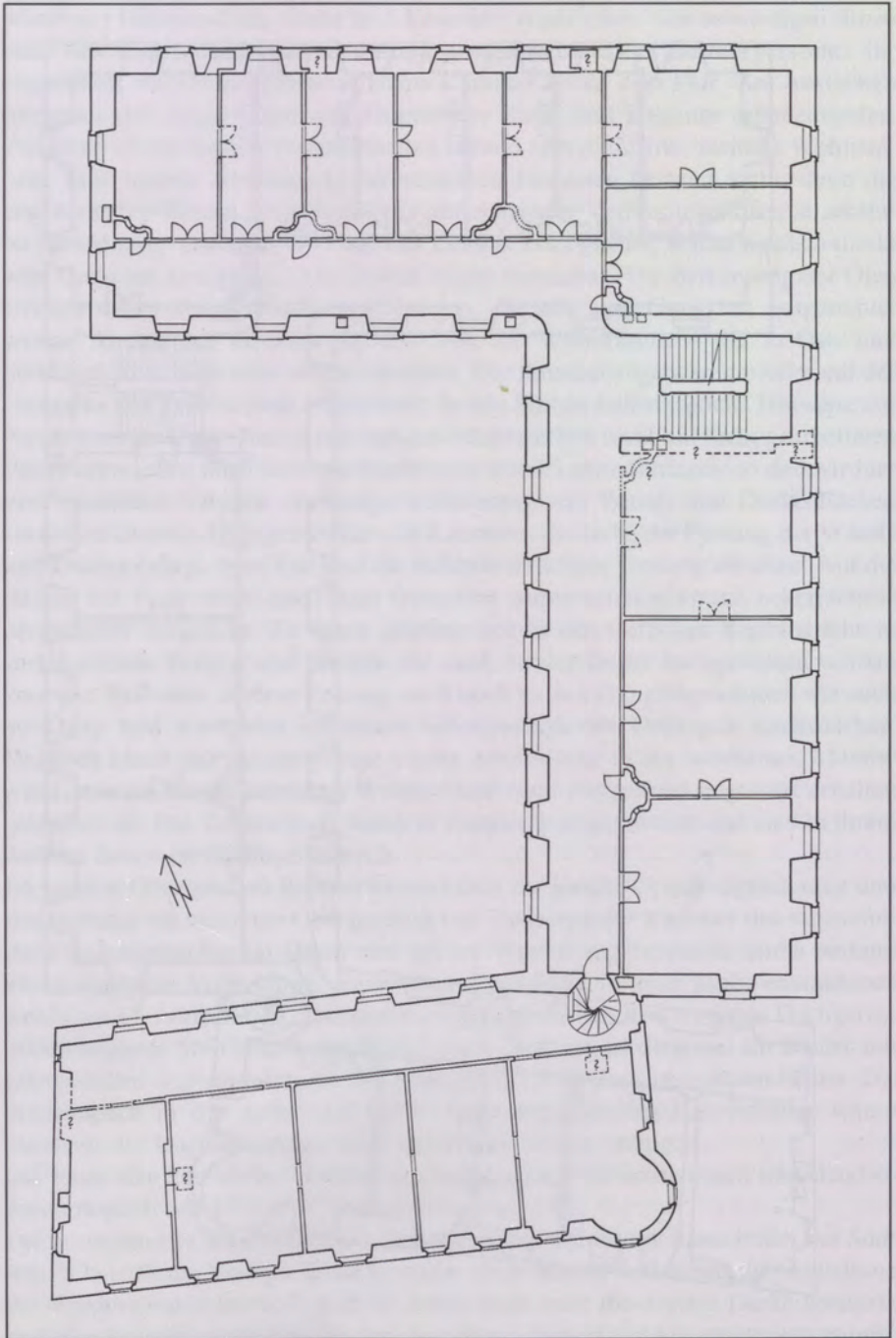
Im zweiten Obergeschoß liegt im wesentlichen die gleiche Grundrißgliederung und Ausstattung wie im ersten Obergeschoß vor. Zwischen der Kammer des sogenannten Fürstengemaches im Osten und der im Westen angrenzenden Stube bestand allerdings keine Verbindung. Reste einer Stuckdecke in jener Stube entstammen wohl dem 17. Jahrhundert. Das noch weitgehend vorhandene tragende Dachgerüst bilden liegende Stuhlbinder. Im Winkel zum Ostflügel ist diagonal ein Binder mit Hängesäulen abgezimmert, die den Zugbalken der Binderkonstruktion halten. Die ursprünglich in der Achse der Gangwände aufsteigenden Rauchabzüge waren oberhalb der Dachbalkenlage stark zur Firstmitte hin verzogen.

Die letzte der hier zu behandelnden Umbauphasen ist archivalisch und dendrochronologisch auf 1774–1777 datiert (Plan 5 und 6).

Die gravierendste Maßnahme der damaligen Barockisierung hinsichtlich des Südflügels betrifft die Verlegung der Einfahrt nach Westen und damit die Schließung der Tordurchfahrt im Südflügel, in deren Zuge auch die dortige Decke verstärkt und eine kleinteilige Aufteilung der ehemaligen Durchfahrt vorgenommen wurde. Im ersten Obergeschoß fanden keine räumlichen Umbauten statt. Abgesehen von



Plan 5 Untergröningen, Schloß 1. Obergeschoß. Grundrißgliederung 1774-77



Plan 6 Untergröningen, Schloß 2. Obergeschoß. Grundrißgliederung 1774-77

einer neuen Ausstattung mit Türen und Fenstern blieb die vorhandene Konzeption erhalten. Das zweite Obergeschoß zeigt im vorhandenen Bestand kaum noch barocke Ausstattungen. Hinsichtlich der ursprünglichen Grundrißkonzeption von 1597/98 beziehungsweise 1607–10 sind keine Veränderungen vorgenommen worden.

Bedeutendere bauliche Eingriffe sind hingegen im Ostflügel zu verzeichnen. Die beiden herrschaftlichen Gemächer im ersten Obergeschoß wurden durch die Zusammenlegung der beiden Kammern in drei gleichwertige, nahezu gleichgroße Räume umgebaut. Sie erhielten neue Holztäfer und Stuckdecken sowie neue Böden, Türen und Fenster, jeder Raum zudem einen Ofen, der durch dreieckige Einbauten mit halbrunder Kaminnische und Heizöffnung auf der Gangseite zu beschicken war. Neu gefaßt wurden auch Gang und Treppenhaus, während die in Erdgeschoß und erstem Untergeschoß gelegene Schloßkapelle gänzlich neu gestaltet und im wesentlichen in ihre heutige Form gebracht wurde. Im zweiten Obergeschoß wurde der große Saal aufgegeben. Möglicherweise war zunächst nur an eine Verkleinerung des Saales gedacht. Darauf deuten die unterschiedlichen Höhen der neuen Unterteilungswände hin. So reichen die südliche der beiden Querwände und die Gangwand bis zur alten Saaldecke, während die nördliche Wand nur bis zur neu eingezogenen, abgehängten Decke reicht. Andererseits deuten andere Befunde wie zum Beispiel die unverputzte Nordfläche der südlichen Querwand über der abgehängten Decke mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine Planungsänderung hin, die eventuell mit dem Tode der damaligen Bauherrin im Jahre 1777 im Zusammenhang gesehen werden kann. Am Ende der Umbauten war jedenfalls der einstige Saal in drei gleichwertige Räume an einem zur Hofseite liegenden Gang aufgeteilt. Damit wurde die im ersten Obergeschoß angelegte Grundrißgliederung aufgegriffen.

Für den Nordflügel liegen in Bezug auf jene Bauphase für das Erdgeschoß noch keine Untersuchungsergebnisse vor. Hier war allerdings inzwischen in eine Fensternische des westlichen, als Küche genutzten Raumes ein nach außen hin vorkragender Backofen eingebaut worden. Im ersten Obergeschoß wurde die aus den Jahren 1607–10 stammende Gliederung in drei separate Wohneinheiten aufgegeben. Der Gang wurde bis an den Westgiebel verlängert und dadurch die Raumstruktur der ehemaligen westlichen Einheit verändert. Mit Ausnahme des großen, repräsentativen Nordostrumes waren nun entlang der Nordseite fünf nahezu gleichgroße Räume aufgereiht, die alle die gleiche Ausstattung erhielten, wie sie schon für den Ostflügel erwähnt wurde, und von der besonders im Nordostraum neben einem vollständig erhaltenen Fußboden ein reich verzierter Kachelofen zu erwähnen ist. Im zweiten Obergeschoß wurde im Prinzip die neue Grundrißgliederung des ersten Obergeschosses wiederholt, lediglich der Nordostraum war durch eine Trennwand in zwei kleinere Räume unterteilt worden.

An der Westseite der Anlage wurden zu jener Zeit im Rahmen der Verlegung der Schloßzufahrt der Nord- und der Südpavillon errichtet. Von den beiden Kleinbauten ist in seinem ursprünglichen Aufbau nur noch der Nordpavillon mit einem

großen Backofen erhalten, während der Südpavillon 1887/88 nach einem Brand neu errichtet werden mußte. Mit der Barockisierung 1774–77 hatte die gesamte Anlage sowohl vom äußeren Erscheinungsbild her, wie auch hinsichtlich der baulichen und räumlichen Gliederung und Ausstattung, die noch heute bestimmende Gestalt erhalten.

Zur baugeschichtlichen Einordnung

Eine bau- und kunstgeschichtliche Bewertung der angetroffenen Befunde muß, wie gesagt, einer gesonderten Publikation vorbehalten bleiben. Sie wird sich vor allem der Umbauphase von 1607 widmen müssen. Hinsichtlich des Äußeren werden dabei vor allem die Beziehungen zu den eng verwandten hohenlohisch-fränkischen Renaissanceschlössern, vor allem zu dem vom selben Baumeister ebenfalls für die Schenken von Limpurg errichteten Michelbach a. d. B., im Vordergrund stehen, die Betrachtung des Inneren wird sich auf die Herausarbeitung »frühbarocker« Tendenzen der Raumgliederung konzentrieren⁴¹.

Gerade aufgrund der guten Dokumentation und Absicherung der hier nur übersichtsweise vorgelegten Ergebnisse wird dem Schloß in Untergröningen in der diesbezüglichen Forschung ein hoher Stellenwert einzuräumen sein.

41 Vgl. die Inbezugsetzung zum schwäbischen Schloßbau der Renaissance in: *Stefan Uhl*, Schloß Warthausen – Baugeschichte und Stellung im Schloßbau der Renaissance in Schwaben. Biberacher Studien Bd. 4, Biberach 1990

*Abb. 5 Blick gegen den Chor der
Schloßkapelle (Photo: Stefan Uhl)*



*Abb. 6 Vermauerte Abortnische
des 17. Jahrhunderts im
Nordflügel (Photo: Stefan Uhl)*

*Abb. 7 Rokokoofen im
Nordflügel (Photo: Stefan Uhl)*



Michael Kerns Frühwerk

VON ANETTE COLSMAN

Einleitung

Michael Kern (1580–1649) gehört zur Künstlerfamilie Kern, die aus Forchtenberg im Hohenloher Land stammt. Die Alabastervorkommen in Forchtenberg brachten es mit sich, daß dieser Werkstoff das bevorzugte Material des Bildhauers wurde. Alabaster wurde zu Kerns Zeit bereits um seiner selbst willen geschätzt (und nicht als Ersatz für Marmor!), außerdem war er billiger als italienischer Marmor. Alabaster eignet sich besonders gut für Bildwerke kleineren Formats. So prägen denn auch in erster Linie kleinteiliger Alabasterschmuck, Statuetten, Relieftafeln und Reliefdarstellungen sein umfangreiches Werk.

Es sollen hier nur einige wichtige Werke seiner Frühzeit vorgestellt werden¹. Die zeitliche Eingrenzung des Frühwerks orientiert sich an Gradmann², die in stilistischer Hinsicht von einer »ersten Epoche« spricht. Diese setzt sie bis 1614 an. Nur in dieser frühen Schaffensperiode haben Kerns architektonische Aufbauten steile und teilweise unausgewogene Proportionen. Bereits bei der Tumba des Grafen Ludwig II. von Löwenstein in Wertheim (1614–16) und dem Epitaph für das Ehepaar Hamberger (gest. 1615) in St. Michael, Schwäbisch Hall, werden die Proportionen breiter und der Aufbau strenger und tektonischer. Im dekorativen Bereich weist Kerns Frühwerk oft spielerische Momente auf, die von einer gewissen Experimentierfreude zeugen. Roll- und Beschlagwerk treten später zugunsten des Knorpelwerks zurück.

Die Ausbildung des Stils von Michael Kern verläuft aber keineswegs kontinuierlich, da er im Spätwerk in Ornament und Reliefmotiven teilweise wieder zu seinen frühen Werken zurückkehrt.

1 Eine ausführliche Untersuchung des gesamten Frühwerks mit 22 Katalognummern erfolgte in der Magisterarbeit *Anette Colsmann: Das Frühwerk von Michael Kern (1580–1649)*, die am 30. 10. 1990 an der Freien Universität Berlin abgeschlossen wurde.

2 *G. Gradmann: Die Monumentalwerke der Bildhauerfamilie Kern. Studien z. deutschen Kunstgeschichte* Heft 198, Straßburg 1917, S. 70.

Die Kanzeln

Die *Kanzel des Würzburger Domes* (Abb. 1) wurde 1608 von der Stadt in Auftrag gegeben und bereits im folgenden Jahr errichtet³. Ursprünglich am fünften Pfeiler, steht sie jetzt am zweiten Pfeiler des südlichen Seitenschiffs. Der polygonale Kanzelkorb aus Sandstein wird durch sechs glatte Säulen mit darüber verkröpftem Gesims gegliedert. Zwischen ihnen befinden sich fünf Relieftafeln mit je zwei Registern aus Alabaster, die von Pilastern eingefasst und einem Korbbogen überfangen werden. Der Kanzelboden ist gewölbt und mit scharfgratigem Beschlagwerk verziert. Ihm ist ein wulstartiges »Polster« unterlegt, das gleichartig verziert ist. Um die Unterseite sind sechs Bänder mit scharfem Kerbenmuster gespannt, die oben in Voluten und ihnen anhaftenden geflügelten Engelsköpfchen aus Alabaster enden. Ein vierseitiger Pfeiler mit Nischen und Halbrundkonsolen, auf denen vier Kirchenväterstatuetten aus Alabaster stehen, trägt das Ganze. Den Ecken sind vier Volutenstützen vorgelagert, auf denen alabasterne Evangelistenfiguren sitzen.

Die Kanzel geht als Typ auf ein untergegangenes Vorbild zurück⁴. Dies war die Kanzel der Universitätskirche, 1588 von Johann Robyn geschaffen. Bruhns⁵ sieht sie als »Prototyp für das Maingebiet im frühen 17. Jahrhundert« an. Der Kanzelkorb ruhte auf einer schlanken Säule, die von den vier Evangelisten umgeben war. Dieses Motiv wurde nicht nur von Michael Kern, sondern auch von Hans Juncker (1582–nach 1623)⁶ und Zacharias Juncker (1578/80–ca. 1657)⁷ aufgegriffen. Bei der Würzburger Domkanzel werden wie bei der Kanzel der Aschaffener Stiftskirche⁷ die vier Kirchenväter in die Nischen des Kanzelfußes gestellt. Zu diesem Entwurf kamen dann bei der Würzburger Domkanzel noch den Ecken vorgesetzte Volutenstützen mit Evangelisten hinzu. Formale Ähnlichkeiten dazu

3 Quellen: – Bestellung der Domkanzlei in Würzburg von der Stadt, zitiert bei: *Gradmann* (wie Anm. 2) S. 206, Nr. 65a. – Nachrichten über die Domkanzel zu Würzburg aus den Kalendereinträgen des Tuchscherers Jakob Röder in Würzburg, zit. bei: *Gradmann*, ebd., Nr. 65b. – Bildhauerarbeiten an der Kanzel im Würzburger Dom, zit. bei: *Bruhns*: Würzburger Bildhauer (wie folgt), Anm. 842.2 und *F. Mader*: Kunstdenkmäler Bayern (wie folgt), Bd. 3, H. 12, S. 54. Literatur: – *C. G. Scharold*: Würzburg und seine Umgebung. Würzburg 1805, S. 210. – *F. X. Himmelstein*: Der St. Kiliansdom zu Würzburg. Würzburg 1852, S. 64. – *F. Mader*: Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. Bd. 3, Unterfranken, H. 12 Stadt Würzburg, München 1915, S. 54. – *Gradmann* (wie Anm. 2) S. 15f. – *A. E. Brinckmann*: Barockskulpturen, Berlin 1917, S. 185f. u. Abb. 192. – *L. Bruhns*: Würzburger Bildhauer der Renaissance und des werdenden Barock, 1540–1650, München 1923, S. 391f. – *Steinmüller*: Die Kanzeln im Bistum Würzburg, Würzburg 1940, S. 36. – *E. Grünenwald*: Leonhard Kern, Schwäbisch Hall 1969, S. 12.

4 Auszüge einer zeitgenössischen Beschreibung (eine Abbildung gibt es nicht) werden bei *R. Helm*: Die Würzburger Universitätskirche 1583–1973, Diss. Würzburg 1974, Neustadt a. d. Aisch 1976, S. 157 übersetzt. Vgl. auch *J. Nirschl*: Die Universitätskirche zu Würzburg, Würzburg 1891, S. 19f.

5 *Bruhns* (wie Anm. 3) S. 391f., S. 145 u. Anm. 306–310.

6 Hans Juncker schuf zwei Kanzeln in Aschaffenburg: Schloßkapellenkanzel, 1618 – vgl. *Bruhns* (wie Anm. 3), Abb. 81 – und Stiftskirchenkanzel, ca. 1603 – vgl. *Bruhns* (wie Anm. 3) Abb. 68.

7 Zacharias Juncker, Kanzel in Miltenberg, 1635 – vgl. *Bruhns* (wie Anm. 3) Abb. 97.



Abb. 1 Würzburger Domkanzel, Gesamtansicht (T); Die Rechte für die nachfolgend mit (T) gekennzeichneten Abbildungen hat Fotoatelier I. Troniarsky, Bonholzweg 3, 7119 Forchtenberg.

zeigt die Trierer Domkanzel (1570–72) des Rupprecht Hoffmann⁸. Am Kanzelfuß werden dort ebenfalls die vier Evangelisten präsentiert, die auf über Eck gestellten einfachen Postamenten sitzen.

Die Würzburger Kanzel scheint eine Kompilation verschiedener Motive zu sein, die nicht zuletzt die Vorstellungen des Auftraggebers (»stattlich« und »zierlich«) berücksichtigt. Zweifel an der Einheit der Konzeption erscheinen der Verfasserin jedoch nicht angebracht, da der Aufbau in seinen Proportionen harmonisch ist. Das Verhältnis zwischen dem gleichzeitig stabilen und eleganten Kanzelfuß und dem sowohl fest strukturierten als auch durch kleinteilige Relieftafeln aufgelockerten Kanzelkorb wirkt in all seinen Gegensätzen spannungsreich und lebendig. Freiplastische Figuren und Reliefs kommen in ihrer Wirkung gleichermaßen zum Tragen.

Die Evangelistenfiguren am Kanzelfuß (Abb. 2–5) wirken monumental, da die großen, oftmals diagonalen Linien der Gewandfalten eine Körperlichkeit betonen, die auch Fernwirkung hat. Die scharfe Brechung der Faltengrate läßt ein lebhaftes Licht- und Schattenspiel auf der Oberfläche zu. Man fühlt sich an die Schnitzkunst zeitgleicher deutscher Bildschnitzer erinnert, beispielsweise der Familie Zürn oder der Weilheimer mit Hans Degler. Bruhns⁹ sieht die Vorläufer dieser Figuren in den liegenden Tugenden auf den Giebeln der Altäre und Epitaphien, die seit 1570 von den niederländischen Klassizisten eingeführt wurden¹⁰. Ihre Ursprünge verweisen nach Italien. Die Beinstellung der Figur des »Giorno« (1524–31) von Michelangelo Medici-Grabmälern in Florenz ist derjenigen der Würzburger Lukas-Figur ähnlich, das heißt, das linke Bein wird über das rechte geschlagen. Bei der Domkanzelfigur kommt jedoch eine gewisse Lässigkeit hinzu. Nicht nur zu den Liegefiguren von Michelangelo, auch zum Moses des Juliusgrabmals in Rom (beg. 1513) gibt es vielfältige Bezüge. Markus hat einen ähnlichen Kopftyp wie Moses und eine gleichartig kräftig gelockte Haar- und Barttracht. Während Moses in die Bartsträhnen greift, führt Markus seine Hand an die Brust¹¹. Michael Kern hat sicherlich kleine Bronzen, Terrakotta-, Terraseccafiguren, Wachsmodele oder Stiche nach Werken von Michelangelo, Giambologna u. a. gesehen¹². Italienische Vorbilder waren zu dieser Zeit allgemein verbreitet.

8 Die Beziehungen der Würzburger Geistlichkeit nach Trier mögen Ausgangspunkt künstlerischer Anregungen gewesen sein. Vgl. *F. Balke*: Rupprecht Hoffmann, Trier 1916, Taf. I, S. 11f. und *F. Roning*: Der Dom zu Trier, Trier 1984 (12. Aufl.), Abb. S. 23.

9 *Bruhns* (wie Anm. 3) S. 394.

10 Als Beispiel aus etwas späterer Zeit seien die Liegefiguren von Hans Krumper an den Portalen der Münchner Residenz von 1616 erwähnt. Vgl. *D. Diemer*: Bronzeplastik um 1600 in München. Neue Quellen und Forschungen, 1. Teil. In: *Jb. d. Zentralinstituts f. Kunstgesch.*, München 1986 (2), Abb. 14.

11 Die Elfenbeinfigur des Moses von Leonhard Kern im Kunsthist. Museum Wien (vgl. *Ausst.kat.* Leonhard Kern, Schwäbisch Hall 1988, Nr. 68) geht motivisch auch auf Michelangelo als Vorbild zurück. Sie wird unterschiedlich datiert (*E. Grünenwald* [1988]: um 1625; *L. L. Möller* [1970]: um 1614–17), auf jeden Fall *nach* der vergleichbaren Markus-Figur der Würzburger Domkanzel. Die Mosesfigur von Leonhard Kern und die Markusfigur von Michael Kern sind in Gesichtsausdruck und Barttracht recht ähnlich, Leonhard Kern orientiert sich aber noch stärker an dem italienischen Prototyp.

12 Die im Katalog von *J. Pope-Hennessy*: *Catalogue of Italian Sculpture in the Viktoria & Albert Museum*, London 1964, Bd. 2, S. 423ff. ausführlich analysierten Modelle von und nach Michelangelo können mit den Kanzelfiguren zwar nicht unmittelbar in Bezug gesetzt werden, sollen aber dennoch exemplarisch erwähnt werden. Möglicherweise (freundlicher Hinweis von Herrn *Dr. C. Theuerkauff*)

Der Passionszyklus (Abb. 6) umfaßt fünf Tafeln, wobei jeweils zwei Szenen übereinander stehen. Die Erzählfolge geht von unten nach oben und beinhaltet folgende Szenen: Gethsemane-Darstellung, Gefangennahme Christi, Christus vor Kaiphas, Christus vor Pilatus, Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzaufrichtung, Kreuzabnahme, Grablegung.

Stichvorlagen konnten nur bei einigen Reliefs ermittelt werden. Für das Relief der »Kreuztragung« und der »Kreuzaufrichtung« wurde ein Stich von oder nach Christoph Schwartz verwandt¹³. Geht man die Stiche der Passionsfolgen der Brüder Wierix durch, so lassen sich in der Folge Nr. 110–118¹⁴ motivische Ähnlichkeiten bei den Szenen »Christus vor Kaiphas«, »Christus vor Herodes« und bei der »Geißelung« finden. Bei der »Geißelung« wirken Stellung und Haltung der drei zentralen Figuren denjenigen auf einem Kupferstich der »Geißelung« von Cavaliere d'Arpino verwandt¹⁵. Das Augenmerk wird bei den Szenen auf die Haupthandlung gerichtet. Die Gesten von Armen und Beinen sind oft sehr ausladend. Dadurch wird das Geschehen dramatisiert, aber auch konzentriert.

Auf erzählfreudige Details und Abwechslung der Formensprache kommt es nicht so sehr an. Auf Mimik oder Variation der Gewänder wird wenig Wert gelegt. Klar und deutlich sind die Szenen auch aus der Ferne zu erfassen. Die Nahansicht der Szenen läßt kaum einen Hintergrund zu. Bei Menschenversammlungen werden die Figuren in den hinteren Ebenen versuchsweise perspektivisch gestaffelt, wobei es sehr viele Überschneidungen gibt.

Landschaften (zum Beispiel »Gethsemane« und »Gefangennahme«) und Innenräume (zum Beispiel »Geißelung«) werden nur angedeutet. Wiederholungen gibt es wenig. Allerdings scheinen die Szenen »Christus vor Kaiphas« und »Christus vor Pilatus« spiegelbildlich zu korrespondieren. Man könnte die Zuordnung umkehren.

kannte Michael Kern auch die Michelangelo-Modelle in der ehemaligen Sammlung von Paul von Praun (1548–1616); vgl. *C. T. de Murr*, Description du Cabinet de Monsieur Paul de Praun à Nuremberg, 1797, S. 241 Nr. 29–32, Modelle zu den Sarkophagfiguren der Medici-Kapelle, Nr. 41, 42 zwei Gefangene (prigionii); vgl. auch *P. J. Le Brooy*: Michelangelo Models formerly in the Paul von Praun Collection, Vancouver 1972. – Dieser Nürnberger hatte seit 1576 Kunstschätze gesammelt (1598 Nachlaß Vasari in Bologna), die dann seit 1616 in dem berühmten Kunstkabinett in Nürnberg zu sehen waren. Vgl. auch Anm. 15 u. 21.

13 Vgl. *Gradmann* (wie Anm. 2) S. 47. – Die Kreuztragung stellt eine genaue Übertragung des Stiches von Johannes Sadeler nach Christoph Schwartz dar. Zur Kreuzaufrichtung vgl. Bruhns, Würzburger Bildhauer, Anm. 848. – Vgl. auch *Hollstein*: Dutch and Flemish etchings, engravings and woodcuts, Bd. XXI, p. 118, Passion of Christ after Christoph Schwartz, Amsterdam 1589, Nr. 238, Christ falling under the cross, 43,5 x 27,6 cm und Nr. 240, Raising of the cross, 43,5 x 27,6 cm. Nach mündlichem Hinweis von Herrn Dr. *Heinrich Geissler*, Stuttgart, stammen die anderen Szenen der Passionsfolge nicht von Christoph Schwartz.

14 Abb. in *M. Mauquoy-Hendrickx*: Les Estampes des Wierix, Bruxelles 1978, S. 14.

15 Vgl. »Geißelung Christi«, Kupferstich Inv. Nr. A 15631, Stuttgart, Staatsgalerie, Kupferstichkabinett. C. d'Arpino wirkte in Rom um 1600. – Auch die Darstellung der »Kreuzabnahme« scheint ikonographisch auf italienischen Vorbildern zu beruhen (vgl. dazu *M. Horster*: Eine unbekannte Handzeichnung aus dem Michelangelo-Kreis und die Darstellung der Kreuzabnahme im Cinquecento. In: *Wallraf-Richartz*, Jahrbuch Bd. 27, Köln 1965, S. 207). Möglicherweise hat Michael Kern auch der weitverbreitete Stich von Marc Anton Raimondi nach Raffael (vgl. *A. Bartsch*: Le Peintre Graveur Vienne 1813, T. 14, II, 32) inspiriert. Dieser Stich befand sich ebenfalls in der Kunstsammlung des Paul von Praun (vgl. Anm. 12 u. 21).



Abb. 2 Würzburger Domkanzel, Evangelist Matthäus (T)



Abb. 3 Würzburger Domkanzel, Evangelist Markus (T)



Abb. 4 Würzburger Domkanzel, Evangelist Lukas (T)

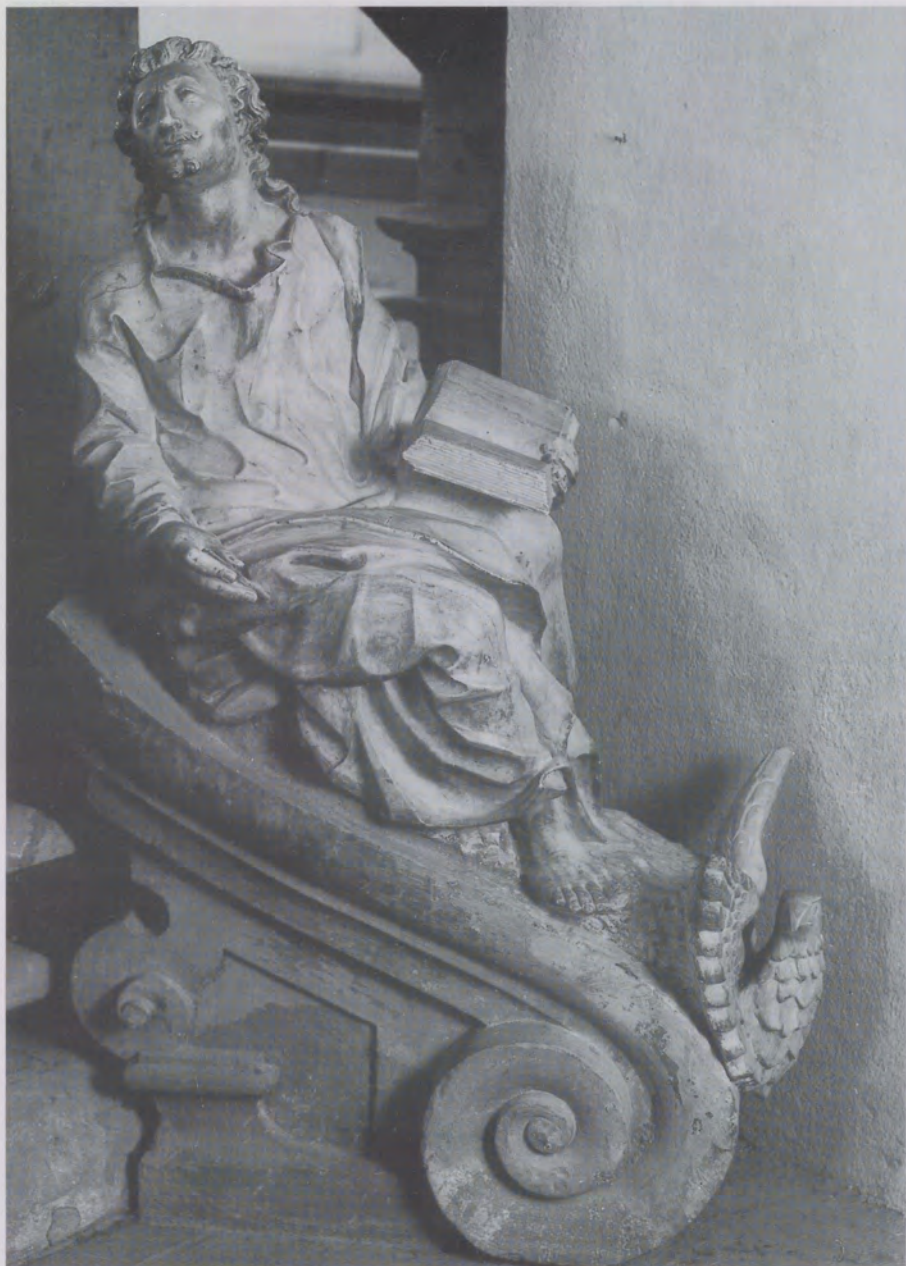


Abb. 5 Würzburger Domkanzel, Evangelist Johannes (T)



Abb. 6 Würzburger Domkanzelreliefs, Dornenkrönung, Geißelung (T)

Figurengruppen oder Einzelfiguren des Vordergrundes sind oftmals stark herausgehoben. Bei der »Geißelung« und »Kreuztragung« sind fast vollplastische Figuren vorhanden. Die Übergänge von der vollrunden bis zur flachen Darstellung geschehen oft ohne Abstufungen.

Die Reliefs haben einen unterschiedlichen Tiefencharakter. Die oberen, mit dem Rundbogenabschluß versehenen Reliefs sind stets flacher gearbeitet als die unteren.

Die Kompositionen der »Geißelung«, »Dornenkrönung« und »Kreuzabnahme« wurden am Kreuzaltar in Kloster Schöntal (1644 gestiftet, Abb. 7) nach gleicher Vorlage von Michael Kern sehr ähnlich dargestellt¹⁶.

Die Kanzel der Pfarrkirche Forchtenberg¹⁷

Die Kanzel ist vermutlich eine Stiftung der Familie Kern. Der Kanzeltyp mit einer verzierten, ausgebauchten Tragsäule tritt von Schwaben bis Mainfranken öfter auf und ist durchaus geläufig¹⁸. Außer den Kanzeln, die mit Michael Kern und seiner

16 Vgl. Bruhns (wie Anm. 3) Anm. 848. Gradmann (wie Anm. 2), S. 47. – G. Himmelheber: Die Kunstdenkmäler des ehem. Oberamtes Künzelsau, Stuttgart 1962, S. 322.

17 Archivalisch ist die Kanzel für Michael Kern nicht gesichert.

18 Bruhns (wie Anm. 3) S. 367f.; Ders. S. 391 (ähnliche Brunnen Säulen etc.).



Abb. 7 Schöntal, Kreuzaltar (T)

Werkstatt in Verbindung gebracht werden (Künzelsau, Langenburg), sind die Kanzeln seines Lehrers Jakob Müller zu nennen; sie sind wohl Vorbild gewesen. Die »Balustersäulen« der Liebensteiner und Neckarbischofsheimer Kanzeln weisen unten ebenso Akanthusblätterschmuck auf wie die Forchtenberger Kanzel. Neben der Ornamentik (geflügelte Engelsköpfe und Fruchtbündel) ist in Neckarbischofsheim auch die Ikonographie des Kanzelkorbs vergleichbar. In Koblenz, St. Kastor schuf vermutlich Peter II Kern (1594–1638), Michaels Bruder, 1625 eine Kanzel, die sich eng an die heimatliche in Forchtenberg anschließt¹⁹.

Die Verfasserin nimmt an, daß die Reliefs der Kanzel vor der Würzburger Domkanzel (also vor 1609) entstanden sind. In Würzburg erfuhr Michael Kerns künstlerische Qualität noch eine Steigerung.

Gegenüberstellung der Freifiguren-Evangelisten der Würzburger Domkanzel und der Evangelisten-Reliefs der Forchtenberger Kanzel

Es sollen nur die Haltung, Gestik, Gewand und Ausdruck der Würzburger Freifiguren-Evangelisten und der Forchtenberger Relief-Evangelisten miteinander verglichen werden.

Matthäus (Abb. 8; vgl. Abb. 2)

Die Sitzhaltungen sind verschieden. Durch die runde Linienführung des Gewands wirkt die Freiplastik viel bewegter, gleichzeitig ist die Ponderation des Würzburger Matthäus viel komplizierter und die Armhaltung viel manierter. Haar- und Barttracht entsprechen sich in Würzburg und Forchtenberg.

Markus (Abb. 9; vgl. Abb. 3)

Beide nehmen eine sehr ähnliche Haltung ein, wenn auch der Forchtenberger Matthäus sein linkes Bein mehr zur Schau stellt und der Würzburger Matthäus den linken Arm an die Brust führt. Das Gewandmotiv des Knotens über der linken Schulter ist gleich, der Würzburger Matthäus dreht jedoch seinen Kopf stärker. Diese eigentlich unmotiviert zurückschauende Haltung mit dem fast flehenden Ausdruck wirkt expressiver.

Lukas (Abb. 10; vgl. Abb. 4)

Die den Evangelisten Lukas darstellenden Figurentypen sind völlig verschieden. Die Würzburger Figur wirkt durch den Kontrast zwischen lockerem Beinübereinanderschlagen und konzentriertem Redegestus, zwischen runder Körperhaltung und spitzem Kopf sehr unnatürlich, fast affektiert. Der Forchtenberger Lukas hat etwas Grob-Volkstümliches. Seine und die Handgesten der übrigen Forchtenberger Evangelisten sind keineswegs präziös.

¹⁹ *Gradmann* (wie Anm. 2) S. 146; vgl. auch *F. Michel*: St. Kastor in Koblenz, Rhein. Kunststätten Reihe 6, Nr. 25, Düsseldorf 1938, Abb. 4. Zuletzt bei *G. Gellichsheimer*: Der Koblenzer Bildhauer Peter Kern. In: *Württ. Franken* Bd. 68 (1984), S. 113–138.



Abb. 8 Forchtenberger Kanzel, Evangelist Matthäus (T)



Abb. 9 Forchtenberger Kanzel, Evangelist Markus (T)



Abb. 10 Forchtenberger Kanzel, Evangelist Lukas (T)



Abb. 11 Forchtenberger Kanzel, Evangelist Johannes (T)

Johannes (Abb. 11; vgl. Abb. 5)

Die Johannesfigur trägt in Forchtenberg keinen und in Würzburg nur einen kleinen Bart. Das etwas zipfelig zwischen den Beinen zu Boden gleitende Gewand ist sehr ähnlich. Die Tütenbildung des weiten Kragenausschnitts wiederholt sich. Aber während der Würzburger Johannes sich drehend nach oben reckt, verharret der Forchtenberger Johannes sitzend. Die Finger hält er etwas gespreizt.

Zusammenfassende Ergebnisse

In Würzburg ist eine viel entschiedener Einstellung Michael Kerns zum Manierismus zu beobachten. Natürliches Gewicht und Volumen der Figuren werden künstlich verlagert und verundeutlicht, die artifiziellen Bewegungen von nicht nachvollziehbaren Motiven gelenkt.

Während in Forchtenberg die Figuren eher ungelenkt und die Gesten verhalten sind und die Gewänder einen entscheidenden Beitrag zur Belebung und Plastizität erzielen, artikulieren sich die Würzburger Figuren in Haltung, Gestik, Gewand und Ausdruck akzentuierter.

Der Zug von Kleinmeisterlichkeit, der noch in Forchtenberg spürbar ist, ist in Würzburg gänzlich aufgehoben. Schöpft er bei der Forchtenberger Kanzel wohl fast gänzlich aus sich selbst, so scheint er sich bei der Würzburger Kanzel auf Wünsche und Geschmack der Auftraggeber eingestellt zu haben. Kerns Hinwendung zu italienischen Vorbildern, wie in Würzburg, ist zwar für sein Werk nicht richtungsweisend, hebt aber die Würzburger Figuren als qualitativ hochstehende heraus. Man darf sich sogar fragen, ob er diese Ausdrucksstärke bei freien Figuren und die Sorgfältigkeit ihrer Ausführung jemals wieder erreichte.

Die Bischofsepitaphe in Bamberg, St. Michael

Die Epitaphe standen ursprünglich im Bamberger Dom und wurden bei einer Restaurierung (1828–44) in das nördliche Seitenschiff der Benediktinerabteikirche St. Michael versetzt.

*Das Epitaph für Bischof Neithard von Thüngen*²⁰ (Abb. 12)

Das Epitaph läßt sich in einen scheinbar hängenden Untersatz («Hängeepitaph») mit Inschrifttafel, ein Hauptgeschoß mit Standfigur und einen hohen Aufsatz mit Reliefs, Heiligenfiguren und Wappen gliedern. Eine Muschelnische ragt in die

²⁰ Quellen: Fürstbischöfliche Hofkammerrechnungen von 1611–13, zit. bei *Gradmann* (wie Anm. 2) S. 159, Nr. 25–28. Literatur: *J. Heller*: Beschreibung der bischöflichen Grabdenkmäler der Domkirche zu Bamberg, Nürnberg 1827. – *M. Pfister*: Der Dom zu Bamberg und die Domrestauration 1820–44, Bamberg 1896, S. 31. – *Gradmann* (wie Anm. 2) S. 19 und 21. – *Bruhns* (wie Anm. 3) S. 396. – *J. Kist*: Fürst- und Erzbistum Bamberg, Bamberg 1962 (3. Aufl.), S. 91f, u. S. 94f. – *B. Neundorfer*: St. Michael Bamberg, München-Zürich 1987 (8. Aufl.). – *T. Kossatz*: Johann Philipp Preuss (1605–ca. 1687). Ein Beitrag zur Genese barocker Bildkunst in Franken. Mainfränkische Studien Bd. 42, Würzburg 1988,

Gebälkzone hinein und durchdringt sie. Das Hauptgeschoß wird durch ein Kranzgesims, das über vorstehenden Säulenstellungen mit friesartigen Reliefs verkröpft ist, abgeschlossen. Das linke Relief mit der Darstellung einer Verkündigung (nach einer Stichvorlage von Hendrik Goltzius) weist starke Ähnlichkeit mit dem Relief des Mespelbrunner Schloßkirchenaltars (Abb. 13) auf²¹.

Mit dem Epitaph-Typ des frontalen Standbildes folgt Michael Kern der lokalen Tradition der fränkischen Bischofsgrabmäler. Im unmittelbaren Vergleich zu einem anderen Epitaph für Neithard von Thüngen, also derselben Person (von Johannes Juncker, 1598, Würzburger Dom), kann man die unterschiedlich aufgefaßten Typen sehen, die um 1600 nebeneinander existieren konnten²². Johannes Juncker folgt mit seiner Kniefigur dem Typ der ewigen Anbetung. Michael Kern wählte bei dem gleichzeitig entstandenen Epitaph für Johann Philipp von Gebattel auch den Kniefiguren-Typ. Seine Motivwahl scheint nicht so sehr von einem künstlerischen Anliegen, sondern von den jeweiligen Umständen, beispielsweise den Wünschen des Auftraggebers, bestimmt zu sein.

Einzelne Motive sollen hier eingehender analysiert werden, um Michael Kerns künstlerische Leistung besser zu erfassen.

Der segmentbogenförmig vorspringende, monumentale Sockel (»kein echter Sockel, da er unten in Volutenkonsolen ausläuft«)²³, auf dem Thüngen steht, hat eine Reihe Vorläufer unter den Bamberger Bischofsgrabmälern²³, an denen Michael Kern sich sicherlich orientierte.

Das Motiv der Muschelnische, in Ablösung gotischer Baldachins, ist seit Loy Herings Bamberger Epitaph für Fürstbischof Georg III von Limburg (gest. 1522) bekannt²⁴. Bei Loy Herings Grabmal für Konrad von Thüngen (gest. 1540) wird die von Säulen gerahmte Muschelnische dann typenbildend²⁵.

N. v. Thüngen steht nicht – wie seine Vorgänger – vollständig in der Nische, sondern zur Hälfte auf dem Sockel²⁶, was ihm aber nicht unbedingt mehr Plastizität verleiht.

Die starre Haltung, die einer traditionell-spätgotischen Standfigur anhaftet, wird

S. 198f., S. 323, S. 328f., Anm. 421, 488, 1185, Abb. 121 b. – *K.-G. Pfändner*: Viator adsta et lege. Die Inschriften der Bischofsgrabmäler in St. Michael zu Bamberg, Bamberg o. J., 13 u. 16.

21 Vgl. *Hendrik Goltzius* (1558–1617): The complete engravings and woodcuts. Ed. by *W. L. Strauss*, New York 1977, Nr. 321. Hier sei nochmals auf den Kunstsammler Paul von Praun verwiesen, der Stiche nach H. Goltzius besaß, die Michael Kern möglicherweise gekannt hat (vgl. Anm. 12, 15). – Zum Altar der Schloßkapelle in Mespelbrunn vgl. *Bruhns* (wie Anm. 3) S. 389. – *A. Feulner, H. Röttger*: Die Kunstdenkmäler Bayerns III, Unterfranken Bd. 24, Bez. amt Aschaffenburg, 1927, S. 88 u. Abb. 85; *B. H. Röttger*: Schloß Mespelbrunn, Augsburg 1929, 13. Die Verwendung der gleichen Stichvorlage in Mespelbrunn spricht für die Zuschreibung des Altars an Michael Kern. *Bruhns* (wie Anm. 3) S. 389, wies denn auch die Zuschreibung an Hans Juncker erstmalig zurück. Als ein weiteres Argument, Michael Kern als Künstler des Altares anzunehmen, sollte man Kerns persönliche Beziehungen zur auftraggebenden Familie Echter – er schuf für sie den Altar im Hof Conti (zw. 1606 und 1611) – in Betracht ziehen. Eine genaue Bestimmung und Datierung des Altars war der Verfasserin jedoch nicht möglich.

22 Vgl. *Bruhns* (wie Anm. 3), S. 251 und *Kossatz* (wie Anm. 20), Abb. 121 a.

23 *Kossatz* (wie Anm. 20), S. 564 und Anm. 1185.

24 Vgl. *P. Reindl*: Loy Hering, Basel 1977, S. 29–38, A 14 a.

25 *Kossatz* (wie Anm. 20), S. 475, Anm. 421.

26 *Kossatz* (wie Anm. 20), S. 475, Anm. 488.



Abb. 12 Epitaph für Neithard von Thüngen, Bamberg, St. Michael. Foto des Bayer. Landesamts für Denkmalpflege, München, Fotothek



Abb. 13 Altar der
Schloßkapelle
in Mespelbrunn

von Michael Kern aufgelockert. Die von Kossatz angesprochene Kopfneigung²⁶ trägt bei Neithard von Thüngen nicht zu einer die ganze Figur erfassenden Bewegung bei, verleiht ihr aber Lebendigkeit.

Michael Kern schöpft bei seinem Epitaph sowohl aus einem traditionellen, als auch aus dem modernen Formen-Repertoire seiner Zeit. Mit dem Aufbau gelingt es ihm, seine Qualitäten als Reliefbildhauer einzubringen, was neben den drei Relieftafeln auch die Flachreliefs der Bischofstracht beweisen (zum Beispiel ist auf der Mitra ein Hl. Petrus und ein Hl. Georg ausgebildet).

*Das Epitaph für Bischof Johann Philipp von Gebattel*²⁰ (Abb. 14)

Der architektonische Aufbau mit Mitteltor und flankierenden Halbbögen mit Skulpturen erinnern an ein Retabel des Triumphbogentyps. In der Tat bildete der Altaraufbau des 16. Jahrhunderts für andere Gattungen wie Portale und Epitaphe eine Kompositionsgrundlage. Michael Kern orientierte sich sicherlich an zeitgenössischen Schreiner- und Architektorentwürfen. Kern stellt bei seinem Bischofs-epitaph den Kompositionstyp des Andachtsbildes vor. Der vor einem Kruzifix (?) betende Bischof wird kniend und im Profil gezeigt. Loy Hering hatte in Würzburg das Existenzbild bei Bischofsgrabmälern durch das Andachtsbild verdrängt. Er schuf mit der Figur des Konrad von Thüngen (gest. 1540), der in einer von Säulen gerahmten Muschelnische kniet²⁷, das erste Renaissance-Grabmal im Würzburger Dom. Zacharias Juncker stellt in dem ihm von Bruhns zugeschriebenen Grabmal für J. C. Kottwitz von Aulenbach (1615) im Würzburger Dom²⁸, den Adoranten dann schon frei vor eine flache Rückenwand. Auch die bei Konrad von Thüngen noch vorhandene Golgotha-Landschaft fehlt hier²⁹. Der Betende kniet auf einem Kissen an einem Betpult.

Michael Kern übernimmt zwar Loy Herings Kompositionsidee, wandelt sie aber ab, indem er den Adoranten nicht in eine Muschelnische setzt und auf Assistenzfiguren und eine angedeutete Landschaftsdarstellung im Hintergrund verzichtet. Michael Kern konfrontiert den Betrachter mit verschiedenen Realitätsebenen. Der Reliefhintergrund schafft die Illusion einer Himmelsdarstellung mit der Halbfigur Gottvaters und der Taube des Heiligen Geistes. Unmittelbar vor der himmlischen Sphäre befindet sich die irdische, die durch die Gestalt des Bischofs vertreten wird. Der am Boden liegende Schädel erinnert nicht nur an den Tod der dargestellten Person, sondern verweist auch auf die ikonographische Tradition des Adamsschädels unter dem Kreuz.

Die fast vollplastische Figur des Vordergrunds ist in die feinen Abstufungen des Gesamtwerkes, vom Flach- und Hochrelief bis zur Vollplastik, eingebunden. Zu einer wirklichen Freiplastik aber kann sie sich nicht entwickeln, da sie zu stark an die Rückwand gedrängt ist.

Die Hauptansicht ist die aus dem Blickwinkel von schräg rechts vorn.

Michael Kern mischt im vorliegenden Epitaph klassische Architektur motive und zeitgenössische Schmuckformen. Es kommt ihm zum einen auf die Repräsentanz des Bischofsamtes (deutlich durch die Insignien Mitra, Kreuz- und Krummstab) und den engen Bezug des Bischofs zur Trinität an, zum anderen konzentriert er sich mit der Andacht auf die Darstellung der Frömmigkeit.

Auf die Verdienste des Verstorbenen wird in der Inschrift aufmerksam gemacht.

27 Vgl. P. Reindl: Loy Hering, Basel 1977, S. 41f. u. Abb. 375.

28 Kossatz (wie Anm. 20), S. 323 u. Abb. 120b.

29 Vgl. Kossatz (wie Anm. 20), S. 323 u. Anm. 425.

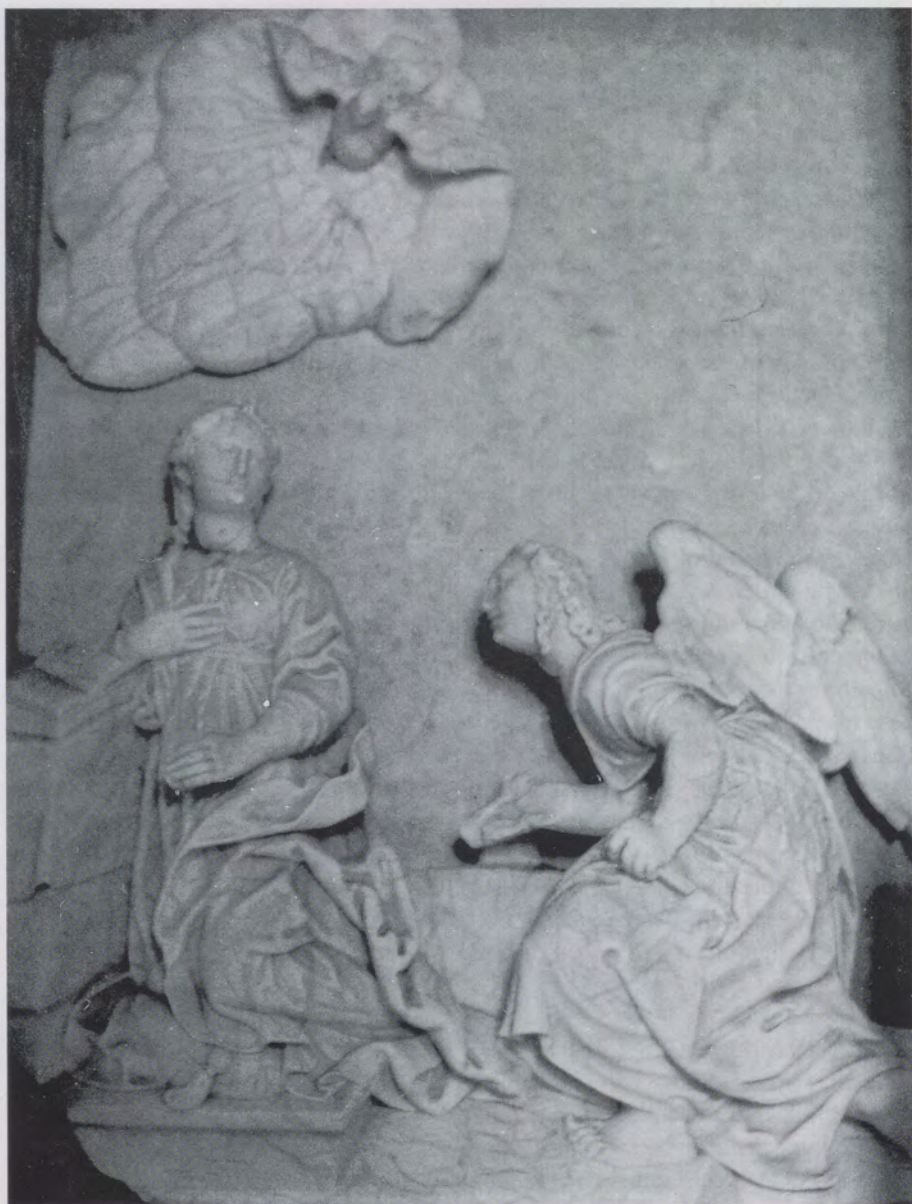


Abb. 14 Epitaph für Johann Philipp von Gebsattel, Bamberg, St. Michael. Foto des Bayer. Landesamts für Denkmalpflege, München, Fotothek

Das Grabmal des Grafen Philipp von Hohenlohe und seiner Gemahlin Maria von Oranien, Öhringer Stiftskirche³⁰ (Abb. 15)

Der heutige Epitaph-Aufbau ist nicht der ursprüngliche. Bevor das Grabdenkmal 1725 in den Chor versetzt wurde, stand es im Kirchenschiff. Die Figuren des gräflichen Paares sind in ihrer Haltung als Liegefiguren konzipiert.

Zur Rekonstruktion der zu vermutenden ehemaligen Tumba³¹ ist es hilfreich, das Tumbengrab für Graf Philipp Ernst von Hohenlohe-Langenburg und seiner Gemahlin Anna Maria in Langenburg (1629–31) von Michael Kern, sowie das Tumbengrab für Herzog Ludwig von Württemberg (gest. 1593) in der evangelischen Stiftskirche in Tübingen von Chr. Jelin zu betrachten³².

Stilistisch sind die Kriegergestalten der Tumba für Herzog Ludwig (gest. 1593) in Tübingen von Christoph Jelin mit ihren variierenden Haltungen, Trachten, Attributen und ihrem Ausdruck den Öhringer Kriegern sehr ähnlich; Gradmanns These von dem Aufenthalt Kerns in Tübingen und seiner Bekanntschaft mit den Werken Jelins ist in diesem Zusammenhang³³ nicht abwegig, wenn auch keineswegs bewiesen.

Den Kriegergestalten vergleichbar sind die bronzenen Grabwächter des Stadthager Mausoleums für Fürst Ernst von Schaumburg-Lippe (1620) von Adriaen de Vries³⁴. Auch sie sind nach Art römischer Söldner gekleidet. Ikonographisch sind die römischen Grabwächter auf die Darstellung der Auferstehung Christi, getreu dem Evangelium (Mt. 28,24), zu beziehen. Danach erschrecken die Wachen vor dem Glanz der himmlischen Erscheinung zu Tode.

Seit der Reformation trat »die Auferstehung« als Grabbild nicht mehr nur in Italien auf. Formal dienten die römischen Grabwächter mit ihren furchtsamen oder erregten Gebärden zu Bewegungsstudien. Bei dem Öhringer Grabmal sollen sich die römischen Krieger aber wohl nicht nur als betroffene, erschrockene und abwehrende Grabwächter zeigen; sie mögen auch vom Schlachtenruhm des Grafen Philipp von Hohenlohe zeugen und zusammen mit den Schlachtenreliefs seinen kriegerischen Einsatz in den Glaubenskriegen verherrlichen.

Bei den *Schlachtenreliefs* bleibt die Frage nach malerischen oder graphischen

30 Quellen: Testament des Grafen Philipp von Hohenlohe, zit. bei: *E. Boger*: Die Stiftskirche zu Öhringen, Schwäbisch Hall 1885, 95. Literatur: *J. Albrecht*: Die Stiftskirche zu Öhringen. Öhringen 1837, S. 33f. – Die Kunst- und Altertumsdenkmäler im Königreich Württemberg, Jagstkreis (Hg. *E. Gradmann* u. *E. v. Paulus*), Ergänzungsatlas, EBlingen 1907, Abb. (1. Zuschreibung an Michael Kern!) – *K. Köpchen*: Grabplastik in Würt. Franken, Diss. Halle 1909, S. 101f. – *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 100f. – *K. Schumm*: Die Stiftskirche Öhringen (kleiner Kirchenführer), Öhringen, o. J., S. 16.

31 Der Tumbatyp wurde sicherlich über die Niederlande nach Süddeutschland vermittelt. Eine vergleichbare Aufstellung zeigen der »Inventienstich« und das Freigrab Friedrich I. in Schleswig (1549–52) von Cornelis Floris oder die Tumba Ludwigs I. in der Frauenkirche, München (1622 vollendet) von Hans Krüper.

32 Vgl. *Th. Demmler, A. Westermayer, E. Wagner*: Die Grabdenkmäler der Stiftskirche St. Georg in Tübingen, Tübingen 1912, S. 73ff.

33 *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 102.

34 Vgl. *L. O. Larsson*: Adriaen de Vries, Wien 1967, S. 83 u. Abb. 153, 158, 159.



Abb. 15 Grabmal des Grafen Philipp von Hohenlohe und seiner Gemahlin Maria von Oranien, Öhringen Stiftskirche (T)

Vorlagen schwierig zu klären. Es gibt eine große Anzahl von Stichen oder Gemälden, etwa von Antonio Tempesta (1555–1630), Peter Paul Rubens (1577–1640), Philipp Wouwermann (1619–1668), Pieter Wouwermann (1623–82) oder Jan van der Straet (Stradanus 1523–1605), die Michael Kern beeinflusst haben könnten³⁵. Vermutlich waren in der Kern-Werkstatt solche oder ähnliche vorhanden. Für Grave kann man eine Darstellung Antonio Tempestas (1555–1630) zum Vergleich heranziehen³⁶.

Eine Schlachtendarstellung in Weikersheim von Gerhard Schmidt (Stukkatur im Rittersaal des Grafen Wolfgang von Hohenlohe, über dem Portal und dem Kamin) mag ebenfalls für Michael Kern eine Anregung gegeben haben³⁷.

Die Reliefs zeigen meist im Vordergrund eine Gruppe von Reitern, Kämpfern oder Betrachtern, die durch Maßstab und Relieferhebung stärker herausgehoben sind. Figuren, die direkt vor eine Baum- und Felslandschaft gestellt werden, dienen als Repoussoir. In der mittleren oder hinteren Bildzone ist eine Landschaft oder Stadt angedeutet, dadurch wird Tiefenwirkung erzielt.

Die Reliefs, die zum Teil zwei Szenen kombinieren, wirken in Konzeption und Ausführung manchmal uneinheitlich, auf jeden Fall nicht symmetrisch. Vorder- und Hintergrund sind nicht immer miteinander verbunden. Es scheint, als ob verschiedenartige Entwürfe willkürlich zusammengesetzt worden seien.

Schlachtendarstellungen treten im Werk Michael Kerns nochmals bei seinem Grabmal in Langenburg auf. Der Sohn Achilles Kern gestaltete die Tumbengräber für Melchior von Hatzfeld in Laudenbach und Prausnitz (= Prusice), 1659–63, auch mit ähnlichen Schlachtenreliefs³⁸.

Datierung/Zuschreibung

Wann Michael Kern mit der Ausführung des Grabdenkmals begonnen hat, ist unklar. Das Testament des Grafen Philipp von Hohenlohe (1550–1606) ist vom 18. 2. 1606 datiert. Im Dezember 1606 ist Michael Kern nach Würzburg gegangen³⁹; es ist jedoch unwahrscheinlich, daß er das Grabmal innerhalb von neun Monaten fertiggestellt hat. Die Datierung um 1606 würde bedeuten, daß das

35 Vgl. *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 60.

36 »The Illustrated Bartsch«, 36, New York 1983, p. 140:849 (156) An Army Attacking Across A Bridge, with a Calvaryman in the Forgeground, From Battlescenes III, Amsterdam.

37 Vgl. *E. Paulus* u. *E. Gradmann* (wie Anm. 30), Erg. Atlas, S. 84. – M. Kern besuchte Weikersheim möglicherweise für die Arbeit an der Tomba des Grafen Wolfgang von Hohenlohe.

38 Vgl. *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 140. – Zu Prausnitz vgl. *K. Kalinowski*: Rzeźba Barokowa na Slasku, Warszawa 1986, Anm. 88 und *E. Zakrzewska-Kolaczkiwiczowa*: Die Kapelle Melchior von Hatzfelds in Prusice. Entstehungsgeschichte und Fragen der Autorschaft. In: *K. Kalinowski*: Barockskulptur in Mittel- und Osteuropa. Poznan 1981, S. 187–201. Abbildungen im Fotoarchiv der Skulpturengalerie, Staatl. Mus. Preuß. Kulturbes. Berlin-Dahlem. Das Laudenbacher Grabmal war der Verfasserin nicht zugänglich, da es unter Leitung des Bayer. Denkmalamtes renoviert wird (die Liegefigur befindet sich zur Zeit in Schloß Weikersheim). Lit.: *H. Muntsch*: Geschichte des Ortes und der Bergkirche zu Laudenbach, Kreglingen 1875.

39 Vgl. Quelle: Aus den Zunftbüchern der Stadt Würzburg, zit. bei *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 149, Nr. 2.

Öhringer Grabmal eines der frühesten, wenn nicht überhaupt das früheste monumentale Werk von Michael Kern ist.

Die Zuschreibung des Grabmals für Philipp von Hohenlohe und seine Gemahlin an Michael Kern erscheint insofern begründet, als dort auftretende Elemente in Kerns Werk wiederkehren. Der Tumbatyp, der in Wertheim und Langenburg wieder aufgegriffen wird, tritt hier vermutlich das erste Mal auf. Die Liegefiguren ähneln typmäßig und stilistisch denjenigen seines Grabmals in Langenburg, aber auch den Standfiguren seines Grabmals für Graf Gottfried von Oettingen, 1620 in Harburg (bei Nördlingen). Der feinreliefierte Schmuck der Rüstung von Philipp von Hohenlohe findet sich in ähnlicher Form in Langenburg oder vergleichbar beim Bischofsornat des Grabmals für Johann Gottfried von Aschhausen (gest. 1623), Würzburger Dom, wieder. Reliefs mit Schlachtendarstellungen treten in Langenburg wieder auf.

Für Michael Kern spricht neben stilistischen und motivischen Gründen auch, daß Öhringen ganz in der Nähe von Forchtenberg liegt und die Bildhauerfamilie Kern in diesem Raum eine führende Rolle gehabt haben.

Das Kirchenportal in Dettelbach⁴⁰ (Abb. 16)

Durch umfangreiche Berichte sind wir über den Entstehungsprozeß des Dettelbacher Kirchenportals gut informiert⁴¹. Das Werk ist 1612–13 recht zügig erstellt worden. 1985–87 wurde es gründlich restauriert⁴².

Das Portal hat einen mehrstufigen, hohen Aufbau mit reichem figürlichen und ornamentalen Schmuck. Im unteren Geschoß ist eine Bogenöffnung, zu deren Seiten je ein Säulenpaar auf Postamenten steht⁴³. In den Interkolumnien sind Muschelnischen, die von zwei Apostelfiguren ausgefüllt werden. Sie stehen auf geschweiften Rollwerkpostamenten, die mit dem Sockelbau verbunden sind. Seitengehänge aus Engelsköpfen mit weiten Flügeln flankieren die Säulennischen. Von den mittleren Pilastern gehen einfach gestufte Archivolten aus, die mit Zierleisten versehen sind. Ein Wulst faßt den Bogen ein. In seinen Zwickeln sitzen nackte Engelsknäblein mit einem Palmwedel und einem Lorbeerkranz. Der Architrav wird durch den Wappenschmuck über den Aposteln bei den seitlichen Flügeln unterbrochen. Der Fries wird von einer Ranke gebildet und erstreckt sich nur über

40 Literatur: *G. Liebl*: Die Kunstdenkmäler Bayerns, Bd. III Unterfranken, H. 2 Bez. amt Kitzingen, München 1911, S. 86 u. Taf. VIII. – *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 23. – *Brulius* (wie Anm. 3), S. 398ff. u. Anm. 858. – *Kossatz* (wie Anm. 20), S. 247 u. Anm. 380.

41 Vgl. »Memoriall den Kirchbau der Heiligen Wahlfahrt Dettelbach betreffent ... vom 27. Juny 1611 bis 8. August 1614«, Auszüge werden zitiert bei: *Gradmann* (wie Anm. 2), S. 161, Nr. 30 (Originalzitat und Zwischentext sind dort bedauerlicherweise nicht sauber getrennt).

42 Nach freundlicher Auskunft von Herrn *Dr. U. Kahle*, Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege, Schloß Seehof.

43 Helm sieht als wichtigen Vorläufer für Vier-Säulen-Portale um 1600 im mainfränkischen Raum das Westportal der Universitätskirche in Würzburg an. Vgl. *R. Helm*: Die Würzburger Universitätskirche, Neustadt a. d. Aisch 1976, S. 30.



Abb. 16 Kirchenportal, Dettelbach (T)

den Mittelteil. Ebenso könnte man deshalb auch den mittleren Torbogen und die beiden von Säulen gerahmten Muschelnischen als drei Einheiten auffassen, die durch das Gebälk miteinander verknüpft werden.

Das verkröpfte Kranzgesims wird in der Mittelachse von oben her durch einen Segmentbogen angeschnitten. Diese vollrund gedachte Einfassung gilt einem Wappen. Das Gebälk wird also nicht als reines Architekturmotiv verstanden, sondern teilweise aufgelöst und abgewandelt zugunsten von plastischem Schmuck. Das runde Wappen, das das Untergeschoß durchdringt, findet eine formale Wiederholung in dem runden Maßwerkfenster der Kirchenarchitektur. Wappen und Gebälk verschmelzen den Unterbau mit dem dreizonigen Giebelaufsatz, wobei die Wappenzone eine Art von Halbgeschoß bildet. Die einzelnen Zonen werden durch zwei durchgehende Gesimse klar voneinander geschieden. Dabei ist die Mittelachse jeweils betont durch eine Konsole oder vorkragenden Schmuck. Über dem Gebälk der Apostel befinden sich verschiedene Aufsätze. Links steht eine Engelsfigur und rechts die Figur der Maria, ganz außen, nicht exakt in Verlängerung der Säulen, sind Obeliskens angebracht. Von dem halben Geschoß her ragen die Figuren der Verkündigung in das mittlere Obergeschoß hinein und überschneiden sich in der Silhouette mit den Voluten der Giebelschenkel.

Die mittlere Zone wird von einer mehrfigurigen Szene der »Anbetung der Könige« bestimmt. Zwei korinthische Säulen, deren glatter Schaft mit einem Fruchtbündel verziert ist, schaffen zusammen mit dem durchgehenden Gebälk eine Art Kastenschrein. Die Szene ist einem Stich von Hendrik Goltzius von 1594 so ähnlich, daß dieser als Vorlage angenommen werden muß⁴⁴. Die hohe Qualität spricht dafür, daß die Figurenszene von Michael Kern selbst geschaffen wurde.

Nach oben schließt ein schmales verkröpftes Gebälk mit seitlichen Rücksprüngen ab und bildet die Basis für die Aufstellung weiterer Figuren in der obersten Zone. Eine Muttergottes mit vier Engeln ist in eine Bogenöffnung eingestellt; zwei Heiligenfiguren stehen über den Säulen der »Schreinarchitektur«. Ein gesprengter kleiner Volutengiebel bekrönt das Ganze.

Die Teile des architektonisch-ornamentalen Aufbaus übernehmen doppelte Funktion. Sie bekrönen oder umfassen eine Figur, gleichzeitig können sie aber auch immer Sockel oder Aufsatz für andere Figuren bilden.

Das bei dem Portal auftretende Figurenprogramm ist ganz in den Dienst der Gegenreformation gestellt. Die Apostelfiguren Petrus und Paulus, als »Urväter« des Glaubens, werden als Pendantfiguren den Frankenheiligen Kilian und Burkard zugeordnet⁴⁵. In dieser Tradition sieht sich die religiöse Erneuerungsbewegung. Die Figuren der Verkündigung, der Anbetung der Könige und der Marienkrönung sind der Verehrung Mariens gewidmet.

Die eigenständige Wirkung der Figuren spielt bei ihrer Einbindung in einen ornamentalen Aufbau eine eher untergeordnete Rolle. So kann man den ganzen

44 Vgl. *Hendrik Goltzius (1558–1617), The complete engravings and woodcuts*, edit. by *W. L. Strauss*, New York 1977, p. 582, Nr. 320.

45 Vgl. das gleiche Programm beim Conti-Altar und beim Kirchenportal der Festung Marienberg!

Aufbau in seiner Einheit als Gesamtplastik ansehen. Es kommt zum ornamentalen Zusammenschließen des ganzen Werks in einer großen Umrißform. Ein »ornamentales Kunstprinzip« erfaßt das gesamte Werk⁴⁶. Architektonische, figürliche und ornamentale Elemente scheinen hier gleichberechtigt zusammengesetzt zu sein. Die Architektur beherrscht keineswegs das Gesamtbild. Das Ornament hat nicht nur eine schmückende Aufgabe, sondern tritt an Stelle von Architektur, zum Beispiel im Gebälk bei der spielerischen Verwendung der Architekturelemente, oder von Plastik, bei den seitlichen Anschwüngen durch die Engelswesen. Die aufbauenden und gestaltgebenden Elemente und Formen sind aufeinander bezogen und treten dadurch harmonisch miteinander auf. Zwischen der Plastik und dem Ornamentstich des 16. und 17. Jahrhunderts gibt es enge Bezüge.

Unter den Ornamentstich fallen die »Architekturen« und »Schreinerbücher« der Zeit⁴⁷, in denen unter anderem Epitaph- und Altarbauten entwickelt werden, sowie Stichfolgen, die ornamentale Ansatzleisten, Kartuschen, Konsolen und andere Einzelformen enthalten.

Für das Portal in Dettelbach scheinen Architekturformen und -elemente aus den Kompendien des Wendel Dietterlin⁴⁸ oder Gabriel Krammer⁴⁹ Anregungen gegeben zu haben. Diese gestalteten architektonische Entwürfe in ihrer Gesamtheit nach den Grundsätzen des Ornamentstichs, die sich eher an die Kunsthandwerker (Schreiner, Silber- und Goldschmiede etc.) und Bildhauer, als an Baumeister und Steinmetze richteten.

Dabei werden fast nur Teillösungen vorgeführt, wie zum Beispiel Altaraufsatzgiebel oder ornamentierte Säulen, die auch »Pseudoarchitekturen« sein können. Das gleiche Grundgefühl beherrscht alle: anstelle der Gesetzmäßigkeiten des tektonischen Aufbaus tritt der ornamentale Zusammenhang. Der Gebrauch von Ornamentstichen vereinheitlicht die Kompositionsprinzipien verschiedener Gattungen. So ist es im 17. Jahrhundert nicht verwunderlich, ein Portal in der Art eines Altares oder Epitaphs gestaltet zu sehen. In Dettelbach scheinen italienische Architektur-Motive wie der Rundbogen, die seitlichen Säulenstellungen, Muschelnischen oder das Gebälk (Triumphbogenschema, Ädikula) mit Elementen des spätgotischen Schreinaltars bereichert worden zu sein. Der Giebel wird aufgelöst und von Figuren und Ornamenten gesprengartig durchsetzt. Die Figurenszene der Giebelzone befindet sich in einer Art Schrein. Es gibt flügelartig angesetzt Flankenteile.

Die italienisch-renaissancehaften Elemente stehen neben den deutsch-spätgoti-

46 Vgl. *H. Rudolph*: Plastik und Ornamentstil, Wuppertal 1934, S. 72.

47 Vgl. *H. Rudolph* (wie Anm. 46), S. 13; *R. Laun*: Die Schreinerunterlagen als Spiegel der stilistischen Entwicklung der Altarbaukunst von 1530–1650. In: Studien zur Altarbaukunst in Süddeutschland 1550–1650, München 1982; *E. Forssman*: Säule und Ornament, Uppsala 1956, S. 239–251.

48 Vgl. *Tuscanica, Jonica, Corinthia, Composita* in: *W. Dietterlin*: Architectura von Außtheilung, Symmetria und Proportion der Fünff Seulen, und aller darauf folgender Kunst Arbeit ..., Straßburg 1598 (Reprint: Darmstat 1965) Bl. 26, 31, 102, 158 oder 189.

49 *G. Krammer*: Architectura Von den fünf Seulen sambt iren Ornamenten und Zierden ... In rechter Mas, Teilung und Proporzion, mit den Exemplen der berühmten Antiquiteten so durch den merern Teil sich mit der Leer Vitruvii vergleichen ... Köln 1600, Bl. 17, 18, 19, 20 (Faks. Druck Frankfurt 1895).

schen. Es wird nichts einheitlich Ganzes oder Neues geschaffen, das von einer neuen Auffassung herrührte, sondern eine Kompilation genetisch verschiedener Elemente und Formen vorgeführt. Der architektonische Charakter und das Maßverhältnis der Renaissance-Typen wird verändert. Es kommt zu Verschachtelungen und Wiederholungen von Einzelgliedern. Das Ornament ergreift und zersetzt architektonische Glieder und wird zum Prinzip.

In der Ära von Fürstbischof Julius Echter gab es ein bewußtes Zurückgreifen auf die Gotik. Sie paßte als »Sakralstil« programmatisch in die Zeit der Gegenreformation⁵⁰.

Die steilen Proportionen des Portals sind gotischer Prägung. Die überreiche Ausschmückung erinnert an den »horror vacui« der Spätgotik. Der Prunk des Portals kontrastiert mit dem einfachen Verputz der Kirchenmauer. Eine prachtvolle Wirkung war sicherlich auch programmatisches Anliegen des Auftraggebers. Die nachgotischen Tendenzen sind für das Dettelbacher Portal bestimmend. Daß die in der Literatur vertretenen Klassifizierungen⁵¹ durch andere Epochenstile bei dem Dettelbacher Portal jedoch auch eine gewisse Berechtigung finden, ist seinem eklektischen Charakter zuzuschreiben.

Schlußbetrachtung

Eine bestimmende Größe von Kerns Frühwerk ist die Auftragsarbeit: er mußte den Wünschen und Vorstellungen seiner Auftraggeber Rechnung tragen. Diese waren teils protestantische weltliche Herren (die Grafen von Hohenlohe), teils katholische geistliche Würdenträger (Bischöfe in Würzburg und Bamberg). So ist zu vermuten, daß bei den meisten Werken zugunsten einer prunkvollen und repräsentativen Gestaltung eigene künstlerische Ansprüche zurückgestuft wurden. Da Kern sich bemühte, die Erwartungshaltungen seiner Auftraggeber zu erfüllen, spiegeln seine Werke gewissermaßen auch deren geistigen Hintergrund und den Zeitgeschmack wider.

In Bamberg schuf Kern gleichzeitig ein Bischofsgrabmal im traditionellen Standfigurentypus und ein weiteres im renaissancehaften Kniefigurentypus und entsprach dadurch in zweifacher Weise den Erwartungen nach Würde und Repräsentanz.

Wenn Michael Kern auch eher am Rande der süddeutschen Kunstzentren wirkte, so war er dennoch in die künstlerischen Strömungen der Zeit um 1600 eingebunden. Er kannte die Formensprache der italienischen Spätrenaissance und ließ diese in den architektonischen und plastischen Bereich seiner Werke miteinfließen. So verwendete er Rundbögen, seitliche Säulenstellungen oder Muschelnischen als architektonische Motive am Dettelbacher Kirchenportal, wie oben gezeigt wurde.

50 Vgl. *H. Hipp*: Studien zur Nachgotik des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland, Böhmen, Österreich und der Schweiz, Tübingen 1979.

51 *Gradmann*: »Deutsche Spätrenaissance«; *Bruhns*: »barocke Drang«.

Im plastischen Bereich sei auf die Evangelistenfiguren der Würzburger Domkanzel verwiesen, bei denen motivische Anleihen bei Michelangelo anzunehmen sind.

Auch bei den Reliefs sind Stichvorlagen italienischer Künstler (Federigo Barocci) nachzuweisen (Grablegungsdarstellungen der Altäre in Rottendorf und Großkomburg).

Eine weitere Beeinflussung des künstlerischen Schaffens von Michael Kern fand durch die damals stark verbreiteten niederländischen Ornamentstiche statt.

Einzelelemente (Fruchtschnüre an den seitlichen Anschwüngen, Cherubimköpfchen am Gebälk, Konsolen, auf Giebelschwüngen sitzende weibliche Gewandfiguren-Engel, Putti in den Bogenzwickeln) treten bei Kern in einer Art auf, wie sie auch bei Johannes Juncker (1582–nach 1623) vorkommen könnten. Auch benutzt dieser für seine Reliefs Stichvorlagen von und nach den gleichen Künstlern (Ägidius Sadeler nach Christoph Schwartz oder Hendrik Goltzius) wie Michael Kern. Seine Figuren sind jedoch komplizierter, theatralischer und manieristischer als bei Michael Kern. Dessen Figuren können durchaus ruhig, teilweise phlegmatisch und wenig spannungsvoll sein. Michael Kern ist tektonischer im Aufbau, klarer in der Konzeption und weniger verspielt.

In seinem Frühwerk entwickelte Kern einen ornamentalen Mischstil, der sich aus Roll- und Beschlagwerk, klassifizierendem und grotesken Zierat und nur ansatzweisem Knorpelwerk zusammensetzt.

Bei den ausdrucksstarken Evangelistenfiguren der Würzburger Domkanzel tritt der manieristische Stil am deutlichsten hervor. Die Porträtstatuen (Öhringen, Bamberg) vermitteln nach Gesichtsausdruck und Haltungsmotiv immer ein etwas schematisches Bild des Verstorbenen. Tracht und Rüstung vermochte Michael Kern teilweise jedoch außerordentlich fein auszuarbeiten (zum Beispiel Mitra von Neithard von Thüngen, Bamberg, oder der Panzer von Philipp von Hohenlohe, Öhringen). Bei den Bischofsfiguren spielt die Gewandführung, in dem einzelne Körperteile zu verschwinden scheinen, und die Stoffdarstellung verschiedener Stoffe eine zentrale Rolle. Die Heiligenfiguren, deren Köpfe Michael Kern eher typenmäßig variiert, werden vor allem durch ihre Attribute gekennzeichnet. Ein Nachwirken der Gewandmotive und Typen spätgotischer Figuren ist spürbar. Halb liegende Engel-, Mädchen- oder Knabengestalten in unterschiedlichen Größen sind ein verbreitetes Figurenmotiv in Kerns gesamtem Werk (Grabmal für Thüngen in Bamberg, Rottendorfer Altar, Portal in Unterzell, Kirchenportal in Dettelbach, Würzburger Universitätskirchenportal). Als »Füllwerk« mit allegorischem Charakter beleben sie Bogenzwickel und Giebel.

Stehende weibliche Gestalten in Unterlebensgröße sind in Kerns Frühwerk öfter vertreten (Erzengel Michael, Portal in Rimpar, Gügelfiguren, Gebissel-Epitaph in Bamberg). Sie sind in ihrer Art relativ einförmig und wenig anmutig. Ihre Figurenproportionen sind unstimmig; ihre Ausarbeitung eher grob.

Die Putti und die vielfach auftretenden Cherubimköpfchen (Conti-Altar, Grabmal für Georg V. von Erbach, Öhringen, Thüngen-Epitaph, Bamberg) offenbaren als einzige stärkere Gemütsbewegungen. Sie sind von allen Figuren am lebhaftesten

mimisch bewegt. Dieser gewisse Freiraum in der Darstellung kam vermutlich nur den Figuren zu, bei denen Würde und Repräsentation nicht im Vordergrund standen.

Die Koordinationskraft von Michael Kern und sein ausgeprägter Sinn für architektonische und ornamentale harmonische Zuordnungen ließen ihn ein variationsreiches Werk schaffen, das ihm bleibende Anerkennung im regionalen Raum brachte.

Ein Schwedisch-Finnischer Schwiegersohn im Hause Hohenlohe

VON DETLEV PLEISS

Eines der wenigen deutsch-finnischen Paare, die in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges einander fanden, wurde am 12.(-16.) März 1650 auf Schloß Neuenstein vermählt. Der Bräutigam Ludwig Weirik entstammte dem Geschlecht derer von Lewenhaupt, Grafen zu Raseborg (deutsch auch Löwenhaupt, schwedisch auch Leijonhufvud, finnisch Leijonanpää)¹. Die Braut hieß Charlotta Susanna Maria von Hohenlohe-Neuenstein und Gleichen. Sie war eine Tochter Krafts, des vormaligen schwedischen Statthalters in Würzburg (1631–1633).

Das Konzept des Protokolls dieser Hochzeit ist erhalten. Darin finden sich detaillierte Regieanweisungen des Oberhofmeisters, hauptsächlich die Beherbergung, Bewirtung und Belustigung der Gäste, aber auch den eigentlichen Trauungsakt und die Bettbeschlagung betreffend. Wir gewinnen daraus ein genaues Bild des geplanten Ablaufs, und zusätzlich gewährt uns die bei den Akten liegende Abrechnung des Kellermeisters einige Einblicke in den tatsächlichen Ablauf².

Finnisches Militär im Deutschen Reich bis 1650

Zum Zeitpunkt der Vermählung waren seit der Unterzeichnung des Westfälischen Friedens schon fast anderthalb Jahre verstrichen. Trotzdem standen nach wie vor schwedische und finnische Soldaten auf deutschem Boden – auch in Süddeutschland –, um die Ausführung der Friedensbestimmungen (*executionem pacis*) zu überwachen. Unter ihnen befanden sich nicht weniger als drei junge Grafen von Raseborg. Der Älteste unter ihnen, Gustav Adolf, hatte die Reste von Torsten Stahlhandschuhs³ Reiterregiment übernommen, nachdem dieser den Feldzug gegen Dänemark nicht überlebt hatte (tot 21. April 1644 in Hadersleben/Jütland). Nach dem Friedensschluß von Brömsebro (1645) stieg er auf zum Generalmajor und Kommandeur eines neu aufgestellten Korps.

1 Raseborg ist eine der ältesten Festen Finnlands, nahe der Südspitze des Landes gelegen, heute Ruine. Es war bis zum 17. Jahrhundert Sitz des gleichnamigen Verwaltungsdistrikts, der die westlich der heutigen Hauptstadt Helsinki gelegene Hälfte der Provinz Nyland/Uusimaa umfaßte. Die Grafschaft Raseborg fiel 1569 an das Geschlecht Leijonhufvud. Sie umfaßte 1649 circa 700 Höfe und warf eine jährliche Rente von 11.500 Talern ab.

2 Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Partikulararchiv Öhringen Kasten 30, Fach 2, Faszikel 8.

3 Der berühmteste unter den Finnischen Reiterobersten des 30-jährigen Krieges. Sein Name ist auch heute noch in Finnland ein Begriff. Eigenes Grabchor in der Domkirche von Åbo/Turku. Taucht in der Literatur als Stallhans, Stahlhans, Starrhase, Stallo, Statehomes und vielen anderen Variationen auf. Schwedisch Stålhandske. Selbst schrieb er sich Stollhanscha.

Auf die Stelle des Obristen über die Reiter aus Häme und usimaa (schwedisch: Tavastland und Nyland) rückte Henrik Horn nach, den wir fünf Jahre später an der Hochzeitstafel wiedertreffen. Die Charge des Obristleutnants bekam der damals 23-jährige Ludwig Weirik. Er hatte seine kriegerische Laufbahn erst im selben Jahr begonnen, und zwar in der Leibcompagnie des Feldmarschalls Gustav Horn von Björneborg (finnisch: Pori). Die beispiellos schnelle Beförderung hatte er sicher auch seinem Grafenstand zu verdanken und dem Umstand, daß der Hochadel in dieser Zeit, kurz nach dem Regierungsantritt der jungen Königin Christina, die faktische Macht in Händen hielt⁴.

Eine Hälfte des von Henrik Horn und Ludwig Weirik Lewenhaupt geführten Regiments marschierte 1646 von der Ostsee nach Böhmen. Der andere Teil, bestehend aus vier Compagnien freiwilliger Reiterbauern (schwed. ›ryttarebönder‹ oder ›landsryttare‹ genannt, finnisch ratsukot) aus der Gegend von Sibbo/Sipoo und Pernå/Pernaja, wurde unter Ludwig Weirik zum Korps des älteren Bruders geschlagen und richtete seinen Marsch zunächst auf Westfalen⁵.

Ende September 1646 brachen die Brüder Löwenhaupt von der Weser auf, gaben im hessischen Krieg den Ausschlag für den Sieg der Kasseler Linie über die Darmstädtische (Schlacht bei Frankenberg/Eder 9./19. Nov. 1646), überwinterten in Thüringen und setzten ihren Marsch im Frühjahr fort auf Franken zu. Dabei folgten sie dem Lauf der Fränkischen Saale bis zum Main hinab (Kloster Neustadt 8./18. März), zogen dann die Tauber hinauf (Tauberbischofsheim 11./21. März, Rothenburg 13./23. März) und vereinigten sich schließlich zwischen Dinkelsbühl und Nördlingen mit der von Karl Gustav Wrangel geführten Hauptarmee, die nach der Eroberung von Bregenz am Bodensee überwintert hatte⁶.

Es ist möglich, daß sich Ludwig Weirik und Charlotta Susanna schon am Rande dieses Zuges begegnet sind.

Kriegerkarriere – Krieger im Wartestand – Bräutigam in spe

Die zweite Möglichkeit zum Kennenlernen bot sich ein Jahr später (1648), als K. G. Wrangel mit der schwedischen Hauptarmee auf seinem Vorstoß nach Bayern durch die Hohenlohischen Lande passierte. Auf diesem Feldzug wurde Ludwig Weirik zum Obristen und Kommandeur des Reiterregiments Östgöta befördert (1. August). Zu seinem Nachfolger im Hakkapeliterregiment – nach dem finnischen Schlachtruf ›Hakkaa päälle‹, d. i. Hau draufrückte Major Johan Galle auf,

4 Die Lewenhaupts waren eines von nur drei Grafengeschlechtern, die es damals in Schweden gab. Selbst Reichskanzler Axel Oxenstierna war dem Adelstitel nach nur Ritter, bis er im September 1645 von Christina in den Grafenstand erhoben wurde. (af Södermöre). Vgl. *Adam Lewenhaupt: Ludwig Weirik Lewenhaupt 1622–1668*. Stockholm 1930.

5 Krigsarkiv Stockholm. Rullor 1646. Eodem loco: Försvarsstabens krigshistoriska arbetsarkiv. Regementsöversikter och itineraria. 1645–1648.

6 Einzelheiten dieses bisher nicht bekannten Itinerars des Löwenhauptschen Korps finden sich in den Staatsarchiven zu Marburg (4h, Nr. 1941) und Würzburg (Reichssachen 67/1055). Betreffend Tauberbischofsheim siehe Haselbeck, Gallus. Die Anfänge des Franziskanerklosters Tauberbischofsheim (1629–1649). In: *Franziskanische Studien*, Band 3 (1916), p. 177.

ein Mann des langen Dienstwegs, der schon zu Stahlhandschuhs Zeiten eine Compagnie befehligt hatte. Auch ihn sehen wir an der Hochzeitstafel unter den Ehrengästen wieder.

Als im Oktober 1648 der in Münster und Osnabrück geschlossene Friede bekannt wurde – ein Friede, der zunächst nur den Soldaten gut bekam –, wurde Ludwigs neues Regiment im Kulmbachischen stationiert, schon bald aber ins Hohenlohische sowie nach Rothenburg und Mergentheim verlegt. Neuenstein lag nunmehr am Wege zwischen den Orten, in die das Regiment ausgeteilt wurde (u. a. Langenburg, Langensall, Michelbach, Ingelfingen, Mergentheim, Öhringen und Neuenstein). Spätestens in dieser Phase muß sich das Brautpaar begegnet sein⁷. Diese Truppenverschiebung wurde noch vor Weihnachten eingeleitet und erfaßte auch Ludwigs alte Kameraden, die tavastländischen Reiter. Sie wurde gegen den Widerstand der fränkischen Kreisstände – besonders der Stadt Rothenburg – und der französischen Alliierten von finnischen Offizieren (Generalmajor Gustav Horn af Kanckas) betrieben und durchgesetzt. Daß hierbei andere als nur politische Motive mit im Spiel waren, läßt sich vermuten⁸.

Kriegskosten nach dem Friedensschluß auf Rekordhöhe

Es folgten anderthalb ruhige Jahre. Während dieser Zeit gestaltete sich das Leben der Krieger im Wartestand recht angenehm. Zu kämpfen brauchten sie nicht mehr, und die Bevölkerung der besetzten Städte und Lande sorgte dafür, daß die Löhnung gezahlt, die Verpflegung gereicht und die Ausrüstung vervollständigt wurde. Die gewöhnlichen bürgerlichen Lasten sowie Steuern, Zölle, Zehnten und sonstigen Abgaben liefen natürlich daneben weiter, und zu allem Überfluß war eine besondere, nach der alten Reichsmatrikel umgelegte Kriegsentschädigung in Geld aufzubringen, die sogenannte ›Schwedische Satisfaktion‹⁹.

Im Falle der Stadt Rothenburg belief sich die in drei Raten binnen zweier Jahre zu erlegende Satisfaktionssumme auf 40.584 Taler. Daneben kostete die fortdauernde Einquartierung u. a. von einundeinhalb Compagnien des Löwenhauptschen Regiments von Januar 1649 bis Juni 1650 nicht wenige als 67.194 Taler, und dazu kam noch ein Kostenbeitrag für den in Schweinfurt und Sommerach residierenden schwedischen Generalstab in Höhe von 11.743 Talern. Insgesamt summierten sich die schwedischen Kriegslasten auf 77,5 % aller städtischen Ausgaben des Jahres

7 HZAN, Archiv Langenburg, Regierung I, Büschel 1085.

8 *Carl Moser*: Des hochlöblichen Fränckischen Crayses Abschiede und Schlüsse vom Jahr 1600 bis 1748. Nürnberg 1752. p. 266–280. Staatsarchiv Nürnberg. Schwedische Kriegsakten Nr. 79. Stadtarchiv Schweinfurt. Ha 103, p. 1965–1966.

9 Die in Münster und Osnabrück ausgehandelte Summe von 5 Millionen Talern war ausdrücklich und allein dazu bestimmt, der Soldateska den Abschied auszuzahlen. Tatsächlich wurde wohl der überwiegende Teil zu diesem Zweck angewandt, wenn auch krass gestaffelt: ein gemeiner Musketier erhielt 12 Taler, ob er auch 20 Jahre gedient hatte. Der kurz vor Kriegsende in Deutschland aufgetauchte und sofort zum General ernannte Magnus Gabriel de la Gardie, Königin Christinas zeitweiliger Günstling, erhielt 45.000 Taler, Feldmarschall Wrangel 60.000 Taler, Generalissimus Thronfolger Karl Gustav 80.000 Taler.

1649. Unter dieser Last der Abwicklung eines schon zu Ende geglaubten Krieges gaben selbst standhafte Lutheraner ihren schwedisch gesinnten Geist auf¹⁰.

Beute – Mitgift – Abschied

Ab 5./15. Juli 1650¹¹ nahm Ludwig Weirik Lewenhaupt endgültigen Abschied von Tauberfranken. Sein letzter Auftrag lautete, bei der Eintreibung der Satisfaktion im widerspenstigen Stift Lüttich zu helfen. Er marschierte mit seinen Truppen den Rhein hinab bis Porz, wo er um den 26. August herum übersetzte. Nach vollbrachter Exekution gewann er zwei Wochen später an derselben Stelle wieder das Ostufer und begab sich via Minden nach Schweden¹².

Was die Kriegsbeute angeht, so scheint sein Bruder Carl Maurits – Obrist eines schwedischen Reiterregiments, das Ende 1648 in und um Uffenheim stationiert war – das Meiste bereits unmittelbar nach der Hochzeit in Sicherheit gebracht zu haben. Er benötigte 30 Pferde, um die Fülle der mitgeführten Waren gen Norden zu schaffen. Die jeweiligen Etappenorte (Rothenburg, Schweinfurt und weiter via Münnerstadt Richtung Erfurt) bequerten sich nolens volens dazu, ihm den Vorspann zu stellen¹³.

Die Mitgift der Braut sah demgegenüber zunächst etwas mickrig aus. Sie betrug 7000 fl, die auch nicht sofort ausbezahlt werden konnten. Mit der Zeit flossen aber doch als mütterliches Erbe 108.688 fl nach. Ludwig seinerseits gab nur eine allgemein gehaltene Versicherung ab, wonach er aus der noch nicht durchgeführten Teilung mit seinen Geschwistern genug zu erwarten habe, um seiner Gemahlin ein standesgemäßes Leben zu garantieren – auch im Falle der Witwenschaft.

Die Ehe der beiden scheint glücklich verlaufen zu sein. Jedenfalls gebar Charlotta in 16 Ehejahren 8 Kinder, und als Ludwig 1656 in polnische Kriegsgefangenschaft geriet, teilte sie aus freien Stücken sein Los anderthalb Jahre lang.

Charlotta begleitete ihn auch auf dem Feldzug nach Dänemark und gebar dort während der Belagerung von Kopenhagen im April 1659 einen Sohn, dessen Ruhm als Krieger den des Vaters übersteigen sollte (s. u.). Sie starb am 24. April 1666 im Alter von 39 Jahren.

Ludwig Weirik war Soldat aus Neigung und Berufung und blieb es sein Leben lang. Die Wahl zum schwedischen Reichsrat schlug er – einmalig in der schwedischen Geschichte – aus mit der Begründung, dazu sei er »icke kapabel«, d. i. nicht befähigt. Er starb zwei Jahre nach seiner Frau im Alter von 45 Jahren.

Von den Kindern hat sich nur Adam Ludwig (s. o.) einen Namen gemacht, der bis in die Konversationslexika unseres Jahrhunderts reicht.

10 *Karl Rank*: Die Finanzwirtschaft der Reichsstadt Rothenburg o. d. T. während des 30-jährigen Krieges. Diss. Erlangen 1940, p. 88. *Daniel Ruecker*: Drei Rothenburger Friedenspredigten. Rothenburg 1650. Staatsarchiv Nürnberg. Schwedische Kriegsakten Nr. 79.

11 Stadtarchiv Rothenburg. Stadtrechnung 1650.

12 Staatsarchiv Düsseldorf. Bergische Landstände V, Nr. 25.

13 Stadtarchiv Rothenburg. Stadtrechnung 1649. Stadtarchiv Schweinfurt. Ha 103. p. 2095.

Georg Philipp Würger (1704–1783)
Lebenslauf des Schwiegersohns
von Philipp von Hohenlohe-Steinfurt



Skizze von Detlev Pleiss zum historischen Szenarium der Hochzeitsfeier im März 1650: Küche und Küchenpersonal



Skizze von Detlev Pleiss zum historischen Szenarium der Hochzeitsfeier im März 1650: Festmahl

Georg Philipp Wenger (1701–1763) Untertan des Deutschen Ordens und Baumeister zwischen Tauber und Neckar

VON J. HENNZE

Die Jahre zwischen 1710 und 1740, die in vielen der süddeutschen Territorien eine kulturelle Blütezeit brachten, dort auch zu einer regen künstlerischen Tätigkeit führten, bedeuteten für den Deutschen Orden ebenfalls eine Zeit besonderer baulicher Aktivitäten: Schlösser, Kirchen, Pfarrhäuser und Wohngebäude, die oft nach den vielfältigen Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges nur repariert worden waren, befanden sich zum Beginn des 18. Jahrhunderts in keinem sehr repräsentativen Zustand. Wegen der steigenden Bevölkerungszahl waren Pfarrkirchen oftmals zu klein geworden. Vielerorts mußte vergrößert oder neu gebaut werden.

Unter dem Hochmeister des Ordens, Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (der dieses Amt zwischen 1694 und 1732 innehatte), dem fränkischen Landkomtur Karl Heinrich von Hornstein (geb. 1668, Ordensmitglied ab 1681, Landkomtur ab 1718, gestorben 1745) und den Landkomturen der Ballei Elsaß-Burgund sowie den Komturen in den Ordensbesitzungen in und um Mergentheim, der Kapfenburg, Ellingen und Horneck und an den Ordenshäusern in den Städten Heilbronn, Öttingen, Nördlingen, Ulm und Regensburg entstanden neue Gebäude in barocker Formensprache, die das Gesicht dieser Niederlassungen bis zur Auslösung des Ordens im Reich 1809 prägten.

Die bedeutendsten davon waren:

- der Neubau des Schlosses und seiner Nebenanlagen in Ellingen und die teilweise Neugestaltung des Dorfes, zuerst durch Wilhelm Heinrich Beringer und Franz Keller 1711 bis 1724¹, dann ab 1729 durch Franz Joseph Roth;
- der Umbau und die Neugestaltung der Ordenskirche in Heilbronn 1720 bis 1725, ebenfalls durch Franz Keller (1682–1724) und seinen Bruder Johann Michael d. Ä. (1687–1735) unter Mithilfe des Stukkateurs Roth, des Bildhauers Joseph Maucher und des Ludwigsburger Hofmalers Luca Antoni Colomba,
- die Umbaupläne für das deutschmeisterliche Schloß in Mergentheim zwischen 1721 und 1730 (erste Entwürfe erdachte Franz Keller, weitere legten Balthasar Neumann und der Jesuit Christoph Tausch vor, gebaut wurden schließlich – neben einer Neugestaltung der Wohnräume – nur die Schloßkirche 1730–1736 und die neue Sala terrena 1741, beide durch Franz Joseph Roth),
- der Neubau der Residenz der Landkommende der Ballei Elsaß-Burgund in Altshausen (ab 1727 durch J. C. Bagnato) und der

1 Vergleiche zur Biographie Franz Kellers, seinem Werk und seiner künstlerischen Bedeutung: *Joachim Hennze*: Die Keller. Eine fränkische Baumeisterfamilie des Barockzeitalters in Diensten des Deutschen Ordens = Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens (Hg. *Udo Arnold*), Bd. 39 (im Satz).

– Neubau des Kommendeschlusses auf der Mainau (ab 1732, ebenfalls durch J. C. Bagnato).

Diese rege Bautätigkeit ließ nach 1740 nach und verlagerte sich zunehmend weg von den Residenzen auf das Land.

Betrachtet man sich die Bauaufgaben in den Dörfern und Weilern des Ordens in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus, so stellt man fest, daß dort allenthalben Kirchenum- oder Neubauten im Gespräch sind, daß Neubauten für Pfarrgebäude sowie Armenhäuser geplant waren².

Wurden unumgängliche Reparaturen oft relativ zügig von ortsansässigen – uns nicht immer namentlich bekannten – Handwerkern ausgeführt, so zeigt sich, daß bei größeren Maßnahmen, bei denen ein *Bauüberschlag* (Auflistung der Baumaßnahmen und Kostenvoranschlag) und ein schriftlicher Akkord nötig waren, fast immer Geldknappheit den Umfang der Baumaßnahmen diktierte: Der Baubeginn wurde oftmals durch längeren Briefwechsel mit vielfältigen Argumenten für und gegen den Neubau und die damit verbundenen Kosten verzögert. Zwischen den Baumeistern und den Beamten des Ordens einerseits und der Hofkammer des Ordens in Mergentheim andererseits kursierten Briefe mit Berechnungen, Plänen, Bitten und Klagen³.

Georg Philipp Wenger (1701–1763) war einer der Baumeister aus dem Ordensgebiet zwischen Neckar und Tauber, der vor allem während der vierziger und fünfziger Jahre Bauaufgaben für den Orden übernahm.

Er gehörte – wie der in Bamberger Diensten stehende Johann Jacob Michael Küchel (1703–1769), der markgräflich ansbachische Baudirektor Leopoldo Retti (1704–1751) und der ansbachische Hofbaumeister Johann David Steingruber (1702–1787) der Generation der um 1700 geborenen Baumeister an und war damit eine Generation jünger als die großen Barockbaumeister Maximilian v. Welsch und Johann Dientzenhofer bzw. eine knappe Generation jünger als Balthasar Neumann, Donato Guisepppe Frisoni und Dominikus Zimmermann.

Im Gegensatz zu Retti und Küchel, die vornehmlich an fürstlichen Höfen arbeiteten, war es Wenger – ähnlich wie Steingruber⁴ – vorbehalten, auf dem Land zu bauen. Die dortigen Arbeiten bestanden nicht immer aus Kirchen- und Pfarrhaus-

2 Ausstellungskatalog Baukunst und Bauhandwerk des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland im 18. Jahrhundert (bearb. von A. Seiler und D. Bader) Ludwigsburg 1981, Nummer 133 bis 299.

3 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) B 309, Bü 10. Ein Beispiel aus den zwanziger Jahren soll dies illustrieren: Der Hornecker Hauskomtur Johann Baptist von Roll wandte sich am 22. Juli 1726 mit der Bitte an die Hofkammer, das aus der Spätrenaissance stammende nunmehr baufällige Spital in Gundelsheim/Neckar reparieren lassen zu dürfen. – Herr von Roll, ein engagierter Verfechter von Neubaumaßnahmen in seiner Kommende, führte mit deutlichen Worten Klage über den Zustand des Spitals: *Es ist aber besagtes Hospitalhaus, wo die pfründner wohnen, in einem so miserablen stand, daß die leuth darin fast nit lang mehr bleiben können, daß ihr essen nit einmal in solchem haus gekochet werden kann...* – Die von Geldknappheit begleitete Diskussion um Neubau oder Umbau zog sich bis 1729, am Ende kam es nur zu unaufschiebbaren Reparaturen. Der Benachteiligte blieb – neben den Kranken und Bedürftigen Gundelsheims – in diesem Fall der Neckarsulmer Baumeister Johann Michael Keller der Ältere, dem ein vergleichsweise großer Auftrag entgangen war.

4 Vgl. hierzu Ausstellungskatalog Johann David Steingruber (1702–1787) Leben und Werk, Ansbach 1987, S. 143–170, der die Fülle der von dem Baumeister zu erfüllenden Kleinarbeiten ausführlich darstellt.

neubauten, sondern oft Umbauten von Scheuern, Ställen und Schuppen, Reparaturen an Mauern und Brücken und Begutachtungen von Schäden.

Um die Bauaufträge des Ordens bewarben sich neben Wenger noch der aus einer Vorarlberger Baumeisterfamilie entstammende in Wimpfen ansässige Ignatius Jochum (1684–1734), Johann Caspar Bagnato (1696–1757), auf dessen frühe Tätigkeit auf der Burg Horneck und dessen vergebliches Bemühen, 1725 in die Mergentheimer Maurerzunft aufgenommen zu werden, Seiler hingewiesen hat⁵, der aus Untergruppenbach stammende Franz Häffele (1711–1785), Johann Georg Singer aus Roth/Mittelfranken und der Mergentheimer Zimmermeister Franz Kirchmayer.

Wengers Arbeiten für den Deutschen Orden und andere Auftraggeber zwischen Neckar und Tauber in der Zeit zwischen 1734 und 1758 wurde bisher nicht viel Aufmerksamkeit zuteil: Wirft man einen Blick in das deutschsprachige Standardnachsschlagewerk für Kunstgeschichte, in Thieme-Beckers Lexikon der bildenden Künstler, so findet man dort nur wenige schmale Angaben über Wenger:

»Wenger, G. P. Architekt, ansässig in Neckarsulm erbaute 1756 das Waisenhaus (später königliches Palais) in Heilbronn, 1758f. den Chor der Pfarrkirche in Weingarten, Kreis Karlsruhe (1896 abgebrochen).⁶«

Die Angaben zum Heilbronner Zucht- und Waisenhaus – einem großen Profanbau, der im Auftrag der Stadt 1756 bis 1758 errichtet und durch die Kriegszerstörungen 1944 völlig vernichtet wurde – beziehen sich aus der Diplomarbeit Gossenbergers von 1917⁷, der das Gebäude beschreibt, aber auf den Anteil des Baumeisters nicht eingeht. Die zweite Angabe, der Hinweis auf den Chor der Pfarrkirche in dem Ort Weingarten bei Durlach – der im 18. Jahrhundert im gemeinsamen Besitz der Kurpfalz und des Deutschen Ordens war – stammt aus dem Kunstdenkmälerband Karlsruhe/Land von 1937⁸.

Neben beiden erwähnten Arbeiten können aber noch weitere Pläne zu Kirchen, Kapellen und Pfarrhausbauten – von denen einige ausgeführt worden sind – sowie Umbauten aus der Hand Georg Philipp Wengers an weiteren 14 Orten betrachtet und die dazugehörigen Archivalien dargestellt werden, um seine Rolle als Baumeister und die architekturgeschichtliche Stellung seines Werkes besser einordnen zu können.

Bei den Plänen, die zu einem Großteil erstmals in dem Ludwigsburger Ausstellungskatalog »Baukunst und Bauhandwerk des Deutschen Ordens in Südwest-

⁵ Alois Seiler: Johann Caspar Bagnato und die Deutschordens-Ballei Franken, Neue Quellen, in: Zts.f.d. Geschichte des Oberrheins 135 Bd. 1987, S. 141–151.

⁶ Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. 35, Leipzig 1942, S. 374. Außerdem beschäftigte sich bislang mit Wenger: Emma Herre: Deutschordenskirchen im unteren Jagst- und Kochertal (ungedruckte Zulassungsarbeit für das Lehramt an Volksschulen Stuttgart 1953), die ihm die Kirchen in Duttendorf, Kochertürn und Erlenbach zuschreibt.

⁷ Eberhard Gossenberger: Heilbronns Profanbauten aus dem 18. Jahrhundert, Dipl.-Arbeit, Stuttgart 1917.

⁸ Lacroix/Hirschfeld: Die Kunstdenkmäler Badens, IX 5, Karlsruhe 1937, S. 208–210.

deutschland im 18. Jahrhundert« 1981 publiziert worden sind⁹, handelt es sich um folgende Arbeiten Wengers:

- Die Entwürfe zu einer Kanzel und einem Beichtstuhl für die Kirche in Duttenberg¹⁰ von 1736,
- drei verschiedene Pläne für eine neue Pfarrkirche in Kochertürn von 1737, 1741 und 1752,
- der Entwurf zu einer Kapelle in Binswangen von 1738,
- ein auf dem Papier gebliebener Entwurf für ein Pfarrhaus in Neckarsulm von 1743,
- der im gleichen Jahr gefertigte Entwurf für das Schloß Eschenau der Freiherren von Killinger,
- 1748 Entwürfe für neue Altäre in der Kapelle des Schlosses Stocksberg,
- 1749–1753 Arbeiten für das Kloster Schöntal: die Fortführung des südlichen Teils des Westflügels des Konventsbaues und die Errichtung eines herrschaftlichen Hauses auf dem Buchhof,
- 1750 großangelegte Pläne für eine Umgestaltung des mittelalterlichen Schlosses in Heuchlingen,
- 1752 Auf- und Grundriß einer Pfarrkirche in Erlenbach,
- ab 1754 Planungen zu dem Neubau des Chores an der Kirche in Weingarten/Durlach,
- 1755 Entwürfe für die Kirche in Apfelbach/ Kreis Main-Tauber,
- ab 1756 die Verhandlungen um einen Neubau des Höchstberger Pfarrhauses und dazugehöriger Scheune,
- 1758 schließlich der Entwurf eines neuen Pfarrhauses mit Stall- und Scheunengebäuden für den Ort Dahenfeld bei Neckarsulm¹¹.

Über Jugend und Ausbildung Georg Philipp Wengers ist – wie bei vielen anderen Bau- und Werkmeistern des 18. Jahrhunderts auch – wenig bekannt. Das Geburtsjahr 1701 läßt sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit durch die Altersangabe bei der Todesnachricht vom 21. Dezember 1763 festlegen¹². Seine Ausbildung als Maurer erhielt er wohl in den zwanziger Jahren. Bei seiner Heirat am 10. Mai 1735 werden wir über seine Eltern unterrichtet: Die Mutter hieß Rosina, der Vater Johann Leonhard, war ebenfalls Maurer und zu diesem Zeitpunkt im Amt Heuchlingen des Ordens ansäßig¹³. Eine Überprüfung aller der zu diesem Amt gehörenden Pfarreien (Untergriesheim, Duttenberg, Höchstberg, Hagenbach und Tiefenbach) sowie der Pfarrbücher in Neckarsulm und Mergentheim ergab keinen

9 Ausstellungskatalog Baukunst und Bauhandwerk des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland im 18. Jahrhundert (bearb. von A. Seiler und D. Bader) Ludwigsburg 1981, Kat. Nummern 70–72 (S. 69), 139 (S. 91), 141 (S. 92), 146 (S. 92), 159 (S. 96), 160 (S. 97), 166 (S. 99), 185 (S. 104), 186, 187, 189, 190 (S. 105), 220 (S. 118), 233, 234 (S. 122), 254 (S. 126) und 266 (S. 128).

10 Alle besprochenen Orte liegen – soweit nicht anders angegeben – im Kreis Heilbronn.

11 In diesem Zusammenhang geht mein herzlicher Dank für vielfältige Hinweise und interessante Gespräche an Frau *Dorothea Bader*/ Ludwigsburg, Frau *Barbara Griesinger*/ Neckarsulm und Frau *Herta Beutter*/ Schw.Hall.

12 Pfarrarchiv Neckarsulm, Sterberegister 1763, S. 1023.

13 Ebd., Heiratsregister 1735, S. 616.

pfarramtlichen Taufbucheintrag für den jungen Georg Philipp¹⁴. Es muß also an eine Zuwanderung der Familie – wohl aus einem anderen Gebiet des Deutschen Ordens – gedacht werden¹⁵.

Aus der Familie Wengers ist uns noch der Vetter Georg Philipps, Johann Georg bekannt, der 1753 als Parlier genannt wird¹⁶.

1735 heiratete Wenger 34-jährig die um wenig ältere Maria Eva, Witwe des am 22. Februar 1734 erst 50-jährig verstorbenen Baumeisters Ignatius Jochum¹⁷. Mit in die Ehe brachte Maria Eva mindestens zwei Töchter¹⁸, von denen die ältere, Anna Barbara Theresia 1752 Johann Michael Keller den Jüngeren heiraten sollte¹⁹.

Wenger befand sich bereits im Juli 1733 unter den Mitarbeitern Jochums, als dieser dem zuständigen Hornecker Komtur des Ordens, Johann Christoph von Buseck einen Bauüberschlag über 3680 Gulden für die Kirche in Duttenberg übersandte. Die neue Pfarrkirche, bestehend aus einem dreijochigen Langhaus, einem einjochigen eingezogenen und $\frac{3}{8}$ schließenden Chor und einem Turm auf der Chornordseite, wurde nach den Plänen Jochums errichtet²⁰. Der Außenbau, mit seinem einfachen dreieckigen Giebel auf der Westseite, dem wuchtigen Hausteingewände mit gesprengtem Giebel und einer Figurennische aus grauem Muschelkalk – der im Ordensgebiet zwischen Kocher und Jagst gebrochen wurde²¹ – konnte bis 1734 vollendet werden. Wegen der Kosten für die Erbauung des Turmes holte Herr von Buseck 1734 den Rat des Hochmeisters ein²².

Baumaßnahmen zogen sich aber noch bis 1738 hin, da die Kirchenunterhaltungspflicht nicht nur beim Orden, sondern auch beim Bistum Worms lag. Herr von Buseck nützte jedoch die dazwischenliegende Spanne, um sich Pläne zur Ausgestaltung des Kircheninneren anfertigen zu lassen.

Wenger legte am 3. April 1736 Berechnungen für eine Kanzel für 35 Gulden und 37 Kreuzer²³ und für das Gestühl auf der Empore über 37 Gulden und

14 Pfarrarchiv Untergriesheim, Taufbücher 1701, S. 90, Höchstberg, S. 105, Hagenbach, S. 133, Tiefenbach, S. 154, Duttenberg in Diözesanarchiv Rottenburg, Taufbuch 1701.

15 Eine verwandtschaftliche Beziehung mit der im 18. Jahrhundert in Engelhofen/ Kreis Hall nachgewiesenen Familie Wenger (zu dieser vgl. *G. Wunder*: Zur älteren Genealogie der Familie Wenger in Engelhofen im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Haalquell* 26, 1974, S. 28) und der Haller Siedersfamilie Wenger (zu dieser vgl. *Suse Wenger*: 450 Jahre Siedersfamilie Wenger in Schwäbisch Hall; in: *Haalquell* 18, 1966, S. 9–12) konnte nicht festgestellt werden.

16 Vgl. zu diesem StAL B 503 II.

17 Pfarrarchiv Neckarsulm, Sterberegister 1734, S. 850.

18 Anna Barbara Theresia Keller heiratete 1752 Keller d.J., Maria Anna heiratete 1757 August Wenceslaus Wanicek aus Talheim.

19 Zu diesem vgl. *Henze*: Keller (wie Anm. 1), Kap. VII, 1.

20 StAL B 342 a, Bü. 40, fol. 71, Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 45,7×31,4 cm, M:60 schuh=13,4 cm.

21 Dank geht an meinen Kollegen *Jürgen Knauß*/ Künzelsau für die Einführung in die Geologie des Jagst- und Kocherunterlaufes.

22 StAL B 342 a, Bü. 40, Antwortbrief des Hochmeisters Clemens August vom 7. 11. 1734.

23 Ebd., fol. 48.

11 Kreuzer vor²⁴, am 6. Mai den Überschlag für einen Beichtstuhl über 15 Gulden und 30 Kreuzer²⁵.

Die dazu angefertigten zwei Zeichnungen²⁶ sind die frühesten erhaltenen eigenhändigen Arbeiten Wengers. Die eine (Abb. 1) zeigt uns die Kanzel mit einem verbretterten Aufgang zur Linken, einem unten eingeschwungenen Kanzelkorb über der Grundform eines Achtecks, dessen Außenseiten von toskanischen Pilastern gegliedert sind, die auf weichen kissenartigen Basen aufstehen; dazwischen ordnete Wenger hochovale Medaillons an, die in ihrem Innern nicht näher ausgeführt werden. Der Kanzeldeckel wölbt sich in spangenförmigen Voluten nach oben und endet in einem Pinienzapfen. Die andere Zeichnung (Abb. 2) stellt oben einen dreiteiligen, sich konvex vorwölbenden Beichtstuhl und unten die auf der Westseite des Langhauses liegende Empore mit dem Treppenaufgang auf der linken Seite und der in der Mitte liegenden Orgel dar. Die Zeichnungen sind handwerklich sauber ausgeführt, es verwundert nur, daß Wenger die Orgel auf die innere, dem Langhaus zugekehrte Seite zu stellen beabsichtigte. Wengers Entwürfe wurden unter seiner Regie nicht ausgeführt, die Kirche erhielt ihre Innenausstattung – mit Altären, Ambo, Beichtstuhl und Kanzel – in den Entwürfen Wengers ähnelnden Formen – dann erst in den vierziger Jahren.

Wenger bewarb sich in den Jahren zwischen 1737 und 1752 um den Auftrag zu einem Neubau der noch aus dem Mittelalter stammenden unregelmäßig angelegten Kirche in Kochertürn. Pläne dazu legte Franz Keller bereits 1723 vor²⁷. Diese wurden nicht verwirklicht.

Der erste Plan datiert von 1737²⁸, 1741 folgten weitere leicht modifizierte Entwürfe²⁹. Diesen Entwürfen legte Wenger auch einen Grundriß³⁰ des gesamten Kirchhofes mit Beinhaus, angrenzender Zehntscheuer, Pfarrhaus und Pfarrscheuer bei. Aus diesem Riß geht hervor, daß Wenger das Langhaus verbreitern und verlängern und es – gegenüber der Achse der alten Kirche – ein Stück nach Süden setzen wollte.

Ein schließlich über 10 Jahre später, 1752 vorgelegter Entwurf Wengers³¹ setzte sich gegen die Konkurrenzentwürfe Häffeles³² und des Mergentheimer Werkmeisters Kirchmayer³³ durch. Nach diesem plante er ein vierjochiges Langhaus mit

24 Ebd., fol. 50.

25 Ebd., fol. 45.

26 Ebd., Zeichnung der Kanzel: Feder auf Papier, aquarelliert, 32×31,2 cm, M:10 schuh=10,7 cm, Zeichnung von Beichtstuhl und Empore: Feder auf Papier, aquarelliert, 30,1×27,3 cm, M. oben: 10 schuh=4,2 cm, M. unten: 20 schuh=7,6 cm. Die Orgel steht auf einer Grundfläche von 10 mal 14 Schuh (= ca. 2,80 mal 3,92 Meter beim Zugrundelegen des Mergentheimer Werkschuhes).

27 Vgl. zu diesem Projekt Hennze: Keller (wie Anm. 1), Kap. V, 1.

28 StAL B 267, Bü. 340, Quadr. 5.

29 Ebd., Quadr. 6.

30 Ebd., Quadr. 7. Vgl. hierzu Ausstellungskatalog Neckarsulm und der Deutsche Orden 1484–1805–1984 (bearb. von A. Seiler und D. Bader) Neckarsulm 1984, Abb. 121, S. 168.

31 Ebd., Quadr. 78. Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 31×44 cm, M:100 Fuß=18,5 cm sig. und dat.: »del. Georg Philipp Wenger 1752«.

32 Häffeles Entwurf von 1750: B 267, Bü. 340, Quadr. 22.

33 Kirchmeyers Entwurf von 1752: B 267, Bü. 340, Quadr. 61.

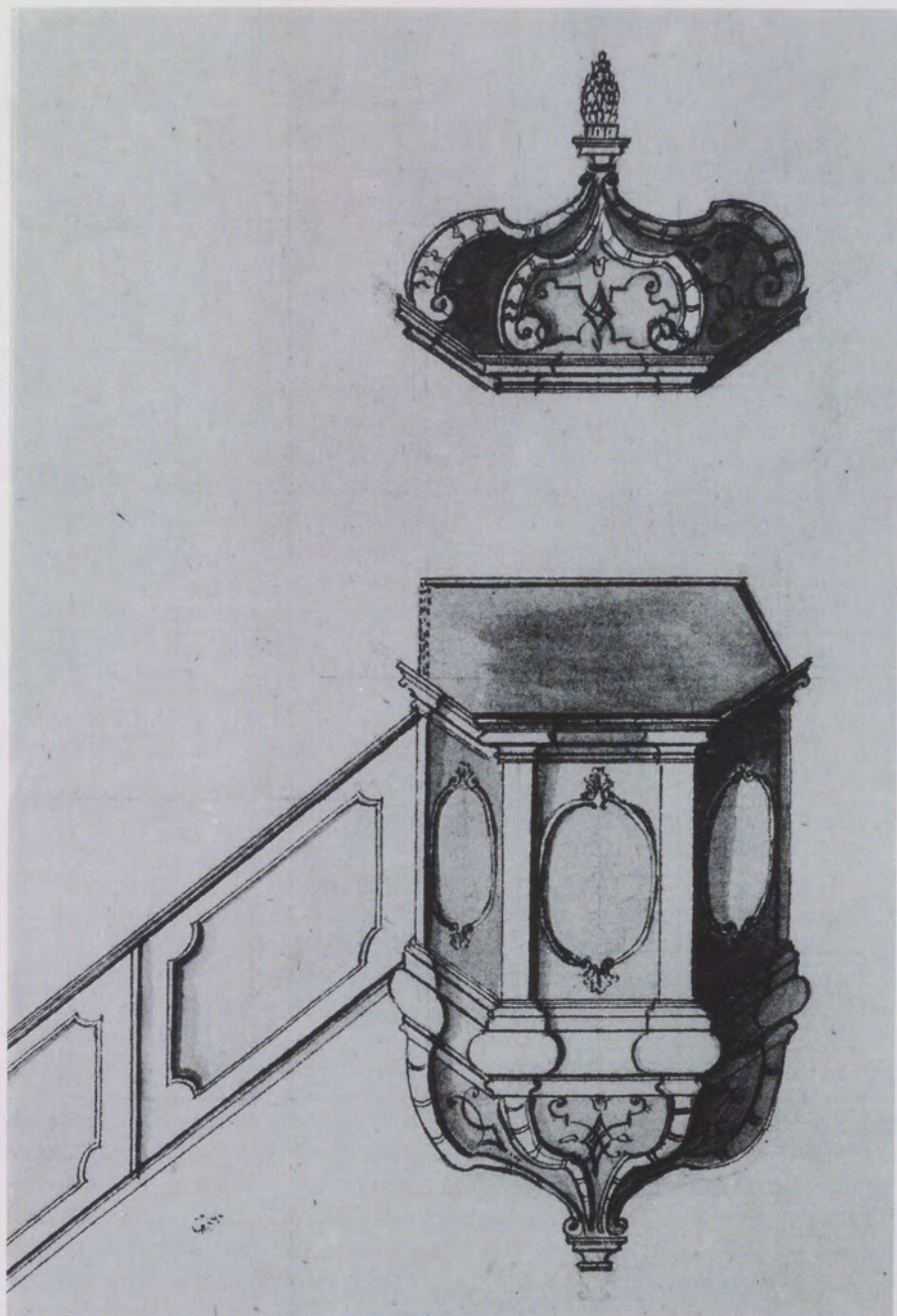


Abb. 1 Entwurf Wenglers für die Kanzel der Duttenger Kirche.
StAL B 342 a Bu 40; Feder auf Papier 32 × 31,2 cm

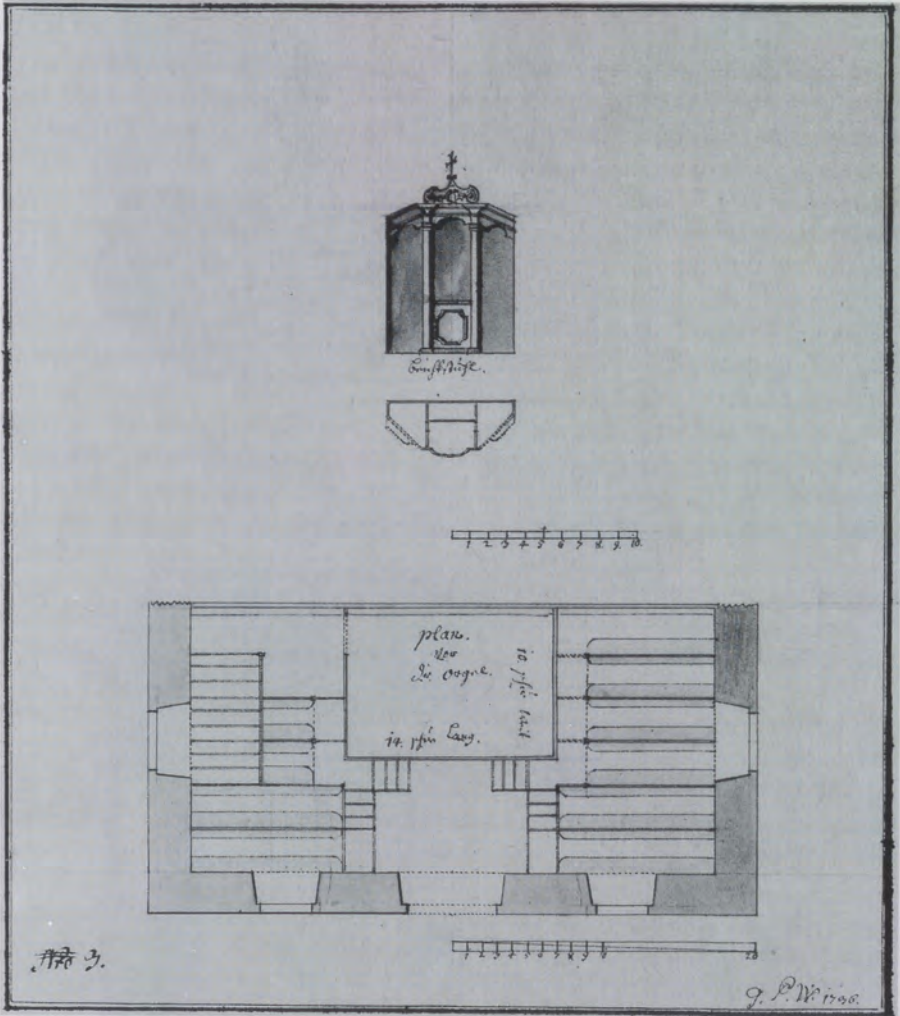


Abb. 2 Entwurf Wengers für Beichtstuhl (oben) und Empore (unten) der Duttonberger Kirche StAL B 342a; Bu 40; Feder auf Papier 30,1 × 27,3 cm

einem eingezogenen rund schließenden Chor, einem Sakristeianbau an der Nordseite und einem dreistöckigen Turm über der westlichen Eingangsseite. Einzelne Motive folgen dem Duttonberger Kirchenbau von 1734, in den Details der Gestaltung kam Wenger jedoch zu einer feineren Ausformung als Ignatius Jochum. Bei der Ausführung des Baues ab dem Sommer 1752 folgten die Handwerker den Gestaltungselementen des Wengerschen Planes: die hochrechteckigen Fenster erhielten gohrte Hausteingewände, die Ecken wurden mit Lisenen gegliedert, auf der Westseite öffnet sich der Kirchenraum in einem breiten segmentbögig aufschwingenden Portal im Oberlicht (Abb. 3).



Abb. 3 Portal der Kirche in Kochertürn nach Wenglers Planung

An den Seiten wird es gegliedert von Kompositpilastern vor rustizierten Rücklagen, deren Kapitelle in den Formen des reifen Rokoko ausgeziert sind. Auf dem Portalgesims stehen die Statuen der Heiligen Petrus und Paulus³⁴.

Am 9. März 1738 legte Wenger den Beamten des Deutschen Ordens einen *Bauüberschlag über die Binswangen Cappellen wann solche auf gnädigste Ratification nach dem hierbey liegenden rißlein soll gemacht werden*³⁵ vor. Er entwarf in Konkurrenz zu Franz Häffele³⁶ einen kurzen zweijochigen Saalraum mit $\frac{3}{8}$ schließendem Chor in einer Länge von 11 Metern und 7,50 Meter Breite. Als Kosten für die Aufmauerung, Verputzen der Wände, Einsetzen des Türstockes und der Fenstergewände, Aufsetzen des Dachstuhles mitsamt dem kleinen achteckigen Dachreiter berechnete er 526 Gulden und 3 Kreuzer.

Nachdem ihm diese Summe bewilligt worden war, errichtete er noch im Sommer 1738 einen gegenüber seiner Zeichnung um ein Joch verlängerten Bau mit einer aufwendigeren Gestaltung der Westfassade. Die kleine Kapelle – südlich des Ortes Binswangen auf einer Wiese errichtet – steht heute noch nahezu unverändert am Rande einer vielbefahrenen Bundesstraße (Abb. 4).

Als Ordensuntertan und Bürger der Stadt Neckarsulm³⁷ hatte Wenger 1743 den Neubau eines Pfarrhauses neben der dortigen St. Dionysiuskirche zu planen³⁸.

Wenger beabsichtigte, ein neues zweistöckiges an der Ansichtsseite fünfschichtiges Steinhaus mit Walmdach zu errichten. Als Platz dafür hatte er sich den Winkel zwischen Stadtmauer und Südostseite der Kirche ausgesucht. Das Haus sollte durch einen mittigen Längsflur erschlossen werden, über eine zweiläufige Treppe in der linken Haushälfte wäre das Obergeschoß zu erreichen gewesen. Die Pläne wurden jedoch dann nicht verwirklicht³⁹.

Im gleichen Jahr veranschlagte Wenger für ein neues zweistöckiges Pfarrhaus mit Gewölbekeller in Gundelsheim 1442 Gulden. Auch dieser Entwurf konnte nicht ausgeführt werden⁴⁰.

34 Das Innere der Kirche und der Turmaufbau zeigen heute nicht mehr den Zustand des 18. Jahrhunderts: 1809 brannte das Innere der Kirche aus und wurde 1813 neu eingerichtet, im April 1945 wurde der Turm bei den Kämpfen am Kriegsende zu $\frac{1}{2}$ zerstört und stürzte im März 1946 schließlich ein. Der Turm wurde bis 1949 in vereinfachter Form wiederaufgebaut.

35 STAL B 342f., Bü. 49. Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 34,9×24,2 cm, M:40 Fuß=12,5 cm, sig. und dat.: »G. P. W. 1738«.

36 Ebd., B. 342 I, Bü. 49.

37 Zu Neckarsulms Entwicklung unter dem Deutschen Orden vgl. auch: Bernhard Demel, Der Deutsche Orden und die Stadt Neckarsulm (1484–1805), in: Ausstellungskatalog Neckarsulm (wie Anm. 30) S. 19–63.

38 STAL B 324, Bü. 148, Quadr. 5 $\frac{1}{2}$. Feder auf Papier, aquarelliert, 32,7×33,5 cm. M:40 Fuß=11 cm, sig. und dat. »delin. Georg Philipp Wenger 1743«.

39 Vgl. hierzu auch die alte Ansicht der Kirche mit dem Standort des Pfarrhauses B. 267, Bü. 272, Quadr. 10 = abgebildet in Ausstellungskatalog Neckarsulm S. 109. Bei Betrachtung des Kellergrundrisses erkennt man an der Darstellung der acht großen Fässer einen wesentlichen Quell des Wohlstandes der Ordensbeamten und -pfarrer, die neben den Frucht- und Getreidezehnten ihrer Untertanen – vor allem Wein als Handels- und Tauschware erhielten. Ein neues Pfarrhaus erbaute erst Andreas Neuner 1805. Dieser kleine geschmackvolle frühklassizistische Bau wurde im April 1945 ein Opfer der Bombardierung der Stadt.

40 STAL B 324, Bd. 148 Generalvisitations Relation der Commende Horneck 1742/43.



Abb. 4 Kapelle bei Binswangen

An einen größeren Auftrag gelangte Wenger dann 1746.

Das mittelalterliche Schloß in dem kleinen Ort Eschenau östlich von Heilbronn war 1504 zerstört worden. Während des 16. Jahrhunderts war Eschenau in den Händen der Herren von Gemmingen. Diese ließen 1570 ein neues Schloß errichten: Dieser längsrechteckige einflügelige Bau mit den mächtigen Renaissancegiebeln bildet noch den Kern der heutigen Anlage.

Nach mehrmaligem Besitzerwechsel kamen Ort und Schloß in den Besitz der Freiherren von Killinger. Der Oberkriegskommissar Johann Martin von Killinger ließ sich 1744–1746 Umbaupläne entwerfen. In der bisherigen Literatur⁴¹ ging man immer wieder davon aus, daß es sich dabei um ein Werk des 1745 vom Ansbacher an den Stuttgarter Hof wechselnden Baudirektors Leopoldo Rettis handeln muß⁴². Ein Kontakt Rettis mit Herrn von Killinger 1744 in Stuttgart kann angenommen werden, eine Begutachtung des Baues, Ausarbeitung von Entwürfen und eine Vermittlung von Handwerkern (Maler, Stukkateure) durch Rettis ist möglich, eine Zuschreibung des dann durchgeführten Umbaus an Rettis jedoch ist nach genauerer Betrachtung der Bausubstanz nicht zu halten⁴³.

Scholl gibt dann in seiner Arbeit über Rettis auch zu bedenken, daß die Anordnung und Verwendung der Pilaster auf der Schauseite »Rettis so fremd sind, daß starke Zweifel an der Urheberchaft« gezogen werden müssen, bezeichnet die Stuckaturen im Innern des Schlosses als Arbeiten von »tüchtigen Kräften, die vielleicht von Rettis nach Eschenau entsandt wurden« und endet mit der Feststellung, daß es das Erscheinungsbild des Schlosses erschwere, »Rettis Anteil an dem Umbau im Einzelnen zu umschreiben«⁴⁴.

Durch einen eigenhändigen Plan Wengers von 1746⁴⁵, dem der dann durchgeführte Umbau in den meisten Punkten folgt, erscheint der Umbau in neuem Licht. Wenger schien stolz auf diesen Plan für Herrn von Killinger gewesen zu sein, bezog er sich doch zehn Jahre später ausdrücklich darauf in einem Brief an die Mergentheimer Hofkammer 1756⁴⁶.

Wenger zeichnete *Faciada und Prospect* des neunachsigen dreistöckigen Schlosses mit der Gartenanlage (Abb. 5) in drei Höhenebenen (à la française): auf der untersten Ebene war ein Ziergarten mit Bassin und einem Gartenhaus am linken Ende vorgesehen, dann in der mittleren Ebene, um mehrere Stufen erhöht – getrennt vom Garten durch eine Balustrade – liegt der große Schloßhof mit

41 Vor allem *Dehio*, Hdb. d. deutschen Kulturdenkmäler, Baden-Württemberg 1964 (bearb. F. Piel), S. 115. Dem folgend lokal- und heimatgeschichtliche Veröffentlichungen.

42 Vgl. zu diesem: *Fritz Scholl*: Leopoldo Rettis. Markgräflisch Ansbach'scher Baudirektor, Herzoglich württembergischer Oberbaudirektor. Ein Beitrag zur Baugeschichte des 18. Jahrhunderts in Franken und Württemberg, Ansbach 1930, S. 165–167.

43 Da jegliche Bauakten fehlen, kann die Bauausführung Wenger nur aufgrund des neuen Planfundes und stilistischer Merkmale zugeschrieben werden.

44 *Scholl* (wie Anm. 42), S. 166.

45 Württ. Landesbibliothek (WLB) Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 58, fol. 19. Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 39,5×47 cm, M:100 pieds=20 cm, Planerläuterungen 1–9, sig. und dat.: »delin. George Philippe Wenger 1746«.

46 StAL B. 308, Bü. 132, fol. 16. Wenger erwähnte diesen Riß in einem Nachsatz eines Briefes an die Hofkammer vom 10. 4. 1756.

Vasen, die Giebel der seitlichen Risalite formte der Baumeister zierlich als schmale konvex einschwingende Dachhäuser aus.

Ob der Plan bei der Ausführung (Abb. 6) in einigen Details verändert oder ob später einiges von dem Umbau von 1746 abgebrochen wurde (über den Seitenrisaliten erheben sich statt der im Aufriß glockenförmigen Dachhäuser einfache Dreiecksgiebel, das Hauptportal ist schlichter und auf dem Giebel des Mittelrisalites fehlt der plastische Schmuck), läßt sich nicht feststellen.

Sicher ist, daß es sich bei dem Eschenauer Entwurf Wengers um eine Architekturzeichnung mit Repräsentationscharakter handelt. Der Baumeister verwendete in ihm die Gestaltungsmittel der Zeit, die einem kleinen Schloßbau angemessen waren: Ein betonter Mittelrisalit mit rustiziertem Erdgeschoß und seitlichen kolossalen Lisenen, ein breiter Giebelaufbau mit Vasen- und Figureschmuck und »zurückhaltender« formulierte Seitenteile und Schmalseiten. Damit näherte sich Wenger der klassisch kühlen Formensprache an, wie sie gleichzeitig am Hof in Ansbach durch Retti, von Zocha und Steingruber gepflegt wurde. Der Eschenauer Schloßumbau durch Wenger zeigt sich deutlich von ihr beeinflusst.

1748 wurde Wenger erneut für den Orden tätig: er entwarf Pläne für eine Reparatur der baufällig gewordenen Kapelle des Schlosses Stocksberg. Der Stocksberger Ordensverwalter Klamm beschwerte sich am 9. Dezember 1747 unter anderm darüber, daß *die hiesige Schloß=Cappellen bekanntlich in einem schlechten standt* [sei und daß] ... *das Cappellen Thürn-gestell, welches also eng, daß ein Etwas grosser Mann nicht dadurch gehen kan, sondern schlupfen muß, etwas höher und weiter zu machen* (sei)⁴⁸.

Wenger nahm daraufhin am 29. Februar 1748 den Bau in Augenschein und empfahl, die alten Fenster und Türen zuzumauern, das Hauptportal zu vergrößern, die zwei Seitenaltäre abzubrechen und dafür einen neuen aufzustellen. In diesem Zusammenhang ist eine Zeichnung Wengers⁴⁹ und der Überschlag mit beiliegender Zeichnung des Mergentheimer Bildhauers Joseph Kilian Hohlbusch⁵⁰ über 42 Gulden vom 25. März 1748 zu setzen.

Beide Entwürfe wurden aus Geldmangel nicht verwirklicht, Vorschläge zu Reparaturen der Stocksberger Kapelle zogen sich noch bis in die neunziger Jahre des Jahrhunderts hinein.

Neben dem großangelegten Neubau der Klosterkirche des Benediktinerklosters Schöntal an der Jagst unter Abt Benedikt Knittel (1683–1732) zwischen 1707 und

48 StAL B 313, Bü. 31, fol. 1.

49 StAL B 313, Bü 31, Quadrangel 9. Feder auf Papier, aquarelliert. 36,5×25 cm, M:15 schuh=20,7 cm, sig. und dat.: »delin. g.p:Wenger 1748«. Von fremder Hand hinzugefügt: »Altäre in di Capelle des Schlosses Stocksberg Exhibit.Nsulm den 10.apr.1748«. Der von Wenger eingereichte Riß zeigt einen schlichten auf einem Stufenunterbau stehenden Blockaltar mit dem Ordenskreuz auf der Vorderseite und einem Kruzifix auf der Oberseite. Das Retabel sollte aus seitlichen diagonal angeordneten Pilastern auf volutenartigen Basen bestehen und oben in einem gesprengten Giebel enden. In der Mitte befindet sich eine Nische mit einer Darstellung von Maria und Jesus, die in einer Muschel endet, über der sich ein Oculus öffnet.

50 Ebd., Quadr. 8. Hohlbusch dagegen entwarf einen Altaraufsatz mit Halbsäulen und den Statuen der Heiligen Georg und Elisabeth davor.



Abb. 6 Ansicht von Schloß Eschenau (vgl. Abb. 5), heutiger Baubestand

1737 erfolgte auch die Umgestaltung von Abtei und Konventgebäude in den vierziger Jahren⁵¹.

1749 wurde Georg Philipp Wenger vom Kloster für die Fortführung und Vollen-
dung des Westflügels des neuen Abteigebäudes engagiert: *Dem bauMeister von
Neccars-Ulm wegen fortführung des Neuen Abtkey Baues auf alten geschlossenen
Accord mit Christian Fluhrer ...* werden bei Akkordabschluß 64 Gulden bezahlt⁵².
Für die Baufortführung erhielt Wenger 1750 2183 Gulden⁵³, 1751 1256 Gulden⁵⁴
und 1752 633 Gulden⁵⁵.

Diese Arbeit erlaubte dem Baumeister nicht, seine eigenen Ideen einzubringen,
sondern er hatte sich an das Vorbild der bereits fertiggestellten Bauteile zu halten.
Dies war im 18. Jahrhundert allgemein üblich und entsprach der vom Bauherren
gewünschten Rücksichtnahme auf ein einheitliches Äußeres. Stilistisch bedeutet
dies für das Schöntaler Konventsgebäude, daß es in seiner Gesamterscheinung
eher eine Stilstufe um 1710/20 als die um 1750 repräsentiert.

Kurz vor Vollendung des Westflügels errichtete Wenger 1752 für das Kloster
Schöntal auf dessen Besitz Buchhof – etwa 3 Kilometer von Sindringen Kocherab-
wärts gelegen und 1699 von Abt Knittel erworben – ein Verwaltungs- und
Wohngebäude. Wenger schloß am 13. Mai 1752 in Schöntal einen Überschlag
über 699 Gulden und 24 Kreuzer für *aller Maurer Steinhauer und Verbutz arbeit*⁵⁶
ab. Dieser umfaßte den Abbruch des Vorgängerbaues, das Ausheben der Funda-
mente auf fünf Schuh Tiefe und dreieinhalb Schuh Breite. Das neue Haus, von
Wenger *die Babilion* genannt, sollte *von außen 54 schuh in der Lenge und 44 in die
breite kommen 2 stockwerck hoch, als dem andern und obern 12 schuh hoch im
Licht*⁵⁷. Am gleichen Tag unterschrieb Wenger einen weiteren Überschlag über
507 Gulden für ein Scheunen- und Stallgebäude⁵⁸.

Die geplanten Bauarbeiten wurden vor allem zwischen April 1752 und August
1753 durchgeführt. Die letzten Geldzahlungen an Wenger erfolgten 1755⁵⁹. Neben
dem Baumeister Wenger sind dessen Vetter Johann Georg⁶⁰ als Steinhauer und
sein Schwiegersohn Johann Michael Keller mitbeschäftigt.

Während die Ökonomiegebäude des Buchhofes einschneidenden späteren Umbau-

51 *Georg Himmelheber*: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamtes Künzelsau, Frankfurt 1983
repr., S. 271–386, hier S. 363–366. 1716 wurde der Grundstein zur neuen Abtei gelegt, ohne daß jedoch
mit den Bauarbeiten begonnen wurde. Mit dem Abbruch des alten Mittelbaues und dem Aufbau des
neuen Westflügels ab Mai 1737 wurde der Berlingische Baumeister Christian Fluhr beauftragt. Bis zum
Jahr 1743 war der Bau mit Ausnahme des südlichen Teils des Westflügels bis zum Innenausbau
gediehen. Mit dem Tod des Baumeisters Fluhr in diesem Jahr tritt jedoch eine Bauunterbrechung bis
1749 ein.

52 StAL B 504, Bü. 400, fol. 115.

53 Ebd., Bü. 401, fol. 116.

54 Ebd., Bü. 402, fol. 125.

55 Ebd., Bü. 403, fol. 124.

56 StAL B 503 II, Bü. 133 vom 13. 3. 1752.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 StAL B 504, Bü. 404, fol. 125.

60 Dieser quittierte am 16. 8. 1753 50 Gulden, ... *damit meines Herrn vetter baumeister sein leuth im
buchhof aus zu zahlen* (B 503 II, Bü. 133).



Abb. 7 Hauptgebäude des Buchhofs bei Sindringen



Abb. 8 Portal an der Nordseite des achteckigen Turmes zum Hauptgebäude des Buchhofs bei Sindringen

ten unterworfen wurden, ist das Hauptgebäude – wenn auch mit einigen unschönen Umbauten – erhalten geblieben (Abb. 7). Dieser einflügelige Bau erstreckt sich querrrechteckig über fünf mal vier Achsen, ist zweistöckig und endet in einem flachen Mansardwalmdach, das konstruktiv aus zwei liegenden Stühlen gebildet wird⁶¹. Den dreistöckigen achteckigen Turm vor der Westseite übernahm Wenger von einem Vorgängerbau wohl des 16. Jahrhunderts und paßte ihn in seiner äußeren Gestalt – mit Gliederung der Ecken durch Lisenen und Deckung mit einer Zwiebelhaube – der Zeit an. Die Außengliederung mit abgeschrägten durch Lisenen betonten Ecken und dem verschieferten Zwiegeldach mit Laterne entspricht der Architektursprache, wie sie Wenger auch für seine Landkirchen benutzte⁶². Das Portal auf der Turmnordseite (Abb. 8) endet mit einem geraden Sturz und wird von einem gesprengten Giebel bekrönt, seitlich begrenzt wird es durch Pilaster mit Rauten- und Glockenblumenmotiven. Der Schlußstein trägt die Jahreszahl 1752, das ursprüngliche Schöntalsche Wappen fehlt heute⁶³.

Neben diesen Arbeiten für das Kloster Schöntal stand Wenger auch weiterhin dem Deutschen Orden zur Verfügung.

Für das noch aus dem Mittelalter stammende Schloß Heuchlingen legte der Baumeister Häffele bereits 1743 Um- und Neubaupläne vor. Die Burganlage Heuchlingen, die nach 1500 an den Orden gekommen war, bestand aus einem äußeren und einem inneren Hof mit sechs Gebäuden⁶⁴: Die meisten dieser Gebäude waren um 1750 in ihrem Steinwerk angegriffen, Balkendecken und Dachstühle an mehreren Stellen angefault.

Georg Philipp Wenger wurde 1750 aufgefordert, *über das ruinose Schloß in ermeltem Heuchlingen den genauen augenschein einzuholen, sodann zu einrichtung einer bequemen wohnung eines zeitlichen Herren beamteten, nebst anderen baulichkeiten Riß und Überschlag auszufertigen*⁶⁵.

Gemeinsam mit seinem 12-seitigen Überschlag legte Wenger am 5. März 1750 einen Grundriß der gesamten Hofanlage vor⁶⁶, der davon ausging, ein neues

61 Mein Dank geht an meinen Kollegen *Gerd Schäfer*, der mit mir die Bauuntersuchung des Buchhofes durchführte.

62 Vgl. hierzu Ausstellungskatalog Ludwigsburg (wie Anm. 2) Nr. 139, 141, 146, 159, 166, 185–187, 189, 190 und 220.

63 STAL B 324, Bd. 148. Das Innere des Hauses ist durch einen Mittelgang erschlossen, zu dessen Seiten sich auf beiden Seiten Räume anschließen. Im nördlichen hinteren Teil des Erdgeschosses befand sich ursprünglich eine Kapelle (In STAL B 503 II, Bü. 133, Wengers Bauüberschlag, erwähnt). An der Decke eines später abgeteilten Raumes hat sich noch ein Teil des Originalstucks erhalten.

64 Erstmals kam der Ort 1493 als Ellwangisches Lehen an den Deutschen Orden. Heuchlingen wurde in der Folgezeit vom Orden stückweise erworben. 1525 zerstörten aufständische Bauern Teile der Schloßanlagen, schwedische Soldaten drangen während des 30jährigen Krieges ein und hinterließen Schäden. Das Schloß setzte sich aus folgenden Teilen zusammen: Während der äußere Hof mit einfachen Keller- und Speicherbauten auf der der Jagst zugewandten Ostseite und einem Garten auf der Südseite begrenzt war, lagen auf der Nord- und der Westseite die Gebäude des Hochschlosses. Auf der Westseite – links der Einfahrt zum Innenhof – ein zweistöckiges Stallgebäude, ein Turm und eine kleine dahinterliegende Kapelle, auf der Nordseite der Küchenbau, in der Mitte das dreistöckige sogenannte Steinhaus und links – um eine Achse vorspringend – ein gleich hoher steinerter Nebenbau.

65 STAL B 310, Bü. 41 vom 5. 3. 1750.

66 Ebd., Quadrangel 33. Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 45,3×48,2 cm, M:100 Fuß=20 cm, Planerläuterungen Nr. 1–11. Sig. und dat.: »Wenger del. 1750«.

zweistöckiges zweiflügliges L-förmiges Gebäude auf der (noch nicht bebaute) Süd- und Ostseite des Innenhofes zu errichten⁶⁷.

Zu dem vorgelegten Situationsplan legte Wenger noch einen speziellen Plan mit zwei Grundrissen und Ansicht dieses neuen Flügelbaues vor⁶⁸. Dieser zeigt den geplanten achtachsigen Süd- und den neunachsigen Ostflügel.

Unabhängig von der Planung der Bebauung der Süd- und Ostseite ließ Wenger am 2. Juni einen 8-seitigen Überschlag folgen, in dem er für Reparatur- und Umbauarbeiten im 3. Stock des Steinhauses die Summe von 2852 Gulden und 52 Kreuzer berechnete, darunter 60 Gulden für die Ausstattung der repräsentativen Räume des 2. Obergeschosses: *in dem 3t. stock 5 zimer mit gibsdecken und quatrಿದurarbeith herzustellen dann die gemach glatt zu verbutzen*⁶⁹. Wengers beiliegender Plan mit drei Grundrissen und der Ansicht des inneren Hofes⁷⁰ (Abb. 9) kommt dann auch sehr vornehm daher: Anstelle des Wortes »Zimmer« verwendete er für einen Raum das in der Zeit vornehmere französische Wort *chambre*, sprach bei den Grundrissen auch nicht von »Grund« wie in allen seinen übrigen Plänen, sondern bezeichnete sie als *Etage* und schrieb seinen Vornamen – wie schon bei dem Entwurf für Schloß Eschenau 1746 – »George Philippe«. Bei diesen Planungen mochte er den Gedanken zugrundegelegt haben, daß die Pläne am Hof in Mergentheim in die Hände hoher Ordensritter gelangen konnten, bei denen er einen guten Eindruck zu hinterlassen gedachte. Leider wurden weder Wengers zwei große Entwürfe, noch seine folgenden Überschläge für die Neueinrichtung der Schloßkapelle für 914 Gulden⁷¹ und die Reparatur der Turmobergeschosse für 258 Gulden⁷² genehmigt.

Wengers Risse belegen – bei aller Schlichtheit der architektonischen Details – den Versuch, eine mittelalterliche Burganlage so neu zu gliedern, daß zwei der Hauptforderungen der Bauherren des Barock, nämlich »Regularität« des Grundrisses und der Fassaden sowie »Bequemlichkeit« in der Aufteilung der Zimmer erfüllt waren.

Etwas mehr Glück hatte Wenger mit seinem Entwurf für einen Neubau der

67 Für dieses Gebäude, das 12 Meter tief, dessen kürzerer südlicher Flügel ca. 24 Meter und dessen längerer östlicher Flügel ca. 30 Meter lang werden sollten und das im Erdgeschoß 3,65 und im Obergeschoß 3,40 Meter hoch werden sollte, berechnete der Baumeister die Summe von 4477 Gulden und 38 Kreuzer.

68 (Wie Anm. 65), Quadrangel 34, Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 39,9×58 cm, M:100 Fuß=20 cm, sig. und dat.: »Georg Philipp Wenger del. 1750«. Beide Flügel sind mit einfachen Eckkisenen und Fenstern mit Hausteingewänden ausgestaltet. Am linken Ende des Südflügels öffnet sich über zwei Achsen die Durchfahrt zum Hof. Sie wird Portalartig von seitlichen Pilastern eingerahmt und endet in einem gesprengten Giebel mit dem Ordenswappen. Der längere Ostflügel ist neunachsig angelegt. Sein einziger Zugang besteht auf der Außenseite in einer rundbogigen Kellertür an seinem nördlichen Ende. Der Erdgeschoßgrundriß zeigt, daß das Gebäude von einem hofseitigen Gang erschlossen wird, die zweiläufige Treppe befindet sich im Ostflügel, dessen nördliches Ende von einer kleinen Kapelle eingenommen wird. Das Obergeschoß ist in sieben Kammern und Zimmer unterteilt, von dem großen zwei mal dreiachsigen Eckzimmer bietet sich der »Prospekt« gegen das Flußtal der Jagst.

69 Ebd., Überschlag vom 2. Juni 1750.

70 StAL, B 310, Bü. 41, Quadr. 38, Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 43×56,2 cm, M:100 Fuß=19,7 cm, sig. und dat.: »George Philippe Wenger delin. 1750«.

71 StAL, B. 310, Bü. 41 vom 2. Juni 1750.

72 Ebd.

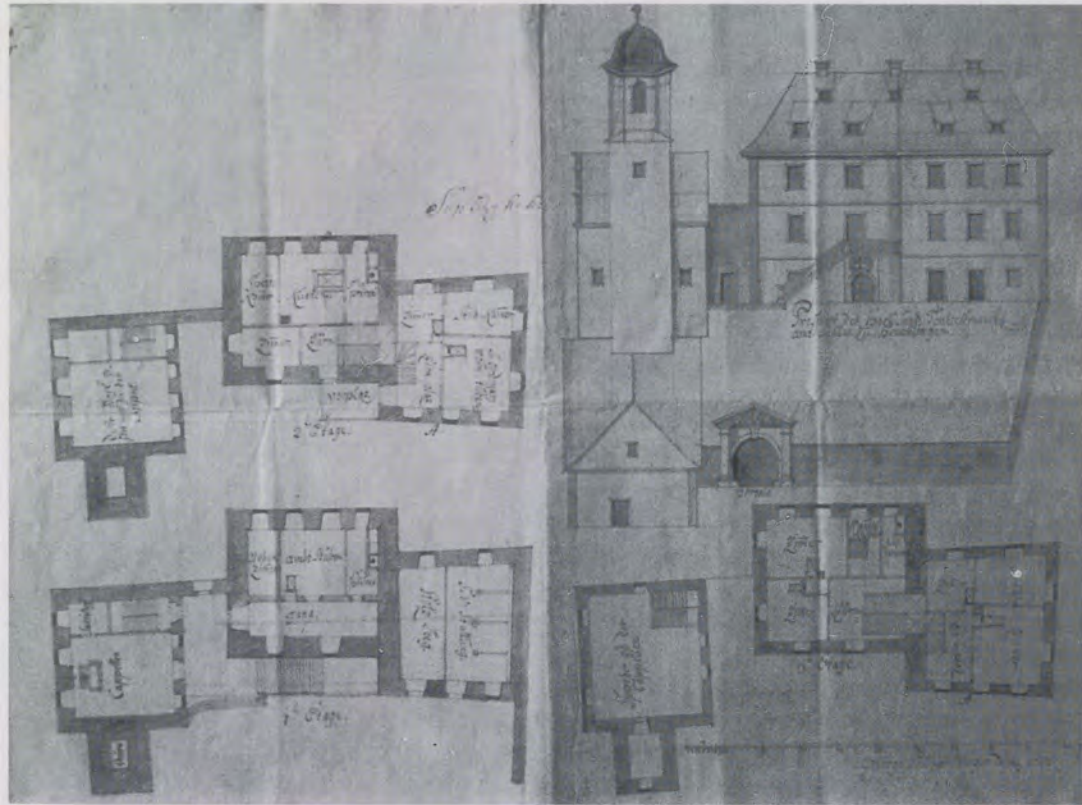


Abb. 9 Planungen Wengers für das »ruinose Schloß« in Heuchlingen.
StAL, B 310, Bu 41 (vgl. Anm. 70)

Pfarrkirche in Erlenbach, nordöstlich von Heilbronn gelegen. Er bewarb sich darum bei dem Verwalter in Neckarsulm am 20. Juli 1752 mit dem Versprechen, den Bau auch nicht *nur allein umb einen resonablen preiß* [zu errichten] *sondern auch an dauer und zierlichkeit nichts ermangeln lassen* [zu wollen]⁷³.

Am 20. Dezember des Jahres konnte der Amtmann in Neckarsulm der Hofkammer in Mergentheim melden, daß sein Überschlag von 6700 Gulden vorläge⁷⁴. Mit dem im April 1753 geschlossenen Vertrag stach Wengler seinen Konkurrenten Häffele aus⁷⁵. Der Baumeister zeichnete daraufhin den Grundriß und die Ansicht der neuen Kirche⁷⁶ (Abb. 10). Er plante ein fünfjochiges Langhaus mit einem der Westseite vorgestellten dreigeschossigen Turm und einem kurzen halbrund

73 StAL B 267, Bü. 340.

74 StAL B 233, Bd. 364 (1752).

75 Dessen Aufriß vom Juli 1752 (B 267, Bü. 318, Quadr. 26) sah ein vierjochiges Langhaus mit einem dreistöckigen Turm auf der Chornordseite vor.

76 StAL B 267, Bü. 318, Quadr. 46. Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 49,6×40,4 cm, M:100 Fuß=21,8 cm, sig. und dat.: »Georg Philipp Wengler 1753«.

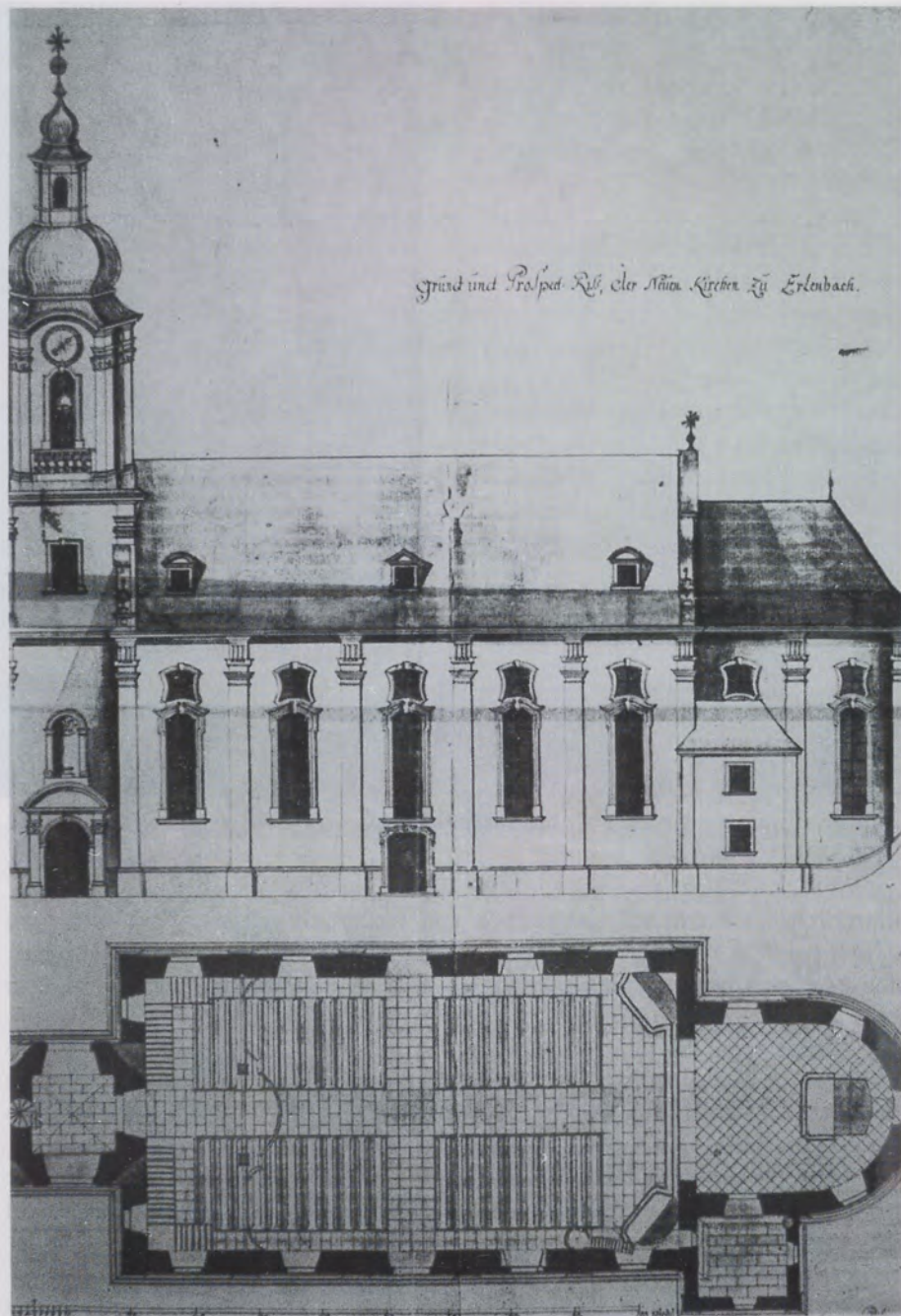


Abb. 10 Grundriß und Ansicht der Pfarrkirche in Erlenbach. StAL B 267 Bu 318
(vgl. Anm. 76)

geschlossenen Chor auf der Ostseite. Während diese Grundrißdisposition mit den früheren Entwürfen für Kochertürn zu vergleichen sind, entwickelte er im Aufriß eine ungeahnte zeichnerische Akribie, die eine solide hochbarocke Sprache spricht: Die Fenster versah er mit oben breit ausschwingenden Hausteingewänden und hohen Oberlichtern, er gliederte die Wandfläche zwischen den Fenstern mit dorischen Pilastern und versah das Turmuntergeschoß mit einem Portal und Figurennische. Auch der Aufbau des Turmes – mit dorischem Untergeschoß, niedrigem ionischen Zwischengeschoß und korinthischen Glockengeschoß – hält sich an den von der Architekturtheorie vorgeschriebenen kanonischen Aufbau, den Landbaumeister im Süddeutschland der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht oft beherzigten. Das achteckige Glockengeschoß mit den über die Ecken gezogenen Pilastern und der breiten Balustrade vor den Fenstern zitiert – betont konservativ – Motive der Türme der Klosterkirche Schöntal von 1717, die Wenger durch seine dortige Arbeit von 1749 bis 1752 wohl bekannt waren. Die Kirche wurde dann nicht von Wenger selbst, sondern von seinem Schwiegersohn Johann Michael Keller mit Modifikationen im Grundriß ausgeführt⁷⁷.

Das Nachsehen gegenüber seiner Konkurrenz hatte Wenger 1755: Am 16. Februar 1753 schrieb der Ordensverwalter Halin in Neuhaus bei Mergentheim an die Hofkammer wegen eines Neubaus der Kirche in Apfelbach. Er bat darum, von der Summe von 2375 Gulden aus dem Vermögen der Apfelbacher Heiligenkapitalien 1100 Gulden *zur baulichkeit employiren zu dürfen* und empfahl gleichzeitig einen Entwurf des Maurermeisters Singer aus Roth, der bereits 1749 Risse vorgelegt hatte⁷⁸. Wenger wurde 1755 hinzugezogen, jedoch dann nicht berücksichtigt⁷⁹.

Unter der Führung des energischen und bauwilligen Ratsmitglieds und »Bausenators« Herrn von Rosskampf wurde ab 1756 in der Reichsstadt Heilbronn ein neues Waisenhaus errichtet. Wenger legte für dieses Projekt einen Überschlag über 8950 Gulden nebst zugehörigen Rissen vor, der am 15. Mai 1756 von Rosskampf den Senatoren vorgelegt wurde⁸⁰. Da sich weder Risse noch ein Überschlag erhalten haben, kann der Stellenwert der Wengerschen Planungen für den ausgeführten Bau nicht beurteilt werden. Da aber bereits in der Sitzung vom 10. Juni des Jahres die Rede ist, daß man Wenger für seine Bemühungen 10 oder 12 Gulden reichen wolle⁸¹, in der Folgezeit dann aber von Wenger nicht mehr die Rede ist und er

77 Vgl. hierzu *Hennze*: Keller (wie Anm. 1), Kap. VII, 1.

78 Zu den Entwürfen Singers von 1753 vgl. StAL B 252, Bü. 53, Quadr. 4, 8 und 10. Halin versicherte, daß Singer statt der für den Bau angesetzten 1682 Gulden auch mit 1500 sich zufrieden geben werde.

79 1754 wurde der Mergentheimer Franz Kirchmayer, 1755 schließlich Georg Philipp Wenger hinzugezogen. Dieser kam bei seiner Berechnung vom 30. September 1755 auf die wohl realistischere Gesamtsumme (Handwerkerlöhne inklusive Baumaterialien) von insgesamt 2547 Gulden und 45 ½ Kreuzer. Das Bauvorhaben wurde bis zum Frühjahr 1756 aufgeschoben. Am 16. März 1756 schrieb Hofrat von Stahl aus Neuhaus, ... daß zwey von denen apfelbacher gemeindtleuten, von welchen die letzte heyligen rechnung mitzunehmen nebst dem Maurermeister Singer von Roth auf nächstkünftigen Montag sich zu allhiesiger hochfürstl. Cammer begeben sollen... Johann Georg Singer bekam schließlich den Zuschlag und konnte die Kirche nach seinen Plänen 1756 umbauen (StAL B 252, Bü. 53, Quadr. 6).

80 Stadtarchiv Heilbronn, Ratsprotokolle vom 15. 5. 1756, fol. 162.

81 Ebd., vom 10. 6. 1756, fol. 201.

selbst in seinen Briefen nie von einem Heilbronner Auftrag sprach, muß man davon ausgehen, daß sich die Bauherren, Senator von Rosskampf und die Reichsstadt Heilbronn in der Anfangsphase zwar vom Baumeister des Deutschen Ordens beraten ließen, in der Folge dann aber Planung und Aufsicht über die Handwerker in andere Hände legten.

Im badischen Weingarten bei Durlach, wo der Deutschmeister nur eine Amtsverwaltung besaß, die Einnahme von Zehnten und Gefällen in einigen umliegenden badischen und pfälzischen Orten einzog, hatten sich die (katholischen) Untertanen des Ordens die Kirche mit den in der Mehrzahl (reformierten) Kurpfälzischen Untertanen zu teilen.

Während die reformierten Pfälzer im Langhaus den Gottesdienst abhielten, teilten sich die Gemeindemitglieder des Ordens den kleinen Kirchenchor. Diese umfaßten aber je *330 Seelen ohne die Knecht, Mägd und man aus benachbarten orten aus dem durlachischen den gottesdienst frequentiert*⁸².

Auf Befehl der Hofkammer legte Wenger am 29. Dezember 1754 einen Überschlag vor⁸³, nach dem zum Preis von 2834 Gulden der Abbruch des alten Chores und der Sakristei vorgesehen und ein neuer insgesamt 21 Meter langer, 15 Meter breiter und zehn Meter hoher Raum mit Empore geplant war. Geldmangel war auch hier der Grund, mit dem Baubeginn zu zögern: Erst 1757 wurde der zuständige Stocksberger Amtmann Klamm nach Weingarten geschickt, um die Vermögensverhältnisse der Bewohner zu erkunden. Dieser berichtete dann der Hofkammer am 24. August, daß aus dem Pflegevermögen der Orte Kürnbach, Weingarten und Stupferich sich wohl Geld herausziehen lasse⁸⁴.

In einem Brief vom 1. September an die Hofkammer bekundete Wenger größtes Interesse, baldigst nach Weingarten zu kommen, gab jedoch zu bedenken, daß er zur Zeit noch mit der Reparatur an der Brücke in Igersheim bei Mergentheim beschäftigt sei. Der Baumeister bat dringend darum *dieses bauwerck mir als einem Unterthanen vor anderen zukommen zu lassen . . . zudem ich auch vor etl. Jahren einen Riß verferdiget und auch schon in Weingarthen gebauet, mithin bei Land und Leuth allda bekindt sei*⁸⁵.

Im gleichen Brief mahnte er noch ausstehende Gelder an, die er für Reisen nach Mergentheim sowie für die Überschläge und Risse am Pfarrhaus in Höchstberg und an der Kirche in Apfelbach, mit denen er 1755 und 1756 beschäftigt war, zu bekommen hatte.

Die Hofkammer in Mergentheim erwähnte in ihrer Sitzung vom 17. September 1757 einen ihr von dem Baumeister Joseph Hornstein vorgelegten Riß, den

82 Generallandesarchiv (GLA) Karlsruhe, Abt. 229/111702 Die baulichkeiten und reparaciones des katholischen Kirchenchores zu Weingarten.

83 Wie Anm. 82, fol. 6½, Überschlag Wengers vom 29. 12. 1754.

84 Wie Anm. 82, fol. 12.

85 Wie Anm. 82, fol. 14 vom 1. 9. 1757. Frühere größere Baumaßnahmen Wengers lassen sich in den Quellen nicht finden, wahrscheinlich handelte es sich um einen Umbau von Stallungen, Scheunen oder der Kelter.

Wenger begutachten sollte⁸⁶. Mit einem weiteren von ihm am 15. September der Hofkammer vorgelegten Riß gelang es Wenger dann, seinen Konkurrenten Hornstein auszustechen: Die Hofkammer beschloß, Wengers Pläne zu akzeptieren, und *von vorgedachtem Baumeister Wenger, weil in mehrgemelten Hornstein(ischen) Riß einige Fehler bemercket worden, einen anderen auf rechte arth verfertigen zu lassen*⁸⁷.

Wenger zeichnete dann im Spätfrühling 1758 den Plan, nach dem der Bau schließlich errichtet wurde⁸⁸ (Abb. 11).

Danach verklammerte er das bestehende Langhaus und das alte $\frac{3}{8}$ schließende Chorschiff mit einem querrechteckigen Saalraum, der an seinen dreijochigen Schmalseiten aus der Flucht des Baues hervorspringt. In den Winkel von Chorsüdseite und dem neuen Saal stellte er eine Sakristei. Um der verstärkten Platznachfrage der katholischen Gemeinde nachzukommen, errichtete Wenger über zwei Drittel des Raumes eine Empore. Im Aufriß gliederte er den Bau mit einem Steinsockel, Pilastern an den Gebäudeecken, Fenstern mit Hausteingewänden und einem Dachreiter. Der Zugang sollte über eine Tür auf der Westseite erfolgen.

In seiner schlichten Außenansicht erinnert Wengers Entwurf an die Landkirchen Johann David Steingrubers (z. B. in Geslau von 1741 und Altentrüdingen von 1756).

Wenger konnte am 16. Mai 1758 der Hofkammer berichten, daß sich 14 seiner Maurergesellen in Weingarten eingefunden hätten, sie bereits damit begonnen hätten, Steine zu brechen und daß es Schwierigkeiten wegen der Lieferung des zugesagten Eichenholzes gebe⁸⁹.

Wegen der schleppenden Anlieferung des Holzes, ausbleibender Frohnfuhren und der vom Orden geringer als von ihm veranschlagten Bausumme – Wenger sprach von einem Drittel Abzug – war der Baumeister zunehmend verdrossen. In seinem Brief führte er – der mittlerweile 57-jährige, der über 20 Jahre für den Orden tätig gewesen war und nun bei den Baumaßnahmen des Ordens in Apfelbach, Dahenfeld und Höchstberg nicht zum Zug gekommen war – beredete Klage. Größere Partien seines Briefes seien hier ausführlich zitiert, werfen sie jedoch ein deutliches Licht auf die schwierige Stellung des Baumeisters als »Puffer« zwischen sparsamen bzw. zur Sparsamkeit gezwungenen Auftraggebern und den ihr Geld einfordern den Bauleuten und Handwerkern und geben Zeugnis über das Selbstverständnis

86 Wie Anm. 82, fol. 19 vom 11. 9. 1757. – Des weiteren sollten ihm für alle Arbeiten am Weingartener Kirchenchor – vorbehaltlich einiger Änderungen – die Summe von 2200 Gulden sowie 2 Eimer Wein, 4 Malter Korn und 4 Malter Dinkel gegeben werden. Alle Beschlüsse wurden in Briefform nach Neckarsulm geschickt und dort in Anwesenheit des Amtmannes von Wenger unterschrieben.

87 Wie Anm. 82, fol. 32 vom 9. 3. 1758.

88 Wie Anm. 82, Federzeichnung auf Papier, aquarelliert (grau, rosa, gelb), Ansicht der Außenseite des Chores, Grundriß, Aufriß nach Osten. 41,5×50 cm, M:60 Fuß=15,5 cm, Planerläuterungen A–F. Sig. und dat.: »Del. Georg Philipp Wenger 1758«. Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe.

89 Wie Anm. 82, fol. 36 vom 16. 5. 1758. Im Folgenden erwähnte der Baumeister eine geplante Änderung: Um die Proportion von Langhaus und Chor zu erhalten, muß der Bau etwas verlängert und verbreitert werden. Gegenüber seinem ursprünglichen Überschlag berechnete Wenger hierfür 212 Gulden an Mehrkosten.

eines Untertanen in der kleinstaatlichen Welt des 18. Jahrhunderts: ... *und so ich einige Materialien nicht zu geld ausgeworfen, sondern ohn mein entgeld von herrschafts wegen anzuschaffen habe, mir aber doch in dem accord ... aufgebürdet worden; und wo ich sowohl für die Requisita als mit denen handwercksleuthen einen accord machen muß, und mich dabey ein Wenig genau erzeige, so sagt gleich ein jede Partey, der Hohe Orden hat ja geld genug, und der baumeister wird auch geld genug von diesem bau haben; ... diejenigen sagen, die meinen geringen accord vernommen, ... mir in das gesicht hinein, warum ich ein solcher door [Tor] sei und nehme an denen gebäuden ein solches pacadel [Bagatell] geld⁹⁰.*

Wenger endet mit den Worten: *Hiermit habe [ich] Nothdringend meinen unterthänigsten bericht, weillen ich wegen grosser Ermütung noch nicht selbstn abkommen kan, durch einen expressen übersenden wollen und sollen, und ergehete mein Unterthänigstes bitten, mir ohn weiteren verschub durch den Ihrigen eine gnädige Resolution zurück zu senden, weillen auch denen Ursachen in diesem bauwerck noch völlig gehemmet und ohn das nicht fortfahren darff, wo im gegenheil meine maurergesellen welche gar zu nicht in dem steinbruch sein, und mir zum schaden neue (Bau)sachen wiederumb abgehen lassen müßte ... unterthänigster Georg Philipp Wenger baumeister⁹¹.*

Auf Befehl des Ordens scheinen die widrigsten Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt worden zu sein, denn noch im Juni wurde der alte Chor abgebrochen und mit dem Neubau begonnen. Er diente dem Gottesdienst der Ordensuntertanen bis 1805. Die gesamte Kirche wurde 1896 und 1902 abgebrochen⁹².

Neben den Arbeiten in Weingarten beschäftigten Wenger in den letzten Jahren seines Lebens noch zwei Arbeiten: Die geplanten Reparaturen bzw. Neubauten für die Pfarrhäuser in Höchstberg und Dahenfeld.

Das alte Pfarrhaus in Höchstberg war schon einige Jahre in einem sehr schlechten Zustand, als Wenger als Gutachter hinzugezogen wurde: Der dortige Pfarrer beklagte sich im März 1752 beim Hornecker Komtur, Herr von Buseck, daß – weil er wegen des schlechten Zustandes des Pfarrhauses im Dorf Quartier habe nehmen müssen – in der Nacht vom 16. auf 17. März Dinge aus der Kirche gestohlen worden seien⁹³.

Am 26. Februar 1756 ordnete die Mergentheimer Hofkammer an: *Es hat dahero der H:baumeister Wenger den auftrag zu thun, daß er sich nach höchstberg ohngesäumt begeben; den plan nebst dem riß und den genauen überschlag über das pfarrhaus verfertigen und solches uns zu überschicken⁹⁴.* Neben Wenger hatte sich

90 Wie Anm. 82.

91 Wie Anm. 82.

92 Vgl. hierzu Lacroix/Kunstdenkmäler Badens (wie Anm. 9) Abb. 139 zeigt die Kirche vor dem Abbruch.

93 StAL B 308, Bü. 132, fol. 5. Der Pfarrer beklagte, daß *aus der kirchen die in der anlag specifierte sachen gestohlen worden*, nämlich ein rotes und ein weißes Alltagsmeßgewand, eine Alba, ein Chorrock, ein blaues Kelchtüchlein und ein Handtüchlein. – Im Auftrag Herrn von Busecks wurde im Januar 1756 der Rat des Mergentheimer Werkmeisters Kirchmayer eingeholt, der ebenfalls für einen Neubau plädierte.

94 Wie Anm. 93, fol. 7 vom 26. 1. 1756. Wenger konnte dann bereits am 13. März berichten, daß er das Haus in Augenschein genommen habe und für einen Neubau – einen zweistöckigen Bau mit einer

Franz Häffele bereits 1754 beworben⁹⁵. Deswegen griff Wenger in einem Brief an die Hofkammer vom 10. April 1756 Häffele scharf an. Dieser habe bei dem Entwurf für einen neuen Kirchturm an der Neckarsulmer Dionysiuskirche den Aufbau der Geschosse völlig unorthodox und plump gezeichnet, *in summa sein ganzer Riß nur eine bloße spiegelfechtere, alß wo er nach dem grund nur 2 Linien in dem prospect aufzuziehen, hat er 5 biß 6 Linien eingezogen, so daß der aufriß mehr verzeichnungen vorstellet und präsendiret*⁹⁶. Zugleich sprach auch der Neid aus Wengers Worten, wenn er der Hofkammer berichtete: *... und ohnhin ein gesell von dem franz häffele vor kurzen tagen in einem Sulmer bürgerhaus gesagt, daß sein Meister so viel zu bauen habe, und wenn er auch den kirchen thurm zu neckarsulm bekomme, so müßte er bey 100 gesellen haben, so ergeheth dann an Hochlöbl. Herren Comthure unterthänigstes bitten und anfehen, doch dieses pfarrhaus ... gnädigst zukommen zu lassen und hierüber ... in baldte den gnädigen befehl zu vollziehen*⁹⁷. Trotz seiner vielen Argumente und der unterwürfigen Unterschrift (*ganz underthänigster Knecht Georg Philipp Wenger*) wurde schließlich Franz Häffele der Vorzug gegeben.

Nicht viel besser ging es Wenger mit dem Pfarrhaus in Dahenfeld: Auf die Beschwerde des dortigen Verwalters Heinrich Anton Hock vom 20. 8. 1758 über den erbärmlichen Zustand seines Pfarrhauses⁹⁸, antwortete man ihm von seiten der Hofkammer am 5. Oktober 1758 und versprach, daß im darauffolgenden Frühling mit dem Bau begonnen werden könne⁹⁹.

Seitenlänge von dreizehn auf zehn Meter mit einem acht auf sechs Meter großen Keller – die Summe von 1522 Gulden und 44 $\frac{1}{4}$ Kreuzer berechne. Hinzu kämen für die Pfarrscheuer die Summe von 446 Gulden. Die Hofkammer schien mit dem Entwurf Wengers unzufrieden gewesen zu sein, denn sie schrieb am 24. März an den Verwalter in Neckarsulm: *Wir haben in denen von dem baumeister Wenger entworfenen und seinen beygelegten Rissen über ein neues Pfarrhaus und Scheuern zu Höchstberg einiges an sünd gefunden, welches ihr ... aus der hier beyliegenden Copia des von dem hiesigen baumeister Ferd. Kirchmayer abgestatteten relation zu ersehen habt ...*

95 Wie Anm. 93, fol. 9 vom 22. 8. 1754.

96 Wie Anm. 93, fol. 16, Brief Wengers vom 10. 4. 1756.

97 Wie Anm. 93. Am 9. Mai 1757 äußerte sich der Hornecker Komtur, Herr von Buseck negativ über Wenger: *Remittiere hierbey den in meiner abwesenheit von dem Philipp Wenger gemachten ... riss und überschlag des Pfarrhauses zu Höchstberg, mit dem ersuchen, mich dieses Bau meisters zu verschonen, zumahl, da ich schon bekanntermaßen mit ihm und viel weniger (mit) seiner arbeith etwas zu thun haben mag* (Ebd., fol. 26). – Wenger bemühte sich in weiteren Ersuchen, sein ausstehendes Geld zu bekommen: Am 21. Juli verlangte er für die angefertigten Risse und Reisekosten 27 Gulden 30 Kreuzer von der Hofkammer (Ebd., fol. 39), wovon ihm diese am 3. September schließlich 7 Gulden 30 Kreuzer zugestanden (Ebd., fol. 42)!

98 StAL B 307, Bü 93, fol. 14. – Der Verwalter Hock beschwerte sich: *Der Erbärmliche anblick allhiesigen ohne lebens gefahr kaum zu bewohnenden pfarrhauses, welches schon so vieljährige unablässige demüthigste bitten und klagen meines H.vorfahren aufgesagt, ist auch die ursach meines in so kurzen hierseyns so baldigen demüthigen bittens ...*

1. regnet es mir in mein bett, wo ich liege, wo ich die kammer, wo meine kleider sind.

2. ist im ganzen haus kein einiges ganz vollkommenes fenster ...

4. die stiegen, welche weg grossen alter abgetreten

5. die haustür ist völlig ruinös ...

Da dann das wetter noch gut und diesem elenden zustand gnädig kann vorgebogen werden will (ich) hiermit unth. bitten, (daß) Euer Hochw. Gnaden ... möchte gnädig befehlen, daß wenigst einstweilen das nothwendigste gemacht werde, alß dies ist das dach, ein thür, stiegen, trittboden, fenster und stall ...

99 Wie Anm. 98, fol. 16.

Wenger hatte zu diesem Zeitpunkt bereits einen Überschlag für Pfarrhaus und Scheune für die Gesamtsumme von 2344 Gulden vorgelegt¹⁰⁰, womit ihn sein Konkurrent Häftele bei einer Summe von 2242 Gulden um 120 Gulden unterbot¹⁰¹.

Wengers Riß hat sich erhalten¹⁰² (Abb. 12). Er zeigt Ansicht und zwei Grundrisse eines schlichten zweistöckigen fünfachsigigen Hauses. Das Portal – mit geohrtem Gewände und einem vergitterten Oberlicht – und die Fenster haben einfache Hausteingewände, die Ecken sind mit Lisenen ausgezeichnet. Das Innere bot im Erdgeschoß Räume für drei Zimmer und eine Küche, im Obergeschoß für vier Kammern. Ein zweiter Riß des Meisters zeigt Auf- und Grundriß von Stall, Scheune und Holzschuppen hinter dem Haus¹⁰³.

Zwei Jahre vor seinem Tod, 1761, erging der letzte bekannt gewordene Brief Wengers an seine Auftraggeber, der vom Ärger über ausbleibende Geldzahlungen und das Hadern mit seinem ewigen Konkurrenten Häftele bestimmt ist¹⁰⁴.

Wengers Werk erstreckt sich über einen Zeitraum von 25 Jahren. Eine genügend lange Zeit, um bei einem Architekten einen Wandel im Geschmack festzustellen und eine Stilentwicklung aufzuzeigen. Versucht man dies bei Georg Philipp Wenger, so wird man scheitern. Seine einmal gewonnenen Grundformen behält er bei, seine stilistischen Merkmale wandeln sich im Detail, folgen aber im Generellen einer vorgegebenen Leitlinie.

Dies mag weniger an seiner mangelnden Begabung als an den Wünschen seiner Auftraggeber gelegen haben: Während in den süddeutschen Gebieten des Deutschen Ordens das Bauwesen unter den Baumeistern Franz Keller, Franz Joseph Roth und Mathias Bindtner von den baufreudigen adeligen Landkomturen Karl Heinrich von Hornstein und Friedrich Carl von Eyb in der Ballei Franken und

100 Wie Anm. 98, fol. 17–19. Wengers Überschlag vom 25. 9. 1758 sah für das Pfarrhaus die Summe von 1795 Gulden für Scheune und Schuppen 548 Gulden vor.

101 Wie Anm. 98, fol. 15. Dem folgte ein Überschlag von Franz Häftele vom 16. 6. 1759: Die Summe der Überschläge für Pfarrhaus (1822 Gulden) und Ställe/Scheune (402 Gulden) machten 2224 Gulden aus (gegenüber Wengers 2344 Gulden).

102 Wie Anm. 98, Quadr. 10, Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 41,3×26,9 cm, M:50 Fuß=12,5 cm, Planerläuterungen A–E und 1–13, sig. und dat.: »del. Georg Philipp Wenger 1758«.

103 Wie Anm. 98, Quadr. 11, Federzeichnung auf Papier, aquarelliert, 41×26,7 cm, M:50 Fuß=12,5 cm, Planerläuterungen A–H, sig. und dat.: »del. Georg Philipp Wenger 1758«. – Die Probleme mit den baupflichtigen Institutionen, mit denen sich Baumeister wie Wenger herumzuschlagen hatten, zeigt deutlich der folgende Verlauf der Dahenfelder Planungen: Weitere Briefe Hocks vom 14. 6. an die Hofkammer und (weil die Beschwerden an die Hofkammer nichts erreichten) vom 15. 6. an den Geistlichen Rat in Mergentheim dokumentieren die Dringlichkeit des Bauens. Aus der Antwort der Hofkammer vom 21. 6. 1759 ist jedoch herauszuhören, daß die Angelegenheit noch weiter auf die lange Bank geschoben werden sollte: *Item der Pfarrer zu Dahenfeld an den geistlichen Rat unterm 15. t. curr. einberichtet hat, ein solches will hiermit in originali communiciren undt daß seine klag in consideration genommen und remedirt werden möge.* Verschärft wurde das Problem noch dadurch, daß auch das Kloster Schöntal mit für die Baupflicht in Dahenfeld zuständig war. In einem Brief des Hofkammerrats Joseph Martin vom 29. 12. 1759 wird als Decimator das Kloster Schöntal genannt (Vgl. hierzu Klage des Ordens beim bischöflichen Vikariatsgericht in Würzburg gegen das Kloster Schöntal, StAL B 03 II, Zettel 382). Im Hofratsprotokoll vom 7. 1. 1760 wurde über die Frage geredet *wie sich mit dem decimatore hierunter zu verhalten. sey zurückzumelden, daß es diesenthalben auf einen process ankomme, worauf wegen dem bau nicht gewartet werden könne.* Zu einer Bauentscheidung kam es dennoch nicht.

104 Wie Anm. 98, fol. 51 vom 14. 3. 1761.

unter Johann Caspar Bagnato von Johann Franz und Franz Ignaz Anton von Reinach in der Ballei Elsaß-Burgund bestimmt wurde¹⁰⁵, verlangten die Pfarrer, Amtsverwalter und Hauskomture in erster Linie nach soliden und dauerhaften Bauten.

Wenglers Kirchenentwürfe zeigen zwar keine eigenständigen Züge, weisen jedoch ihren Entwerfer als geschickten Handwerker aus. Sie kombinieren meistens ein Langhaus in Form eines langgestreckten Saales mit einem eingezogenen halbrund geschlossenen Chor und einem dreigeschossigen Turm, der über der Westseite oder an einer der Chorflanken steht. Vorbilder hierfür finden sich schon im süddeutschen Kirchenbau des Jahrhundertbeginns.

Wenglers Pfarrhausentwürfe, meist zweigeschossig mit fünfachsiger Fassade und Walmdach, halten sich an ein bestimmtes Schema. Als ein Vorbild kommen die Entwürfe aus Balthasar Neumanns Büro in Frage¹⁰⁶.

Vergleicht man seine Werke mit denen seiner Konkurrenten Häffele, Kirchmayer, Singer und Hornstein, fällt auf, daß diese noch mehr als er »Werkmeister« statt »Baumeister« gewesen sind. Nach der deutschsprachigen Architekturtheorie des 18. Jahrhunderts ist der Baumeister (der Planer, Zeichner und Erfinder) vom Werkmeister (der Oberaufseher der Arbeiter, der Materialbeschaffer) zu trennen¹⁰⁷. Diese Trennung ließ sich in der Praxis nie aufrechterhalten: Wengler war – ganz aus dem Handwerk kommend und ohne akademische Ausbildung – wie die besprochenen Beispiele zeigen, beides in einer Person.

Ihm gebührt deshalb unter den süddeutschen Baumeistern des 18. Jahrhunderts ein Platz in den mittleren Reihen.

105 Vgl. hierzu *Hans Martin Gubler*: Johann Caspar Bagnato 1696–1757 und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsaß-Burgund im 18. Jahrhundert, Sigmaringen 1985, S. 37–43.

106 Wie Anm. 105, S. 141.

107 Diese Trennung geht zurück auf Leonhard Christoph Sturms »Civilbaukunst« von 1696. Vgl. für die Rolle von »Idealentwurf« und Ausführung dazu auch Gubler, Bagnato, S. 47f.

Die Siedlungs- und Agrarentwicklung des Ginsbachtals seit dem 19. Jahrhundert¹

VON MARTINA HERBER UND RONALD WELLENREUTHER

Die Landwirtschaft im Ginsbachtal

Das Ginsbachtal ist ein von SO nach NW verlaufendes, ca. 4 km langes, Seitental der Jagst. Es überwindet von der umgebenden Hochfläche bis zum Einmünden in das Haupttal bei der Ortschaft Krautheim (226 m NN) einen Höhenunterschied von ca. 120 m. Das im unteren Teil schmale Tal zerschneidet dabei die geologischen Schichten vom Lettenkeuper über die drei Muschelkalkschichten bis zum oberen Buntsandstein. Die durchschnittliche Summe der Jahresniederschläge beträgt 680 mm. Die ausgeräumten Hochflächen sind trockenen und starken Winden ausgesetzt. Die durchschnittliche Jahrestemperatur liegt bei 7°C in den Höhenlagen und 8°C im Tal.

Im Raum Krautheim überwiegen in der Landwirtschaft mittelmäßige Standorte, im milden Klima ist intensiver Ackerbau möglich. Der Anbauerfolg wird jedoch vielfach durch mäßig fruchtbare Böden und Hanglagen beeinträchtigt, stellenweise ist nur Grünlandnutzung möglich. Der Getreideanbau und die tierische Veredelungswirtschaft bilden die hauptsächlichen Betriebsformen (Getreide-Hackfruchtbau und Getreide-Futterbau mit Rindviehhaltung)². Für den gesamten Dienstbezirk des Landwirtschaftsamtes Künzelsau im Hohenlohekreis, zu dem das Ginsbachtal gehört, gilt, daß »nicht nur das Bild der Landschaft, sondern auch das ganze Wirtschaftsleben noch stark von der Landwirtschaft geprägt werden«³. In der Gemeinde Krautheim⁴ gibt es zur Zeit etwa 225 landwirtschaftliche Betriebe. Ca. 32 % der Betriebe lagen 1986 in der Größenklasse zwischen 1 und 5 ha; ca. 31 % hatten eine Größe von 5 bis 10 ha; etwa 22 % waren 10 bis 20 ha groß und ca. 15 % der landwirtschaftlichen Betriebe verfügten über 20 bis 50 ha. Für 1982 sind in der Gemeinde Krautheim 2233 ha Ackerland und 896 ha Dauergrünland (Verhältnis 7:3) angegeben. Die landwirtschaftliche Nutzung umfaßt 1982 1491 ha Getreideanbau, 166 ha Hackfrüchte, 579 ha Futterpflanzen, 12 ha Obstanlagen und 33 ha Rebland (Weinbau heute nur noch in Klepsau).

1 Die Verfasser dieses Artikels bedanken sich bei ihrem Kommilitonen Stephan Kruse für seine Mitarbeit bei der Bearbeitung des Themas Landwirtschaft sowie bei dem Leiter ihrer Untersuchung Dr. R. J. Bender für seine Anregungen.

2 Landsiedlung Baden-Württemberg GmbH, Stuttgart: Biotopverbundsystem Krautheim, – Modellvorhaben –, 1986, S. 3.

3 Landsiedlung Baden-Württemberg (1986), a. a. O., S. 2.

4 Daten beziehen sich auf die gesamte Gemarkung Krautheims, einschließlich der dem Talausgang gegenüberliegenden Hochflächen und zu beiden Seiten in das Jagsttal hinein. Sie fußen auf die freundliche Auskunft von Herrn Pletsch, Landwirtschaftsamt Künzelsau.

1980 gab es nach einer Erhebung des Landwirtschaftsamtes Künzelsau in Krautheim 50 Vollerwerbsbetriebe. Dies entspricht 20,2 % der Gesamtzahl der Betriebe. Hauptberufliche Landwirte (mit nur geringem Anteil an außerlandwirtschaftlichem Einkommen) gab es zu diesem Zeitpunkt 14 (5,6 %) und Zuerwerbslandwirte (mit mindestens 50 % landwirtschaftlichem Einkommen) 11 (4,4 %). Den größten Anteil (69,8 %) an der Gesamtzahl der Betriebe hatten die 173 Nebenerwerbslandwirte, davon waren 31 Rentner.

Auch im Ginsbachtal wird die Landwirtschaft fast nur noch im Nebenerwerb betrieben. Beobachtungen bestätigen diese Aussage: Ein äußerlich sichtbarer geringer Umfang der Landwirtschaft bei einem vergleichsweise hohen Lebensstandard (Art, Ausstattung, Erweiterungen und Renovierungen des Wohnhauses, Größe der Wirtschaftsgebäude, die als solche genutzt werden, maschinelle Ausstattung des Betriebs, etc.). In den frühen Morgen- und Abendstunden herrscht ein für die Ortsgröße sehr reger Pendlerverkehr. Tagsüber sieht man von der Bevölkerung überwiegend Frauen, alte Leute und Kinder. Viele Betriebe sind verpachtet. In Gesprächen vor Ort war zu erfahren, daß viele ehemalige Vollerwerbslandwirte Teile ihres Betriebs verpachten, andere stilllegen, hauptberuflich eine andere Tätigkeit aufnehmen und evtl. die übrige Fläche ihres Anwesens im Nebenerwerb bewirtschaften. Landwirtschaftliche Betriebe, deren Stilllegung eine längere Zeit zurückliegt, sind meist an den Grundrißstrukturen der Höfe zu erkennen. Stallungen und Scheunen werden bevorzugt in Garagen verwandelt, leicht zu erkennen am nachträglich installierten Schwingtor. Die ehemalige Dunggrube im Hof wurde bepflanzt, als Spielplatz umfunktioniert oder einfach versiegelt. In vielen Fällen wird das bäuerliche Anwesen auch komplett abgerissen und die Parzelle neu bebaut oder sonst in einer anderen Weise genutzt. Veränderungen dieser Art sind durch den Vergleich von alter und neuer Katasterkarte zu erfassen. Die Beschäftigten in der Landwirtschaft in Krautheim sind überwiegend die Familienangehörigen der Betriebsinhaber. Es gibt kaum familienfremde Arbeitskräfte, selbst die Saisonkräfte werden innerhalb der Familie gestellt. Die Landwirte im Raum Krautheim erhalten teilweise Ausgleichszahlungen im Rahmen des Förderprogramms für die von der Natur benachteiligten Gebiete. Im Rahmen des Flächenstillegungsprogramms der Bundesregierung wurde bis zum 30.9.1988 im Dienstbezirk Künzelsau von 115 Antragstellern die Stilllegung von 425 ha Ackerfläche beantragt⁵.

Gute Zukunftschancen für die Landwirtschaft im Dienstbezirk Künzelsau gibt es nur im Bereich der Hochflächen. Für die Täler ist eine soziale Umstrukturierung zu erwarten, da die jüngeren Erwerbstätigen kaum noch in der Landwirtschaft tätig sind⁶. Bundesweit haben heute nur noch ca. 55 % aller landwirtschaftlichen

5 Zum Vergleich: Im Dienstbezirk Öhringen waren es aufgrund der besseren Anbauverhältnisse 45 Antragsteller mit 187 ha.

6 Nach Angaben der Gemeindeverwaltung ergab die Volkszählung 1987 nur noch 24 Erwerbstätige in der Landwirtschaft für die gesamte Gemeinde Krautheim; für Altkrautheim allein waren es 4 Erwerbstätige in der Landwirtschaft, für Unterginsbach 7 und für Oberginsbach allein 12 Erwerbstätige.

Betriebe einen Betriebsnachfolger. Bei Betriebsschließungen könnten die verbleibenden Landwirte in Zukunft größere Flächen hinpachten, so daß sich das heutige Verhältnis von ca. 25 % Pachtland zu 75 % Eigenland möglicherweise umkehrt und nur noch 25 % bis 30 % der bewirtschafteten Fläche Eigenland sein könnte.

Der Strukturwandel der Landwirtschaft im Ginsbachtal mit den Gemeinden Altkrautheim, Unterginsbach und Oberginsbach soll nun etwas näher erläutert werden. Als Grundlage für einen zeitlichen Vergleich diente der Württembergische Primärkataster mit Karten und Textteil von 1838/39 sowie die Gemeindestatistiken 1960/61, 1970 und 1989 der Statistik von Baden-Württemberg. Zusätzlich wurde im Sommer 1989 von Studenten des Geographischen Instituts der Universität Mannheim vor Ort eine Agrarkartierung durchgeführt.

Beim Vergleich der statistischen Unterlagen wurde festgestellt, daß in Oberginsbach die landwirtschaftlich genutzte Fläche seit 150 Jahren fast konstant geblieben ist, ja sogar um einige Hektar zugenommen hat, vermutlich aufgrund der Urbarmachung von ehemaligen Ödlandflächen z. B. während der Flurbereinigung in den 1970er Jahren. In Unterginsbach dagegen und noch stärker in Altkrautheim hat die landwirtschaftlich genutzte Fläche stetig abgenommen (vgl. Tab. 1). Parallel dazu hat sich die Siedlungsfläche in Altkrautheim und Unterginsbach wesentlich stärker ausgedehnt als in Oberginsbach. Dies läßt sich dadurch erklären, daß in Altkrautheim und Unterginsbach immer mehr ehemalige Landwirte ihr Einkommen außerhalb der Landwirtschaft verdienen, z. B. in Krautheim oder im übrigen Jagsttal; diese Dörfer entwickeln sich dann allmählich zu reinen Wohnsiedlungen. Die Landwirtschaft in Oberginsbach kann jedoch einerseits von den besseren Ackerflächen oberhalb des Tales profitieren, andererseits ist möglicherweise auch die größere Entfernung zu Krautheim ein Grund dafür, daß die wenigen Neubauten in Oberginsbach (nach Auskunft der Einwohner) fast nur von Einheimischen errichtet wurden.

Tabelle 1 zeigt auch eine Zunahme der Waldflächen. Dies läßt sich dadurch erklären, daß landwirtschaftlich weniger wertvolle Flächen aufgeforstet wurden. So sind z. B. die Auenwaldflächen oberhalb und unterhalb von Unterginsbach in den Primärkatasterkarten noch als Wiesen ausgewiesen, aber bereits die Karte der vor der Flurbereinigung durchgeführten Feldkartierung weist diese Flächen als Wald aus. Auch ehemalige Obstbaumflächen an Schattenhängen (z. B. Schallenberg, Kirchberg, Kührein) wurden bereits vor der Flurbereinigung aufgeforstet. Der Weinbau, der 1839 immerhin 6–8 % der landwirtschaftlich genutzten Flächen eingenommen hatte, ist laut Tabelle in Oberginsbach schon 1960 verschwunden. 1987 ist nur in Altkrautheim noch 1 ha mit Sonderkulturen nachgewiesen, wobei es sich aber wohl nicht mehr um Weinstöcke handelt.

Auch beim Vergleich der Karten des Primärkatasters mit denen der Agrarkartierung fallen die deutlichen Veränderungen in der Flächennutzung auf. Die Weinbergflächen der Talhänge sind aus dem Landschaftsbild verschwunden. An ihrer Stelle finden wir teilweise Neubaugebiete (z. B. Unterginsbach), aber auch Kiefer-

Tab. 1: Die Flächennutzung im Ginsbachtal seit 1839

Zeitraum	Altkrauthcim				Unterginsbach				Oberginsbach						
	1839	1960	1971	1985	1987	1839	1960	1971	1985	1987	1839	1960	1971	1985	1987
Gemarkungsfläche (insgesamt)	ha	467		467		490		493		621		621		621	
	%	100		100		100		100		100		100		100	
Siedlungsfläche	ha	19,7		39		17,8		26		24,3		33		5,3	
	%	4,2		8,4		3,6		5,3		3,9		5,3		5,3	
Landwirtschaftsfläche	ha	336,1		324		227,4		225		492,2		507		81,6	
	%	71,9		69,4		46,4		45,6		79,3		81,6		81,6	
Landwirtschaftlich genutzte Fläche (LF)* davon:	ha	336,1	322	275	251	227,4	206	203	183	492,2	504	503	500		
	ha	254,9	248	183	154	179,1	162	162	127	408,0	449	448	368		
Ackerland	%	75,8	77,0	66,5	61,6	78,8	78,6	79,8	69,8	82,9	89,1	89,1	73,9		
Dauergrünland**	ha	53,8	72	91	95	30,2	37	39	55	53,8	54	54	130		
	%	16,0	22,4	33,1	38,0	13,3	18,0	19,2	30,2	10,9	10,7	10,7	26,1		
Sonderkulturen***	ha	27,4	2	1	1	18,1	6	2	-	30,4	-	-	-		
	%	8,2	0,6	0,4	0,4	7,9	2,9	1,0	-	6,2	-	-	-		
Ackerland-Grünland- Verhältnis	%	83:17	78:22	67:33	62:38	86:14	81:19	81:19	70:30	88:12	89:11	89:11	74:26		
Waldfläche	ha	85,2		92		222,4		235		63,4		70			
	%	18,2		19,7		45,4		47,7		10,2		11,3			
Sonstige Fläche	ha	25,1		12		22,0		7		41,5		11			
	%	5,4		2,6		4,5		1,4		6,7		1,8			

Quellen: Württembergischer Primärkataster 1838/39

Statistik von Baden-Württemberg, Gemeindestatistik 1960/61, Bd. 90, Teil 4, S. 32ff.

Statistik von Baden-Württemberg, Gemeindestatistik 1970, Bd. 161, H. 4a, S. 37ff.

Statistik von Baden-Württemberg, Gemeindestatistik 1989, Bd. 400, H. 2, S. 72

* Landwirtschaftsfläche ohne Brache

** für 1839: Summe der Wiesen und Weiden

*** für 1839: Weinberge, sonst auch Obstbau u. a.

Aufforstungen (z. B. zwischen Unter- und Oberginsbach). Auf anderen Flächen haben sich durch Sukzession wertvolle Trockenrasengesellschaften gebildet, die heute teilweise als Naturschutzgebiet ausgewiesen sind (z. B.: NSG Rautel und NSG Brühl). Auch die Talböden haben eine Veränderung erfahren, waren hier früher noch Ackerflächen zu finden, so dominiert heute die Grünlandnutzung. Diese Nutzungsänderung ist vor allem auf die Flurbereinigung zurückzuführen, wobei die für Ackerbau ungünstigeren Flächen im feuchten Talgrund in Wiesenflächen umgewandelt wurden. In Altkrautheim wurde in den Jahren 1967–1972 ein beschleunigtes Zusammenlegungsverfahren durchgeführt; in Unter- und Oberginsbach wurde 1969 die Durchführung der Flurbereinigung beschlossen, die Schlußfeststellung konnte 1983 erlassen werden. So läßt sich erklären, daß in Altkrautheim der Anstieg des Grünlandanteils bereits bei der Landwirtschaftszählung 1970 festzustellen ist.

Das Ackerland-Grünland-Verhältnis ist ein wichtiges Strukturmerkmal der Landwirtschaft. Während 1960 wie auch um 1839 ca. 80–90 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche Ackerland waren, schrumpfte dieser Anteil bis 1987 auf 60–75 % (vgl. Tab. 1). Hier zeigt sich die unterschiedliche Bedeutung der Landwirtschaft für die drei Dörfer darin, daß in Altkrautheim der geringste Anteil des Ackerlandes zu verzeichnen ist und der höchste Anteil in Oberginsbach; Unterginsbach übernimmt wieder eine Mittelposition. Die Zunahme des Grünlandanteils ist teilweise – wie bereits erwähnt – durch die Flurbereinigung bedingt. Vermutlich finden sich darunter aber auch Flächen, die aufgrund einer außerlandwirtschaftlichen Berufstätigkeit ihres Besitzers nur noch extensiv (z. B. als Streuobstwiese) genutzt werden. Ein steigender Grünlandanteil deutet außerdem auf eine Intensivierung der weiterbestehenden Landwirtschaftsbetriebe hin, und zwar weg von der traditionellen Selbstversorgerwirtschaft zu einer intensiven Viehproduktion, wobei jedoch die Bedeutung von Weideflächen durch moderne Betriebsstrukturen (Stallhaltung ohne Weidegang) abnimmt.

Ein weiteres Merkmal des Strukturwandels in der Landwirtschaft im Ginsbachtal ist die Veränderung der Bodennutzung, d.h. der angebauten Feldfrüchte (vgl. Tab. 2).

Während noch in den 1960er Jahren in den drei Gemeinden der »Getreide-Hackfruchtbau« dominant war, ist dort seit den 1970er Jahren »Getreide-Futterbau« zu verzeichnen. Der arbeitsintensive Hackfruchtbau, der zu einem großen Teil als Kartoffelanbau der Selbstversorgung diente, verliert also an Bedeutung. Dagegen breitet sich der »maschinenintensive« Getreidebau aus; der Anstieg des Futterbau-Anteils unterstreicht den Bedeutungszuwachs der Viehwirtschaft besonders in Oberginsbach. Hierbei ist auch anzumerken, daß in Altkrautheim und Unterginsbach der Viehbestand seit 1960 abgenommen hat, in Oberginsbach dagegen zunahm, was wiederum die Bedeutung und Intensität der Landwirtschaft dort unterstreicht. Heute wird auf den Ackerflächen im Ginsbachtal überwiegend Getreide angebaut (Futtergetreide, Braugerste), häufig auch (Futter-)Mais; außerdem Raps und nur noch stellenweise Hackfrüchte.

Tab. 2: Die Nutzung des Ackerlandes im Ginsbachtal

	Altkrautheim			Unterginsbach			Oberginsbach		
	Ge- treide	Hack- frucht	Futter- pflanzen	Ge- treide	Hack- frucht	Futter- pflanzen	Ge- treide	Hack- frucht	Futter- pflanzen
1960 ha	110	39	98	86	23	53	223	60	165
%	44,5	15,8	39,7	53,1	14,2	32,7	49,8	13,4	36,8
1971 ha	104	26	53	76	18	68	198	41	209
%	56,8	14,2	28,9	46,9	11,1	42,0	44,2	9,2	46,6
1987 ha	95	9	32	87	6	21	250	11	76
%	69,9	6,6	32,5	76,3	5,3	18,4	74,2	3,3	22,5

Quelle: Statistik von Baden-Württemberg, Gemeindestatistik 1960/61, Bd. 90, Teil 4, S. 32 ff.;
 Statistik von Baden-Württemberg, Gemeindestatistik 1970, Bd. 161, H. 4a, S. 39 f.;
 Statistik von Baden-Württemberg, Gemeindestatistik 1989, Bd. 400, H. 2, S. 72

Zwei weitere wichtige Aspekte des landwirtschaftlichen Strukturwandels sind der Rückgang der landwirtschaftlichen Betriebe insgesamt und die Veränderung in den landwirtschaftlichen Betriebsgrößenklassen. Betrachtet man die Zahlen der im Primärkataster aufgelisteten Wohn- und Ökonomiegebäude für die Landwirtschaft, so dürfte es um 1839 in Altkrautheim knapp 50 Landwirte gegeben haben, in Unterginsbach ca. 40 und in Oberginsbach etwa 64. Diese Zahlen haben sich bis 1960 nur wenig verändert, bis 1987 hat sich die Anzahl der Landwirte jedoch in allen drei Dörfern um etwa ein Drittel verringert. Bis Anfang der 1970er Jahre gab es in keinem der drei Dörfer einen landwirtschaftlichen Betrieb mit mehr als 20 ha landwirtschaftliche genutzter Fläche (LF). 1987 gab es in Altkrautheim 2 Betriebe mit 20–30 ha LF, in Unterginsbach 1 Betrieb mit mehr als 30 ha LF. In Oberginsbach waren es 1987 insgesamt 7 Betriebe mit mehr als 20 ha LF, davon 3 Betriebe mit mehr als 30 ha LF. Hierbei dürfte es sich vor allem um die Aussiedlerhöfe im Bereich der Hochfläche handeln.

In allen drei Gemeinden überwiegen Nebenerwerbsbetriebe mit weniger als 20 ha LF, in Altkrautheim und Unterginsbach sogar mit weniger als 10 ha LF. Die amtliche Statistik für 1987 zeigt, daß in Oberginsbach nur noch 8 Haupterwerbsbetriebe zu finden sind. In Unterginsbach sind es sogar nur noch 6 Betriebe mit überwiegend landwirtschaftlichem Einkommen, davon besitzen 5 Betriebe eine landwirtschaftlich genutzte Fläche von weniger als 10 ha. Möglicherweise handelt es sich hierbei um Höfe, die zwar zur Zeit noch bewirtschaftet werden, bei denen eine Betriebsübernahme in die nächste Generation jedoch nicht gesichert ist, so daß heute keine Aufstockungsmaßnahmen mehr durchgeführt werden.

Wir finden bei der Kartierung der Ackerflächen im Sommer 1989 auch einige Äcker, die offensichtlich erst kürzlich brachgefallen sind. Diese Flächen sind im Zusammenhang mit dem Flächenstilllegungsprogramm der Bundesregierung zu sehen, wobei im Hinblick auf landwirtschaftliche Überproduktion in der Europäischen Gemeinschaft die Stilllegung ehemals landwirtschaftlich genutzter Flächen

finanziell gefördert wird⁷. Große Bedeutung kommt bei der Stilllegung ehemals landwirtschaftlicher Flächen auch dem Natur- und Landschaftsschutz zu. So wurde in Krautheim das Modellvorhaben »Biotopvernetzungssystem« durchgeführt, wobei neben der Neuanlage von Feucht- und Seengebieten auch Maßnahmen zur Verbindung und Erhaltung bestehender Biotope durchgeführt wurden. So wurden auf ehemaligen Weinbergsflächen bereits zwei Naturschutzgebiete (Rautel und Brühl) ausgewiesen.

Die Strukturveränderungen in der Landwirtschaft zeigen sich am drastischsten im Bereich der Sonderkulturen wie Wein- und Obstbau. Waren 1839 noch 76 ha Weinberge im Ginsbachtal nachweisbar, so sind die südexponierten Hänge jetzt mit Trockenrasengesellschaften verschiedener Sukzessionsstufen bedeckt, wie z. B. im Naturschutzgebiet Rautel bei Unterginsbach. Andere Flächen werden heute – wie bereits erwähnt – von Neubaugebieten oder auch von Obstwiesen eingenommen. Die Weinbauflächen des Ginsbachtals waren trotz der heute noch zu erkennenden Terrassierung steil, trocken und brachten einen Wein von nur mittelmäßiger Qualität hervor, der keinen überregionalen Ruf erlangte⁸. Bei der allgemeinen Abnahme der Nachfrage nach Wein, die schon kurz nach dem 30jährigen Krieg einsetzte, wurden gerade solche ungünstigen Standorte aus der Nutzung genommen⁹. 1880 wurden im Ginsbachtal noch 73 ha mit einem Durchschnittsertrag von ca. 6 hl/ha und den Hauptsorten Gutedel und Österreicher angebaut. Am Ende des 19. Jahrhunderts traten verstärkt überregionale Qualitätsweine und der von Pfarrer F. Mayer in der Region propagierte Mostbau als Konkurrenten auf, die entstehende Industrie bot zudem gerade den von witterungsbedingten Ertragsschwankungen sehr abhängigen Weinbauern alternative Arbeitsplätze. 1939 wurden zwar alle drei Gemeinden noch als Weinbaugemeinden geführt, hatten allerdings nur noch je einen ha Rebfläche aufzuweisen¹⁰, die bis 1972, außer einigen Parzellen in Altkrautheim, verschwunden waren¹¹. Ebenfalls stark verändert hat sich der Obstbau, der sich noch 1839 ringförmig um die Ortschaften legte und große Teile der nordexponierten Hänge einnahm. Bei abnehmender Mostnachfrage wurden die Flächen bei der Ortserweiterung überbaut oder durch vom Weinbau frei werdende Flächen auf der gegenüberliegenden Talseite ersetzt und aufgeforstet. Hinzu kam, daß es sich bei einem Großteil der Bäume um minderwertige oder gar unveredelte Qualitäten handelte, die auf nicht mehr benötigten extensiven Weiden standen. Generell wurden in Deutschland bei der Umstrukturierung von arbeitsintensiven Hochstämmen zu maschinell bearbeitbaren Kurzstämmen große Flächen nicht mehr genutzt.

7 Broschüre »Flächenstilllegung-Extensivierung – Neue Wege in der EG«, hrsg. v. Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Referat Öffentlichkeitsarbeit, Bonn 1989.

8 Beschreibung des Oberamtes Künzelsau. Doppelband I/II. Hrsg. v. dem königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1883 (Nachdruck: Magstadt 1968).

9 *Bassermann-Jordan, F.v.*: Geschichte des Weinbaus. Bd. I + II, Neustadt/Weinstraße 1975

10 *Schröder, K.-H.*: Weinbau und Siedlung in Württemberg. Forschungen zur deutschen Landeskunde, Bd. 73, Bonn 1953, Karte 6 und 8.

11 Topographischer Atlas Baden-Württemberg. Hrsg. v. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Neumünster 1979, S. 127.

Die Landwirtschaft im Ginsbachtal unterliegt besonders seit den letzten Jahrzehnten einem enormen Strukturwandel. Wie auch in anderen Regionen führt mangelnde Rentabilität zu Höfesterben und verbreitetem Nebenerwerb. Doch lassen sich selbst in einem so kleinräumigen Gebiet wie dem Ginsbachtal räumliche Differenzierungen erkennen. In der Nähe klein- und mittelstädtischer Zentren und bei geringer Verfügbarkeit landwirtschaftlicher Nutzflächen, ist der Rückzug der Bevölkerung aus der Landwirtschaft schon wesentlich weiter fortgeschritten, als im oberen Bereich des Tales, wo die Bedingungen für eine landwirtschaftliche Produktion sehr viel günstiger sind.

Doch selbst dort, auf den flurbereinigten, maschinengerechten Ackerflächen des Hochplateaus sind im Sommer 1989 bei der Flurkartierung einige kürzlich brachgefallene Felder zu finden, die im Rahmen des Flächenstillegungsprogramms von Bund und Ländern gegen Prämie nicht mehr bewirtschaftet werden.

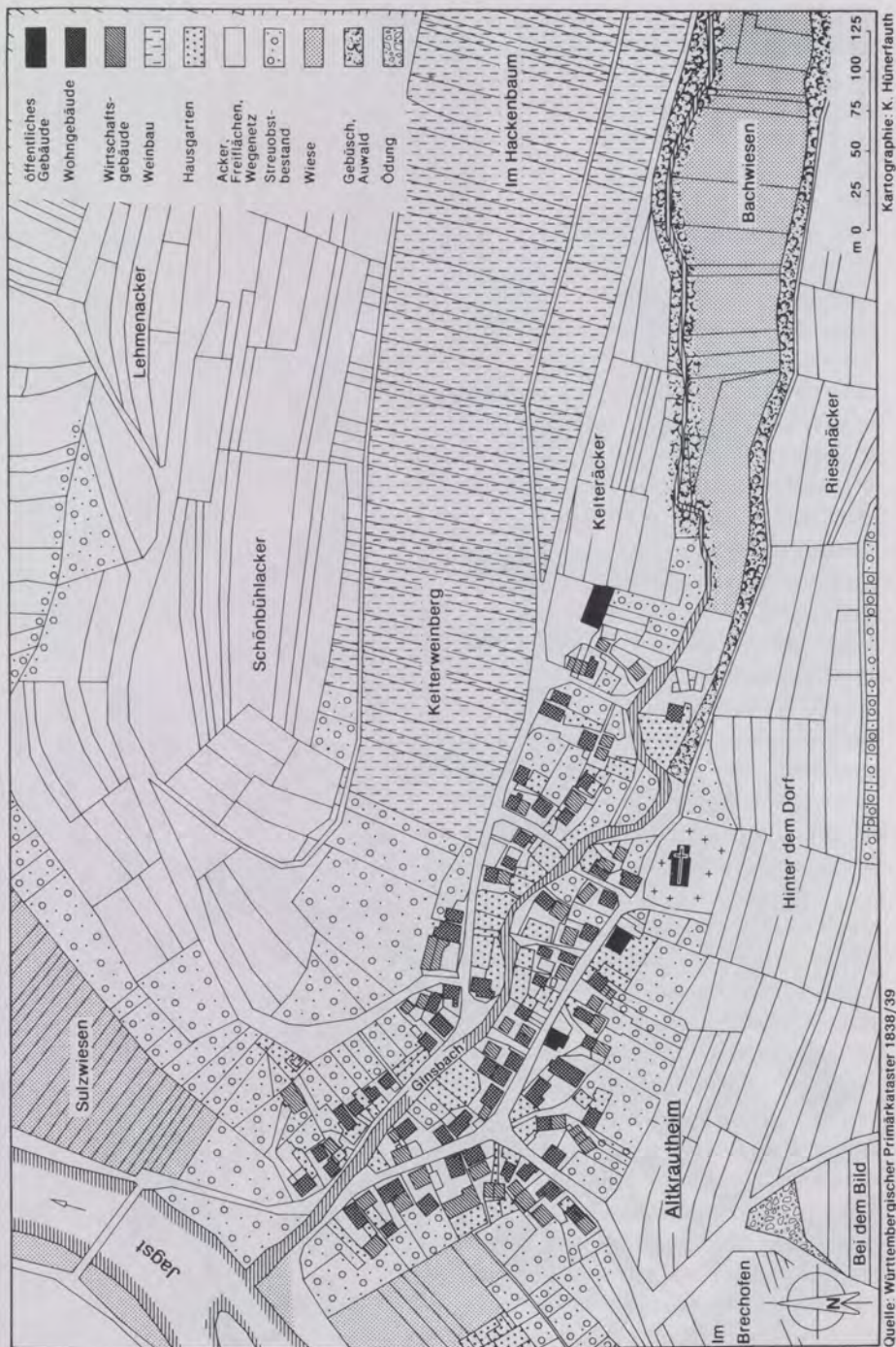
Allerdings bieten die ökonomischen Probleme des Raumes ungeahnte ökologische Chancen für Natur- und Landschaftsschutz. So wurde im Untersuchungsraum das Pilotprojekt »Biotopverbundsystem Krauthcim« durchgeführt¹². Die Ausräumung der Landschaft durch Beseitigung von Steinriegeln und Buschgruppen wurde gestoppt und teilweise rückgängig gemacht, um Trittsteine im bestehenden und erweiterten Biotopnetz zu erhalten. Durch Ausweisung von Naturschutzgebieten und den Einsatz von freiwilligen Pflgetrupps soll eine Weiterentwicklung der Brachflächen zu einer artenarmen Waldgesellschaft verhindert und die Artenvielfalt der Trockenrasengesellschaften erhalten bleiben.

Es bleibt zu hoffen, daß in Zukunft auch diese Nutzungsformen, die nicht an Gelderträgen zu messen sind, verstärkte Akzeptanz finden.

Die Siedlungsentwicklung im Ginsbachtal

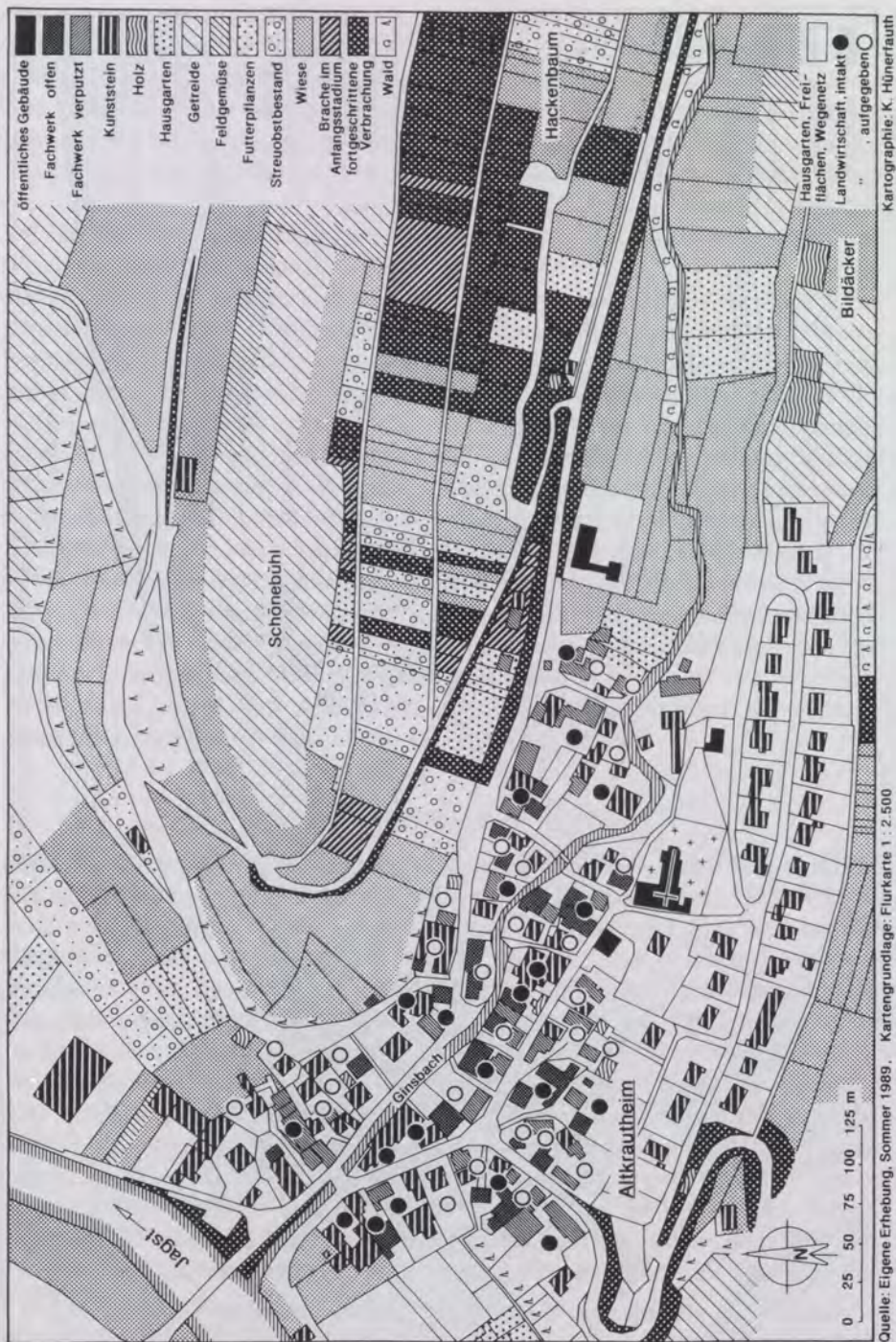
Wollte man die jüngere Siedlungsentwicklung der drei Gemeinden Altkrauthcim, Unterginsbach und Oberginsbach periodisieren, so ließen sich zwei Zeitabschnitte unterscheiden, nämlich den von 1838/39 bis ca. 1960, und von 1960 bis zur Gegenwart. Auf den ersten Blick mag es unverständlich erscheinen, in zwei dermaßen ungleiche Zeitabschnitte zu unterscheiden. Der Grund liegt jedoch darin, daß sich zwischen 1838/39 und ca. 1960 in allen drei Dörfern sehr wenig verändert hat. Grund- und Aufrißstrukturen blieben im Verlauf von 120 Jahren weitgehend unverändert; erst vor 30 Jahren hielten Innovationen ihren Einzug. Der Vergleich alter und neuer Katasterkarten (Karte 1 und Karte 2) zeigt, daß die ehemaligen Weinbauhänge eine wirksame topographische Barriere für die Siedlungsausbreitung darstellten. Die Ortsgrenzen von 1838/39 und 1989 sind diesbezüglich nahezu identisch. Lediglich in Unterginsbach, wo im ansteigenden Talverlauf die früheren Weinbauhänge abflachen, eignete sich der unterste Teil des Hanges für Dorferweiterungen. Lange wurde eine Bebauung im Überschwem-

¹² Vgl. Landsiedlung Baden-Württemberg GmbH, Stuttgart: Biotopverbundsystem Krauthcim, – Modellvorhaben –, 1986.



Karte 1 Altkrauthaim – Flächennutzung 1839

Quelle: Württembergischer Primärkataster 1838/39



mungsbereich des Ginsbaches vermieden. Die Urkatasterkarte weist in Altkrautheim Baulücken entlang des Ginsbaches auf. Ähnliches trifft auch für Unterginsbach zu, dessen Ortskern eher in Richtung Märzenbachtal lag. An der Straße, die in Unterginsbach unmittelbar entlang des Baches verläuft, standen vor 150 Jahren nur einige wenige Häuser.

In Oberginsbach sieht die Lage etwas anders aus. Zum einen hat das Tal hier aufgrund der höheren Lage ein homogeneres Profil; der Gegensatz zwischen steil abfallenden und sanft ansteigenden Hängen kommt kaum noch zum Tragen, bzw. verschwindet ganz. Die Bebauung reichte schon 1838 bis unmittelbar an den Bachlauf, was darauf zurückzuführen ist, daß einerseits die Hochwassergefahr hier am Oberlauf geringer oder nicht vorhanden war und andererseits die Talsohle enger als in Altkrautheim ist. Von den topographischen Voraussetzungen her hatten also Oberginsbach und Altkrautheim die günstigeren Wachstumsmöglichkeiten. Altkrautheim verfügt über eine breite Talmündung mit sanft ansteigenden Hängen im Südwesten, die sich gut zur Bebauung eignen. Oberginsbach liegt am Talauslauf in die Hochfläche, hätte also über genügend Raum zur Ortserweiterung verfügt. Die landwirtschaftlich nutzbare Gemarkungsfläche, gerade im letzten Jahrhundert unabdingbare Voraussetzung für die Größe einer Gemeinde, ist in Unterginsbach im Vergleich zu Altkrautheim und Oberginsbach wesentlich kleiner. Es ist also durchaus logisch, daß Unterginsbach von den drei Dörfern immer das kleinste gewesen ist. Daß von den Siedlungserweiterungen der vergangenen dreißig Jahre in erster Linie Altkrautheim und weniger Oberginsbach betroffen ist, hat wirtschaftliche Gründe und mit topographischen Gegebenheiten nichts zu tun. Den Betrachtungszeitraum zwischen 1838 und dem Zweiten Weltkrieg kann man auch als eine Zeitspanne der Stagnation betrachten, die eher von Bevölkerungsrückgängen, als von Zuwächsen geprägt ist. Die gesamte Region Franken und Hohenlohe kann im Betrachtungszeitraum als Abwanderungsgebiet bezeichnet werden. Es ist nicht überraschend, daß bei unveränderter Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur sich auch das Siedlungsbild nach über 100 Jahren in gleicher Form präsentierte.

Tatsächlich ähneln die Größenverhältnisse von 1838 den heutigen. Altkrautheim und Oberginsbach waren in etwa gleich groß. In Oberginsbach dürfte jedoch der ländliche Charakter stärker zum Ausdruck gekommen sein als in Altkrautheim, das laut Urkataster außer den landwirtschaftlichen Betrieben ein Gewerbe- und Handelshaus, ein Waschhaus, eine Mühle und einen Schreiner beheimatete. In Oberginsbach fehlten derlei Einrichtungen, dafür ist die Gebäudezahl mit landwirtschaftlicher Nutzung entsprechend größer. Darüberhinaus scheint Altkrautheim auch die reichste Gemeinde im Ginsbachtal gewesen zu sein, verfügte sie, vom Rathaus und der Kirche abgesehen, über eine Kapelle, ein Schulhaus und ein Armenhaus. Oberginsbach mußte da mit seinen kommunalen Einrichtungen schon deutlich kürzer treten und wartete lediglich mit einer Kirche und einem Schulhaus auf. Die Siedlungsfläche von Unterginsbach war im 19. Jahrhundert etwas mehr als halb so groß wie die der beiden anderen Ginsbachtalgemeinden, verfügte aber erstaunlicherweise über ein Schulhaus und ein Rathaus, während die

Kirche fehlt. Eine weitere Differenzierung der Gebäudenutzung liegt im Urkataster nicht vor. Evident ist lediglich das recht ausgewogene Verhältnis von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, was darauf schließen läßt, daß Unterginsbach rein bäuerlich geprägt war.

Dorferweiterungen fanden bis 1960 lediglich insofern statt, als an marginalen Punkten einzelne Gebäude neu entstanden, was die bisherige Dorfstruktur jedoch keineswegs änderte. Auf der Katasterkarte von 1838 fallen viele Baulücken im Ortskern in Form baumbestückter Wiesen auf; neue Karten weisen diese Flächen als überbaut aus. Die Erfassung des Baubestandes im Sommer 1989 zeigte, daß es sich hierbei um Erweiterungen bestehender Gehöfte handelt, bzw. um den Abriß alter Höfe, die in der Zwischenzeit auf der gleichen Parzelle in veränderter Form neu entstanden sind. Soweit das heute noch rekonstruierbar ist, setzte sich der Hofbestand der drei Ginsbachtalgemeinden vorwiegend aus gestelzten Seldnerhäusern, sowie aus kleinen Zwei- und Dreiseitgehöften zusammen. Die Erwerbsverhältnisse im nördlichsten Teil Württembergs waren sehr karg und spiegelten sich in armseligen Gehöften wieder. Große, repräsentative Bauernhäuser, wie sie im Hohenloher Freilandmuseum von Wackershofen bei Schwäbisch Hall zu besichtigen sind, haben im Ginsbachtal nie existiert.

Zum besseren Verständnis sei angemerkt, daß es sich bei einem Einhaus im Seldnerhausformat um ein Gebäude handelt, das vertikal in zwei Hälften unterteilt ist. Die eine Hälfte, die über zwei Etagen reicht, wurde als Scheune benutzt, in der anderen Gebäudehälfte war der Viehstall (EG) und die Wohnung (1. OG) untergebracht. Die Kleinbauern, die in solchen Häusern lebten, rekrutierten sich überwiegend aus ehemaligen Tagelöhnern, die ein Stück eigenes Land bewirtschafteten, sich aber darüber hinaus weiterhin beim Großbauern verdingen mußten, um ihre Existenz zu sichern. In Württemberg wurden diese ehemaligen Tagelöhner Seldner genannt. Zweiseitgehöfte bestehen aus zwei rechtwinklig zueinander liegenden Gebäuden, wobei in der Regel das zur Straße liegende gestelzte Gebäude die Wohnung und die Stallungen beherbergt und das zweite Gebäude die Scheune beinhaltet.

Die Unterscheidung von zwei sehr ungleichen Zeitabschnitten der Siedlungsentwicklung im Ginsbachtal (1838–1960 und 1960–1989) ist in der Weise zu verstehen, daß Veränderungsprozesse durch fließende Übergänge gekennzeichnet sind, also nicht abrupt beginnen und enden. Darüber hinaus sollte bedacht werden, daß flächendeckende Prozesse oft mit regionalen Zeitverschiebungen vonstatten gehen. Die Grenze des ersten Abschnittes in der Siedlungsentwicklung der Gemeinden Altkrautheim, Unterginsbach und Oberginsbach, die in das Jahr 1960 gelegt wurde, gilt demnach ausschließlich für das untersuchte Gebiet. In Nachbarregionen, die ähnliche oder gleiche Entwicklungen aufweisen, mag die Periodisierung anders ausschauen. Das Jahr 1960 wurde deshalb als zeitliche Grenze gewählt, da auf zeitgenössischen Fotos noch nichts von den markanten Siedlungserweiterungen der kommenden Jahrzehnte zu erkennen ist. Dies scheint auch deshalb



Abb. 1: Einhaus in Oberginsbach



Abb. 2: Dreiseitgehöft in Altkrautheim. Das gestelzte Einhaus beherbergt im gemauerten Erdgeschoß zwei Ställe mit separaten Zugängen. Der Wohnteil im ersten Geschoß ist eine Fachwerkskonstruktion, die sich unter dem Verputz verbirgt. Die Scheune in der Mitte und das Wirtschaftsgebäude auf der rechten Seite stellen eine spätere Erweiterung des Gehöfts dar. Dieses Anwesen mit dem gestelzten Einhaus als Ausgangsform kann als typisches Bauerngehöft im Ginsbachtal bezeichnet werden.

plausibel, da nach dem Zweiten Weltkrieg Veränderungen im ländlichen Siedlungsgefüge erst mit einer mehr als zehnjährigen Verzögerung eintraten.

Die Katasterkarte von 1989 weist in Altkrautheim und in Unterginsbach Neubaugebiete aus, deren Parzellen sich durch die regelmäßige Grundrißstruktur und die großen Flächen vom alten Ortskern deutlich absetzen. Es ist ersichtlich, daß dies keine gewachsenen Ortsteile sein können. Sehr aufschlußreich ist ein Flächenvergleich in Altkrautheim zwischen dem alten Ortsteil und dem Neubaugebiet, dessen Fläche das übrige Dorf zu ca. 75–80 % überspannt. In Zahlen ausgedrückt heißt das, daß auf gleicher Grundfläche im Neubaugebiet 31 Häuser stehen und im übrigen Dorf 93. Läßt man die Wirtschaftsgebäude unberücksichtigt, so relativiert sich das Verhältnis zu 41 Wohngebäuden im alten Ort und 29 Wohngebäuden im Neubaugebiet. Diese Entwicklung schaffte in den ländlichen Regionen des Hohenlohekreises eine durchschnittliche Einwohnerdichte von 30 Einw./ha, wobei dieser Wert im Ginsbachtal deutlich unterschritten werden dürfte. Was Katasterkarten nicht zu entnehmen ist, sind ständig fallende Belegungsdichten der Wohnungen. So fiel die durchschnittliche Belegungsdichte von 3,5 Einwohner je Wohneinheit im Jahre 1968 auf 2,4 Einwohner 1985¹³. Die Großfamilie ist auch in rein bäuerlich geprägten Regionen auf dem Rückzug, der Trend zu kleineren Haushalten ist auch hier feststellbar.

In Oberginsbach fällt auf, daß das Neubaugebiet sehr klein ist (11 Häuser) und sich schon fast harmonisch in das Ortsbild einfügt und dem Betrachter der Katasterkarte nicht sofort als »Trabant« ins Auge springt, wie das in Altkrautheim und Unterginsbach der Fall ist. Wirtschaftliche Entwicklung und regionale Umstrukturierungen im Hohenlohekreis während der vergangenen drei Jahrzehnte beeinflussten langfristig auch das Gefüge kleiner, ländlicher Siedlungen. Die gesamte Region Hohenlohe ist ein typisches Abwanderungsgebiet, das über einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren in wirtschaftlicher Stagnation verharnte und in den 60er Jahren einen bescheidenen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, der sich zunächst auf die Kleinstädte Öhringen, Künzelsau, Schwäbisch-Hall und Crailsheim konzentrierte. Den sprunghaften Bevölkerungszunahmen in den Kleinstädten standen Abwanderungen im Hinterland gegenüber. Die drei Gemeinden Altkrautheim, Unterginsbach und Oberginsbach liegen in unmittelbarer Nähe der Stadt Krautheim, die im Begriff ist, sich zu einem regionalen Wirtschaftszentrum im Bereich des Jagsttales zu entwickeln. Die Einwohnerzahlen bestätigen diesen Trend, denn während die Ginsbachtalgemeinden zwischen 1939 und 1989 ihre Einwohnerzahl ungefähr halten konnten, verzeichnete Krautheim im gleichen Zeitraum einen Zuwachs von 231 % (einschließlich der Eingemeindungen im Zuge der Gemeindegebietsreform).

Die Bausubstanz der drei Ginsbachtalgemeinden ergibt ein differenziertes Bild. Die Untersuchung im Jahre 1989 konzentrierte sich auf die Erfassung des Bauma-

13 Informationen Region Franken Bd. 6. Hrsg. v. Regionalverband Franken. Heilbronn 1987.

Tab. 3: *Einwohnerzahlen*

	Krautheim	Altkrautheim	Unterginsbach	Oberginsbach
1900	–	324	211	362
1933	–	331	212	333
1939	769	308	204	318
1950	1074	412	247	418
1961	1681	366	184	318
1981	1547	395	231	303
1989	1777	399	221	309

– fehlende Angaben

Tab. 4: *Gebäudebestand*

	Altkrautheim			Unterginsbach			Oberginsbach		
	1839	1961	1989	1839	1961	1989	1839	1961	1989
Wohngebäude	61	66	121	40	42	84	65	59	80
Wirtschaftsgebäude	49	77	105	33	46	55	64	63	115
Summe	110	143	226	73	88	139	129	122	195

Quellen für Tab. 3 und Tab. 4:

- Württembergischer Primärkataster von 1838/39
- Einwohnermeldeamt Krautheim
- Informationen Region Franken, Bd. 6. Hrsg. v. Regionalverband Franken. Heilbronn 1987. S. 14
- Landkreis Künzelsau. Die Stadt- und Landkreise Baden Württembergs in Wort und Zahl, Heft 35. Hrsg. v. Innenministerium und Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg. S. 26f
- Landkreis Buchen. Die Stadt- und Landkreise Baden-Württembergs in Wort und Zahl, Heft 7. Hrsg. v. Innenministerium und Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg. S. 20
- Theiss, K./Baumhauer, H. (Hg.): Der Kreis Künzelsau. Aalen 1965. S. 220f.

terials, des Bauzustandes und die Gebäudenutzung. Ein vergleichsweise einheitliches Bild lieferte die Untersuchung des Baumaterials. In allen drei Dörfern überwiegen in einem annähernd ausgewogenen Verhältnis Fachwerk- und Kunststeinhäuser. Auf den ersten Blick scheint diese Aussage recht unglaubwürdig, denn Fachwerkbauten prägen in keinem Dorf das Ortsbild. Eine genauere Untersuchung der Häuser ergab, daß der überwiegende Teil der Fachwerkhäuser mit einem Verputz versehen war. In Altkrautheim und in Unterginsbach wiesen ca. zwei Drittel und in Oberginsbach ungefähr die Hälfte aller Fachwerkhäuser eine verputzte Fassade auf. Die Identifizierung verputzter Fachwerkfassaden ist relativ einfach anhand gewölbter oder gebogener Fassaden, an Balken, deren Konturen sich unter dem Verputz abzeichnen oder an Endspitzen tragender Balken an den Giebelseiten eines Hauses. In Altkrautheim existieren noch zahlreiche alte Gehöfte wo lediglich die Straßenseiten verputzt wurden und die rückwärtigen Fronten offen liegen. Der hohe Anteil verputzter Fachwerkhäuser läßt sich auf das Imitieren städtischer Gepflogenheiten zurückführen. Im Zeitalter des Absolutismus traten gemauerte Häuser an die Stelle der Fachwerkbauten. Für diese Veränderungen waren zunächst Brandschutzvorschriften verantwortlich, aber schon bald galten gemauerte Häuser als urbanes

Element, das auch das Wohlhaben seines Eigentümers dokumentierte. Dem Fachwerk haftete dagegen das Image ländlicher Rückständigkeit an, was viele Dörfner veranlaßte, ihre Fachwerkhäuser mit einem Verputz zu versehen.

Bei gemauerten Häusern handelt es sich fast ausnahmslos um jüngere Bauten, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind. Grundsätzlich muß man zwischen Kunststein und Naturstein unterscheiden. Häuser aus Kunststein entstanden in den drei Ginsbachtalgemeinden überwiegend im Laufe der letzten dreißig Jahre. Die in der Karte ausgewiesenen Kunststeinhäuser gehören bis auf die wenigen Neubauten im Ortskern zu dem Neubaugebiet, das nach 1960 in Altkrautheim entstanden ist. In den Ginsbachtalgemeinden erreichte der Anteil der Kunststeingebäude 1989 fast die Hälfte des gesamten Gebäudebestandes (Altkrautheim: 49 %, Unterginsbach: 44 %, Oberginsbach: 43 %). In einem krassen Gegensatz steht der geringe Anteil der Häuser aus Naturstein. In allen drei Gemeinden existierten lediglich zehn Gebäude, die vollständig aus Natursteinen gemauert waren und deren Entstehung bereits in das 19. Jahrhundert datiert werden muß. Die sparsame Verwendung von Natursteinen hatte wirtschaftliche Gründe, denn der Naturstein war für Bauern aus dem Ginsbachtal viel zu teuer, um ein ganzes Haus damit mauern zu können. In der Regel wurde ein Sockel, in dem sich die Ställe befanden, mit Natursteinen gemauert und der aufgesetzte Wohnteil aus Fachwerk errichtet. Natursteinhäuser sind im Ginsbachtal eine Ausnahme, denn im Regelfall konnten sich oft nur kirchliche Institutionen ein derartiges Baumaterial leisten.

Tabelle 5 weist für Altkrautheim einen recht hohen Bestand alter Gebäude aus, die sich 1989 in einem schlechten Bauzustand befanden (30 %). Genau das Gegenteil trifft für Oberginsbach zu, wo sich 32 % des alten Gebäudebestands in einem guten



Abb. 3: Pfarrhaus in Oberginsbach

Originalzustand befindet. Die unterschiedliche Qualität der Bausubstanz steht in Zusammenhang mit der Gebäudenutzung. In Altkrautheim ist der Anteil der ehemals landwirtschaftlich genutzten Anwesen mit 55 % erheblich größer als in Oberginsbach, wo der Anteil der intakten landwirtschaftlichen Betriebe mit 61 % am höchsten liegt. Ein weiterer Grund ist die unterschiedliche Bebauungsdichte in Altkrautheim und in Oberginsbach. Im Ortskern von Altkrautheim wurde in einigen Fällen ein neues Wohnhaus auf dem Anwesen errichtet, ohne das alte Gebäude abzureißen, da genügend Platz vorhanden war. Die alten Gebäude werden i. d. R. als Wirtschaftsgebäude genutzt oder stehen leer, erfahren aber keinerlei Instandhaltungsmaßnahmen und sind zusehends dem Verfall preisgegeben. In Oberginsbach ist schon aufgrund des wesentlich dichteren Ortskerns eine Beseitigung ungenutzter Bausubstanz erforderlich; leerstehende und verfallene Gebäude findet man hier kaum.

Tab. 5: Gebäudezustand und Gebäudenutzung 1989

	Altkrautheim		Unterginsbach		Oberginsbach	
	absolut	%	absolut	%	absolut	%
Bauzustand						
Neubau	48	21	27	19	26	13
guter Originalzustand	43	19	32	23	62	32
schlechter Originalzustand	67	30	25	18	25	13
Teilrenoviert	46	20	21	15	48	25
Renoviert	17	8	28	20	22	11
Restauriert	5	2	–	–	1	0,5
landwirtschaftliche Betriebe						
intakt	26	45	18	41	28	61
aufgegeben	32	55	26	59	18	39

Quelle: Eigene Erhebung

Die Begriffe »Renoviert« und »Restauriert« unterscheiden sich insofern, als man von einer Restaurierung nur dann sprechen kann, wenn das Gebäude einer grundlegenden äußeren und inneren Erneuerung unterzogen wurde. Renovierungen umfassen dagegen nur Maßnahmen, die der äußeren Aufwertung dienen. Da Restaurierungen meist die Kosten eines Neubaus erheblich übersteigen, sind solche Maßnahmen im ländlichen Bereich traditionell selten anzutreffen. Die Erhebungen im Ginsbachtal zeigten, daß der weitaus größere Teil alter Gebäude sich in einem teilrenovierten Zustand befindet. Die Bewohner dieser Häuser in Oberginsbach und Altkrautheim sind überwiegend noch in der Landwirtschaft tätig oder betreiben diese zumindest im Nebenerwerb und sind schon aus wirtschaftlichen Gründen selten in der Lage, umfassende Instandsetzungsarbeiten an ihren Anwesen durchzuführen. Es kann angenommen werden, daß solche Häuser Zug um Zug in Eigenleistung renoviert werden. Unterginsbach unterscheidet sich hinsichtlich seiner Bewohnerstrukturen; hier ist der Anteil der aufgegebenen landwirtschaftlichen Betriebe mit 59 % am höchsten. Auch der vergleichsweise hohe Anteil renovierter Gebäude (20 %) und das im Verhältnis zum alten Ortskern

große Neubaugebiet läßt das bäuerliche Gepräge dort im Vergleich zu Altkrautheim und zu Oberginsbach stark in den Hintergrund treten.

Abbildung 4 verdeutlicht den baulichen Werdegang eines ehemaligen Bauernhauses in Unterginsbach: Die Ausgangsform war ein gestelztes Einhaus ohne Giebel. Das gemauerte Erdgeschoß, das mit einem Anstrich versehen wurde, beherbergte früher Stallungen, die heute als Kellerräume dienen. Die zwei Kellertüren verraten, daß es sich hier um ein recht kleines Anwesen handelte. Große gestelzte Bauernhäuser in der Hohenlohe weisen bis zu sieben Türen im Erdgeschoß auf und dokumentierten schon nach außen den Wohlstand des Bauern, der über einen reichen Besitz an Vieh verfügte. Der Wohnaufbau des Hauses ist aus Fachwerk, das in diesem Fall unter einer sehr sorgfältig verputzten Fassade verdeckt wurde. Zu erkennen ist das Fachwerk an einem Absatz zwischen Erdgeschoß und dem ersten Obergeschoß. Die Fassadenflächen der Stirnseite und der Rückseite weisen die für Fachwerkfassaden typische Wölbungen auf. Seine erste Erweiterung erfuhr das Haus in Form eines Zwerchgiebels, eine in Württemberg häufig praktizierte Hauserweiterung im 19. Jahrhundert. Die letzte Stufe der Hauserweiterung stellt der Anbau an der linken Hausseite mit der Doppelgarage im Erdgeschoß dar.

Die Veränderungen in der Landwirtschaft sind am Siedlungsbild der drei Ginsbachtalgemeinden nicht spurlos vorübergegangen. Es wurde bereits erwähnt, daß das Siedlungsgefüge von Oberginsbach im Gegensatz zu Unterginsbach heute noch am stärksten von der Landwirtschaft geprägt ist. Im Vergleich zu diesen beiden Gemeinden fallen in Altkrautheim Gewerbeansiedlungen auf, die in Ober- und Unterginsbach fast fehlen.



Abb. 4: Renoviertes Fachwerkhäus in Unterginsbach

Tab. 6: *Gewerbebetriebe im Ginsbachtal 1989*

	Altkrautheim	Unterginsbach	Oberginsbach
Heizung/Installation/Sanitär	1		1
Schreiner	2	1	
Maler	1		
Lebensmittel/Getränke	3	1	1
Gastronomie	3	1	1
Landhandel			3
Spedition/Fahrzeuge	7		

Quelle: Eigene Erhebung

Altkrautheim wird als Standort für Gewerbebetriebe schon deshalb bevorzugt, weil es räumlich am nächsten zu Krautheim liegt. Trotz dieser Nähe weisen Krautheim und Altkrautheim einen völlig unterschiedlichen Charakter auf. Im Gegensatz zu Krautheim trägt Altkrautheim die Züge eines peripher gelegenen Bauerndorfes, das typische strukturelle Probleme (z. B. wachsende Abwanderungsquote der Erwerbstätigen) nicht verleugnen kann. Die einzige und zugleich größte Firma in Altkrautheim ist eine Spedition, für deren Standortentscheidung die Nähe zum Krautheimer Industriegebiet und der vorhandene Boden ausschlaggebend gewesen sein dürfte. Bei den übrigen Gewerbebetrieben handelt es sich ausnahmslos um kleinere Handwerksbetriebe, deren Betätigungsfeld eher im Jagsttal als im Ginsbachtal zu suchen ist. Man kann davon ausgehen, daß bei fehlender Gewerbeansiedlung in Krautheim auch die Bautätigkeit in Altkrautheim während der letzten zwanzig Jahre nicht das heutige Maß erlangt hätte. Kleine Einzelhandelsgeschäfte für den kurzfristigen Bedarf (z. B. Lebensmittelgeschäfte) existierten früher in jedem der drei Orte, waren aber der Konkurrenz der Supermärkte in der näheren und weiteren Umgebung nicht mehr gewachsen und mußten geschlossen werden. Es entstand auch im Ginsbachtal die für ländliche Regionen typische Situation, daß außer der Gastronomie vor Ort keinerlei Versorgungsmöglichkeiten mehr vorhanden sind.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Siedlungsentwicklung der drei Ginsbachtalgemeinden Altkrautheim, Unterginsbach und Oberginsbach sich in zwei Abschnitte gliedern läßt: Die Zeit zwischen 1838/39–1960 und der verbleibende Zeitraum zwischen 1960–1989. Der Württembergische Urkataster von 1838/39 ermöglicht eine sehr genaue Rekonstruktion des Siedlungsgefüges im 19. Jahrhundert. Alle drei Ginsbachtalgemeinden hatten ein rein bäuerliches Gepräge, die kargen Ertragsverhältnisse spiegelten sich in einer ärmlichen Bebauung wieder. Große Gehöfte mit stattlichen Gebäuden haben im Ginsbachtal nie existiert. Dieser Zustand blieb bis ungefähr zum Jahre 1960 erhalten. Während einer Zeitspanne von 120 Jahren erfuhren die Ginsbachtalgemeinden geringe bauliche Veränderungen. Gesellschaftliche, technische und politische Ereignisse gingen am Ginsbachtal lange Zeit spurlos vorüber. Weder die industrielle Revolution des

19. Jahrhunderts, noch die Weltkriege des 20. Jahrhunderts wirkten sich auf das Siedlungsbild im Ginsbachtal aus. Erst der wirtschaftliche Aufstieg in Nachkriegsdeutschland brachte auch tiefgreifende Änderungen im Siedlungsgefüge des Ginsbachtals. Prosperierende Industriebetriebe in den Kleinstädten der Umgebung, wachsender Wohlstand und die Mobilität der Bevölkerung und Suburbanisierungserscheinungen, die in zunehmendem Maße auch entlegenere Regionen erfaßten, begannen in den 60er Jahren tradierte dörfliche Strukturen aufzulösen. Der steigende Wohlstand versetzte viele Einwohner in die Lage, alte Gebäude abzureißen und durch einen Neubau zu ersetzen. Vergleiche mit 30 Jahre alten Aufnahmen zeigen, daß gerade im Ortskern alte Bausubstanz seit 1960 ersetzt wurde. Suburbanisationsprozesse begannen während der 60er Jahre auch zunehmend entlegenere ländliche Regionen zu erfassen, denn die für städtische Verhältnisse extrem niedrigen Bodenpreise machten auch größere Distanzen zwischen Wohnort und Arbeitsplatz akzeptabel.

Altkrautheim, Unterginsbach und Oberginsbach präsentieren sich 1989 in einer Umstrukturierungsphase, die derzeit noch nicht abgeschlossen ist. Die rückläufige Beschäftigungsquote in der Landwirtschaft wird sich fortsetzen, schon heute ist der Anteil der Haupterwerbsbetriebe sehr gering und die Zukunftsprognosen für die Nebenerwerbsbetriebe werden von Betroffenen äußerst pessimistisch dargestellt. Der Vergleich der drei Ginsbachtalgemeinden zeigt, daß Oberginsbach sein bäuerliches Gepräge am besten erhalten hat. Das Neubaugebiet ist im Vergleich zu den anderen beiden Gemeinden sehr klein und fügt sich fast harmonisch in das Ortsbild ein.

Eher das Gegenteil ist in Unterginsbach der Fall; hier scheint die Landwirtschaft schon länger auf dem Rückzug zu sein. Unterginsbach ist die Gemeinde im Ginsbachtal mit der geringsten landwirtschaftlichen Nutzfläche und dem höchsten Anteil an bewaldeter Fläche. An diesen Proportionen hat sich in allen drei Dörfern seit dem 19. Jahrhundert wenig geändert. In Unterginsbach dominiert die Wohnfunktion, der Anteil der Neubauten an der gesamten Bausubstanz ist verhältnismäßig groß, landwirtschaftlich intakte Betriebe sind nur partiell zu finden. In Unterginsbach lassen sich Neubauten mit historisierenden Fassaden (Fachwerkimitation) finden, ein typisch städtisches Stilelement, das man immer häufiger auch im ländlichen Raum antrifft.

In Altkrautheim tritt der rurale Charakter stärker hervor. Die Umbruchssituation der landwirtschaftlich intakten Betriebe fällt im Vergleich zu Unterginsbach sofort auf, auch die relativ hohe Zahl der Dienstleistungsbetriebe und die Größe des Neubaugebiets unterscheiden Altkrautheim von den anderen beiden Gemeinden. In Altkrautheim treten Gegensätze besonders deutlich zu Tage: Zwischen dem Neubau eines Bürogebäudes, der Lagerhalle einer Spedition und der Wartungshalle eines Busunternehmers finden sich abbruchreife Ställe und Scheunen landwirtschaftlicher Anwesen, neu errichtete Wohnhäuser und leerstehende Wirtschaftsgebäude ehemaliger Landwirte.

Johann Friedrich Wilhelm Widenmann (1764–1798) und Max Hermann Bauer (1844–1917)

Das Leben und die Bedeutung der beiden Mineralogen

VON KLAUS BAUER

Einleitung

Das kurze und tatenreiche Leben des Johann Friedrich Wilhelm Widenmann wurde geprägt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und durch den Stand der Geowissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es verlief zu einem großen Teil unter den wachsamen Augen seines absolutistischen Landesherrn, des Herzogs Carl Eugen von Württemberg, eines Anhängers der Aufklärung. Schon in jungen Jahren hatte Widenmann Positionen inne, die Gelehrsamkeit und die Bereitschaft, Verantwortung zu tragen, erforderten. Dem 26-jährigen Professor rühmte man pädagogische Talente nach, dem 30-jährigen übertrug man weitreichende Verwaltungsaufgaben. Als er mit 34 Jahren einem tragischen beruflich bedingten Unfall zum Opfer fiel, erlosch das Leben eines Mannes, von dem man noch viel erwarten durfte. Er ließ eine junge Witwe mit zwei kleinen Kindern zurück und außerdem zahlreiche Fachgenossen, die zusammen mit der Familie um ihn trauerten.

Widenmann hatte sich nicht nur als akademischer Lehrer, als Forscher und als Verwalter gefühlt, auch die literarische Behandlung seines Faches lag ihm am Herzen. Was er vor beinahe 200 Jahren drucken ließ oder in handschriftlichen Berichten niederlegte gibt uns ein Bild vom damaligen Stand der Mineralogie und der Geologie und darüber hinaus einen Einblick in die Entwicklung der Naturwissenschaften. Nicht nur die Fakten werden dargelegt, auch die nutzbringende Anwendung des Wissens bringt Widenmann seinen Lesern nahe. Man stellt dabei bald fest, daß der junge Professor in einer spannungsreichen Zeit gelebt hat: Die Naturphilosophie machte langsam der exakten Naturwissenschaft Platz. Nicht mehr stilles Nachdenken über die Rätsel der uns umgebenden Welt führte weiter, sondern das Experiment, das Messen, das Rechnen und der Gebrauch einer Waage. Ein mehr als 1000 Seiten starkes Handbuch der Mineralogie, das Widenmann seiner Nachwelt hinterließ, kann uns heute kein verwertbares Wissen mehr vermitteln, dafür ist es ein ergiebiger Steinbruch für den historisch Interessierten. Als Widenmann starb, war seine Frau 29 Jahre alt, seine Tochter Louise Friderike lag noch in den Windeln und sein Stiefsohn aus der ersten Ehe seiner Frau, Wilhelm Rapp, war ein kleiner Junge. Beide Kinder spielen in diesem Bericht eine besondere Rolle. Louise Friderike Widenmann wurde viele Jahre später und lange nach ihrem frühen Tode die Großmutter von Max Hermann Bauer, dem Mineralogen, der in der zweiten Hälfte des 19. und in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts an mehreren deutschen Universitäten sein Fach vertrat.

Max Bauer war der Sohn von Hermann Bauer (1814–1872), des maßgeblichen Begründers des »Historischen Vereins für Württembergisch Franken«. Sein Großvater war Dr. Christian Friedrich Bauer (1776–1838), Oberamtsarzt in Mergentheim. Über diesen Zweig von Max Bauers Vorfahren existieren bereits mehrere Publikationen¹, so daß es genügt, auf diese zu verweisen.

Die Mutter von Max Bauer, Sophie Bauer (1819–1884), stammte aus der Familie Faber, die seit langem im südwestdeutschen Raum ansäßig ist, und auf eine bedeutende Tradition zurückblicken kann. Als Stammeltern dieser Familie gelten der Stadtpfarrer von Winnenden Immanuel Gottlieb Faber (1747–1814) und seine Frau Christiane Regine, geb. Volz (1757–1811). Über die Vorfahren, aber mehr noch über die zahlreichen in der heutigen Zeit weitverstreuten Nachkommen des Immanuel Gottlieb Faber unterrichtet die »J. G. Fabersche Familienchronik«², während in dem Buch »Regina, die schwäbische Geistesmutter« die verwandtschaftlichen Beziehungen vieler schwäbischer Familien, zu denen auch die Fabers gehörten, beginnend mit dem 16. Jahrhundert³ dargestellt werden.

Über die Vorfahren von Max Bauer, soweit sie die Bauer-Familie und die Faber-Familie mit vielen ihrer Verzweigungen betreffen, liegen, wie soeben kurz dargelegt wurde, mehrere Veröffentlichungen vor. Hier wird es dem Leser ermöglicht, sich ein einigermaßen klares Bild von den familiären Zugehörigkeiten zu machen. Als die Eltern von Sophie Faber, Dr. Wilhelm Eberhard Faber (1787–1872) und Louise Friderike Widenmann (1797–1822) im Jahre 1817 heirateten, kam eine Verbindung von zwei Familien zustande, von denen jede bemerkenswerte Persönlichkeiten hervorgebracht hatte. Während bei den Fabers Theologie und die Lehre in verschiedenen Fakultäten traditionsgemäß eine Rolle spielten, sah das Berufsbild der Widenmanns wesentlich bunter aus. Auch über diese Familie gibt es Kenntnisse, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen. Es sind hier vorwiegend im Familienbesitz befindliche, mühevoll zusammengestellte, aber bisher unveröffentlichte Dokumentationen, die unser Wissen bereichern. Erstaunlich viele Bürgermeister, aber auch Kaufleute, Fabrikanten, Gastwirte, höhere Beamte, gelegentlich auch ein Pfarrer treten uns hier in den Stammbäumen entgegen. Kirchheim unter Teck und Stuttgart sind die am meisten genannten Wohnorte der Widenmanns und der mit ihnen in früheren Jahren verbundenen Familien⁴.

Johann Friedrich Wilhelm war der erste Widenmann, der die Geowissenschaften zu seinem Beruf gemacht hatte. Sein Urenkel, der 80 Jahre jüngere Max Bauer, folgte ihm auf diesem Wege. Im Abstand von 100 Jahren haben die beiden

1 Pfarrer a. D. *Karl Bauer*: Stammbaum der Familie Bauer, 1933. *Gerd Wunder*: Die Ahnen von Hermann Bauer, Württembergisch Franken, Bd. 57 (1973). *Otto Beutenmüller*: Nachtrag zu Ferd. Friedr. Fabers Württembergischen Familienstiftungen, 126 Wibel-Stiftung in Schwäbisch Hall (1966). *Klaus Bauer*: Christian Friedrich Bauer, Württembergisch Franken, Jahrbuch 1988. *Karlheinz Bauer*: Hermann Bauer (1814–1872). Der Vater der Aalener Geschichtsschreibung, Aalener Jahrbuch 1986.

2 J. G. Fabersche Familienchronik, 5. Auflage 1955.

3 *H. W. Rath*: »Regina, die schwäbische Geistesmutter«, Starke Verlag 1981.

4 *Gustav Widenmann* (1883–1948): »Auszug aus der Widenmannschen Sippentafel«, unveröffentlicht. – *Marie Widenmann* (1848–1935): »Denkwürdigkeiten« unveröffentlicht (mit Anmerkungen ihres Sohnes Gustav Widenmann).

Gelehrten Handbücher geschrieben, die das Wissen und die Kenntnisse ihres Faches zusammenfaßten. Es wird in diesem Aufsatz versucht, das Schicksal der Familie durch die Generationen zu begleiten, wobei auch der Entwicklungsstand der Naturwissenschaften beachtet werden soll.

Widenmanns Vorfahren, sein Elternhaus und die Welt, in die er hineinwuchs

Noch heute befindet sich ein im Stil des Barock gemaltes ovales Ölbild aus dem Jahr 1683 im Familienbesitz (Abb. 1). Es ist ein Werk des Stuttgarter Hofmalers Georg Nikolaus List (1610–1685). Ein wohlgestalteter, erstblickender würdiger Mann in einer eleganten Amtstracht blickt uns entgegen. Es ist Thomas I Widenmann, Ratsverwandter, Bürgermeister und Wirt des zu seiner Zeit hoch angesehenen Gasthauses »Bären« in Stuttgart. Thomas wurde im April 1648 in Hohenemingen, der kleinen Ortschaft südöstlich von Heidenheim, geboren; er starb am 11. April 1686. Verheiratet war er mit Anna Maria Böhm, der Tochter eines Stuttgarter Handelsmannes, der ebenfalls Bürgermeister in seiner Stadt wurde. Wir haben die Urgroßeltern von Johann Friedrich Wilhelm Widenmann vor uns und gleichzeitig die Generation, die ihr Leben einer Familientradition folgend noch in Stuttgart verbrachte. Der Sohn, nämlich Thomas II Widenmann, am 26. September 1685 in Stuttgart geboren, wurde später Kaufmann in Kirchheim unter Teck. Nur wenig wissen wir von ihm, zum Beispiel, daß er im Jahre 1711 eine Reise nach England unternommen hat. Wahrscheinlich war er ein umtriebiger Mann; was ihn dazu veranlaßt hat, die Hauptstadt Stuttgart mit dem viel kleineren und vergleichsweise abgelegenen Kirchheim zu vertauschen, ist heute nicht mehr feststellbar. Dagegen wissen wir, daß mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Stadt unter der Teck als Stammsitz dieses Zweiges der Widenmann-Familie gilt. Thomas (II) war mit Sophie Karoline Heller, verwitwete Ludwig verheiratet. Auch sie stammte aus Stuttgart. Er starb am 23. April 1749, Sophie Karoline am 24. Februar 1755, beide in Kirchheim. Das Paar hatte vier Töchter und drei Söhne. Einer der Söhne war Christian Wilhelm Widenmann, der am 14. Februar 1727 in Kirchheim geboren wurde.

Betrachtet man den Stammbaum der Widenmanns, dann stellt man fest, daß beinahe alle männlichen Vorfahren von Christian Wilhelm Tätigkeiten ausübten, die man nach dem heutigen Sprachgebrauch als »freie Berufe« bezeichnen würde. Christian Wilhelm war sehr wahrscheinlich der erste, der – wieder nach heutigem Sprachgebrauch – ein höherer Beamter genannt werden darf. Jeannette Widenmann, eine Enkelin Christian Wilhelms, bemerkt dazu⁵, daß Thomas Widenmann (II) trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten seinem Sohn Christian Wilhelm eine sehr gute Erziehung zuteil werden ließ, eine Erziehung, die es ihm ermöglichte, schon in jungen Jahren eine beratende Stelle als Oekonomierat bei der Herzogin Johanna Elisabetha, der Witwe des 1733 verstorbenen Herzogs Eberhard Ludwig,

5 Jeannette Widenmann (1809–1898): »Erinnerungen aus meiner Familie« unveröffentlicht.



Abb. 1 Thomas J. Widenmann (1648–1686)

einzunehmen. Der Herzog hatte Schloß und Stadt Ludwigsburg anlegen lassen, die Herzogin zog es aber vor, ihre letzten Jahre in dem wesentlich älteren Schloß in Kirchheim zu verbringen. Von dieser Zeit an bestehen Kontakte zwischen der Familie Widenmann und dem herzoglichen Haus; sie setzten sich in der folgenden Generation fort und erloschen erst am Ende des 18. Jahrhunderts.

Als Johanna Elisabetha im Jahre 1757 starb, regierte in Stuttgart der Herzog Carl Eugen (1728–1793) und dorthin zog Christian Wilhelm später mit seiner Familie. Er bekleidete nun eine Reihe von neuen Ämtern: Geheimer Registrator, Theatercassier und Gewölbsverwalter, zuletzt im Range eines Expeditionsrates. Wenn es nicht leicht ist, sich in Einzelheiten vorzustellen, was diese Ämter einmal mit Leben erfüllt hat, so hat man doch sofort den Eindruck, daß es Vertrauensstellungen sein mußten, bei denen wirtschaftliches Denken und Organisationstalent gefragt waren.

Am 24. April 1755 heiratete Christian Wilhelm die 16-jährige Maria Pistorius. Zwei Söhne gingen aus dieser Ehe hervor, dann starb Maria am 19. Mai 1760, bald nach ihrem 21. Geburtstag. Ein Schicksal vollendete sich hier, das bei historischen Untersuchungen immer wieder auffällt: Der große Kindersegen wird oft von einer starken Kindersterblichkeit, oder wie hier, von einer lebensbedrohenden Gefährdung der jungen Mutter begleitet. Der Stand der Medizin war zu der Zeit, als Maria starb, unbefriedigend. Es sollte noch ungefähr 100 Jahre dauern, bis sich eine moderne, dem Menschen wirklich helfende Heilkunst in Deutschland zu entwickeln begann.

Die zweite Ehe von Christian Wilhelm mit Maria Barbara Katharina Christina Rau wurde am 26. August 1762 geschlossen. Barbara Christina war als Tochter des in mehreren Verwaltungen tätigen Johannes Rau und seiner Frau Friederike, geb. Backmeister, am 6. Juni 1742 in Heidenheim zur Welt gekommen. Die Familie Rau ist fest in Württemberg verwurzelt, mit den Schwerpunkten Stuttgart, Kirchheim und Heidenheim, während die Backmeisters im 16. Jahrhundert in Norddeutschland zuhause waren und sich erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Kirchheim niederließen.

Auch aus der Ehe von Christian Wilhelm und Barbara Christina stammen 2 Söhne: Johann Friedrich Wilhelm Widenmann wurde am 5. Februar 1764 in Kirchheim geboren, sein jüngerer Bruder, der wie sein Vater Christian Wilhelm hieß, am 11. September 1767 in Leonberg.

Mit Johann Friedrich Wilhelm kommt die Persönlichkeit in unseren Bericht hinein, deren Leben und Bedeutung behandelt werden sollen. Er besuchte die Schule zuerst in Kirchheim, dann in Ludwigsburg und in Stuttgart. Schon als Kind konnte er sich für die Natur begeistern: Sammlungen von Schmetterlingen, Muscheln, Mineralien und anderen Funden, für die nur der Interessierte einen Blick hat, wurden angelegt, ein – auch mit heutigen Augen gesehen – hervorragender Einstieg in die Naturwissenschaften. Im Jahre 1780, also mit 16 Jahren, trat Widenmann in die Carlsakademie ein, zunächst als »Zögling der Kameralwissenschaft«. Sein jüngerer Bruder folgte ihm kurz darauf in diese Ausbildungsstätte.

Da sein ganzes weiteres Leben eng zunächst mit dem Aufstieg und später mit der Auflösung der »Hohen Carlsschule« in Stuttgart verbunden war, ist es erforderlich, dieses sein akademisches Umfeld, kurz zu beschreiben.

Die Hochschulen in Württemberg

Als Widenmann die Grundschule besuchte, seine frühen naturwissenschaftlichen Interessen anmeldete und sich darauf vorbereitete, in die Carlsakademie einzutreten, wird er wohl noch nicht gewußt haben, daß er in eine Zeit hineinwuchs, in der kritische Vernunft eine Rolle zu spielen begann, in der neue Lebensformen sich vorbereiteten, in der aufgeklärte Geister sich daran machten, die alte etwas verstaubte Welt zu verändern. Um dieses in aller Kürze zu erläutern, müssen wir den überschaubaren Kreis um die Familie Widenmann einen Augenblick verlassen.

Zahlreiche bedeutende Männer des 18. Jahrhunderts bereiteten mit ihren Schriften eine neue Zeit und ein neues Denken vor. Es soll an dieser Stelle genügen, Namen wie Kant, Lessing, Goethe, Schiller und (den etwas jüngeren) Wilhelm von Humboldt in Deutschland, Voltaire und J. J. Rousseau in Frankreich, sowie die in Europa geschulten Benjamin Franklin und Thomas Jefferson in Amerika zu nennen. Der Spanier Francesco Goya mit fast den gleichen Lebensdaten wie Goethe und Jefferson war zwar nicht durch Schriften hervorgetreten; seine einzigartige Kunst macht es aber deutlich, daß auch er zu diesem Kreis gehört.

Auch die Naturwissenschaften erwachten zur Lebenszeit Widenmanns aus dem Dornröschenschlaf der Naturphilosophie. Die Physik und die Chemie, sowie die Wissenschaften, die nur bei Anwendung mathematischer, physikalischer oder chemischer Methoden entwickelt werden konnten, wie zum Beispiel die Mineralogie und die Physiologie, erlebten einen Aufschwung. Die Medizin zog in Deutschland erst viele Jahre später Nutzen aus den zahlreichen wunderbaren Entdeckungen des 18. Jahrhunderts. Den gerade genannten Dichtern und Vordenkern können große Namen von Zeitgenossen aus der Naturwissenschaft an die Seite gestellt werden: Luigi Galvani und Alessandro Volta sahen als erste elektrische Vorgänge bei der Nervenfunktion, Cavendish entdeckte den Wasserstoff, Scheele und Priestley (unabhängig voneinander) den Sauerstoff, Réaumur und Spallanzani wiesen nach, daß die Verdauung weder ein rein mechanischer noch ein allgemeiner Zersetzungsprozeß war, sondern daß dabei eine gezielte chemische Umwandlung der Nährstoffe stattfindet. Alexander von Humboldt machte seine Zeitgenossen etwas später mit bisher wenig erforschten Gegenden unserer Erde bekannt. Diese Aufzählung ist willkürlich und sie könnte leicht verlängert werden. Es soll nur noch ein Name genannt werden, der eines der größten Naturwissenschaftler aller Zeiten: Antoine Laurent Lavoisier (1743–1794). Er schuf Grundlagen für eine moderne Chemie, die auch heute noch gelten. Er erkannte die Atmung als einen Oxydationsvorgang und zeigte, daß der dabei verbrauchte Sauerstoff und das abgegebene Kohlendioxyd in einem quantitativen, immer gleichbleibenden Ver-

hältnis zueinander stehen. Wie sehr die Genialität Lavoisiers den jungen Widenmann verblüffte, soll an einer späteren Stelle gezeigt werden.

Die Regierungszeit Kaiser Josephs II (1765–1790) umfaßte einen großen Teil der Lebenszeit Widenmanns (1764–1798). Der Kaiser selbst und viele der ungefähr 300 Fürsten im Heiligen römischen Reich deutscher Nation standen den neuen Gedanken ihrer Untertanen zwiespältig gegenüber. Sie selbst fühlten sich als Vertreter eines aufgeklärten Absolutismus, wenn sich aber im Volk als Folge der Aufklärung freiheitliche Gedanken regten, war ihnen das unheimlich. Es kam andererseits neues und wertvolles Wissen in dieser Zeit auf, das man auch für eine praktische Verbesserung der Lebensumstände verwenden konnte. Die Ausbildung der Landeskinder zu qualifizierten Berufen zum Wohle des Staates wurde so zu einem bedenkenswerten Gesichtspunkt. Was tun die Regierenden zu allen Zeiten in solchen Situationen? Sie gründeten neue Hochschulen und Universitäten oder sie versuchten, bestehende Ausbildungsstätten dieser Art zu reformieren.

Bevor wir den Faden dieses Berichtes in Stuttgart weiterspinnen, sollen drei Hochschulen genannt werden als Beispiele für die Neugründungen im 18. Jahrhundert. Es wird dabei zu untersuchen sein, wieweit das Auswirkungen auf Württemberg im allgemeinen und auf das Schicksal von Widenmann im besonderen haben sollte.

1737 wurde in Göttingen, einem bis dahin unbedeutenden Städtchen im südlichen Gebiet des Kurfürstentums Hannover, eine neue Universität eröffnet. Ihr Gründer und erster Kurator, der geniale Verwaltungsfachmann Gerlach Adolph von Münchhausen, sorgte dafür, daß sich sein Werk ohne kirchliche und fürstliche Bevormundung frei entwickeln konnte und deshalb schon nach kurzer Zeit zu einem beispiellosen intellektuellen Anziehungspunkt wurde. Er selbst berief die ersten Professoren, den Schweizer Albrecht von Haller beispielsweise, der die auf Erfahrung und Beobachtung gestützten Prinzipien in der Naturwissenschaft und in der Medizin vertrat. Viele naturwissenschaftliche Institute in Göttingen gehen auf seine Anregung zurück. Auch Johann David Michaelis ist zu nennen, der berühmte Theologe und Orientalist, sowie sein Schüler, der aus Gagggstadt bei Kirchberg stammende hochangesehene Professor für Geschichte und Politik August Ludwig von Schlözer. Die Göttinger Universität gehörte am Ende des Jahrhunderts zu den größten und angesehensten Europas. Es gäbe weitaus mehr zu ihrem damaligen Ruhme mitzuteilen, aber das würde zu weit vom Thema fortführen.

Die Stadt Freiberg in Sachsen wurde am Ende des 12. Jahrhunderts gegründet, nachdem man in dem nahen Erzgebirge Silberadern entdeckt hatte. 1765 konnte der Erzabbau der Gegend auf eine wissenschaftliche Basis gestellt werden: Die Stadt erhielt eine Bergakademie, die sich in kurzer Zeit zu einer im deutschen Sprachraum angesehenen Hochschule entwickelte. Einer ihrer frühen Schüler war Abraham Gottlob Werner (1749–1817), der nach weiteren Studien in Leipzig, 1775 Inspektor der Mineraliensammlung sowie Professor der Mineral- und Bergbaukunde in Freiberg wurde. Werner, der bis zu seinem Tode hier arbeitete, war ein

überaus erfolgreicher Lehrer. Als »Vater der deutschen Geologie« ist er in die Geschichte der Naturwissenschaften eingegangen; zahlreiche Schüler hat er beeinflußt, unter ihnen den gleichaltrigen Goethe, mit dem ihn eine Freundschaft verband.

Neues wissenschaftliches Denken und der Wille, es vielen Menschen zu vermitteln, war auch außerhalb der damaligen alten Welt anzutreffen. Als Thomas Jefferson im Jahre 1779 Gouverneur von Virginia wurde, bemühte er sich sehr bald darum, gesetzlich festzulegen, daß bei religiöser Freiheit die Wissenschaft stärker verbreitet werden solle als bisher. Das kleine Gymnasium in Charlottesville löste er auf und ersetzte es durch eine Universität. Wo vorher nur Religion und orientalische Sprachen gelehrt wurden, gab es nun für junge Leute die Möglichkeit, sich juristisch, medizinisch, philologisch, philosophisch oder mathematisch-naturwissenschaftlich ausbilden zu lassen. Als Rechtsschule hat die Universität in Virginia bis heute einen bedeutenden Rang in Nordamerika.

Aus dem fernen Virginia zurück nach Stuttgart: Herzog Carl Eugen hatte erkannt, daß auch in Württemberg Reformen des Hochschulwesens erforderlich waren, wenn sein Land nicht auf kulturellem, geistigem und technischem Gebiet ins Hintertreffen geraten sollte. Am Hofe Friedrichs des Großen hatte er als junger Mensch Gelegenheit gehabt, mit den Gedanken der Aufklärung in Berührung zu kommen. Nun war er ein selbstbewußter Fürst mit Bestrebungen, das Bildungswesen so zu verbessern, daß auch sein Land teilhaben konnte an den zahlreichen neuen Gedanken. Halle, Göttingen, aber auch Jena und Freiberg mögen ihm dabei vor Augen gestanden haben. Carl Eugen beschritt, um seinen Willen durchzusetzen, verschiedene Wege. Um die altehrwürdige, im Jahre 1477 gegründete Universität in Tübingen zu reformieren, hatte er sie 1767 besucht und bei dieser Gelegenheit das Rektorat übernommen. Ob es ihm gelungen ist, seine vielen neuen Ideen und Impulse mit der vorhandenen Tradition zu harmonisieren, erscheint fraglich, denn schon drei Jahre nach seinem Versuch in Tübingen gründete er in Stuttgart eine Ausbildungsstätte, die sich schnell zu einer modernen und angesehenen Hochschule entwickeln sollte. Der Herzog hatte dabei das Glück, in Ferdinand Friedrich von Nicolai und in Christoph Dionysius Seeger Männer zu finden, die entscheidende Pläne dazu ausarbeiteten. Beide konnten als Vorbild für die neue Schule gelten, der zunächst die Ausbildung des militärischen Nachwuchses anvertraut werden sollte. Sie waren nämlich selbst gebildete Offiziere. Seeger, der spätere Intendant der Schule, hatte in seinen jungen Jahren in Tübingen Mathematik studiert. Unter dem Namen »Carlsschule« ist das Werk später bekannt geworden⁶, aber die Bezeichnungen wechselten parallel zu dem mit der Zeit wachsenden Respekt vor den pädagogischen Ausstrahlungen der neuen Schule. Die Begriffe *Militärisches Waisenhaus*, die *Militärische Pflanzschule*, die *Militärakademie*, *Carls Hohe Schule* und die *Hohe Carlsschule* bezeichnen alle dasselbe Institut, das leider nur bis 1794 bestand, zuletzt ab 1782, im Range einer

6 Robert Uhländ: »Die Hohe Carlsschule«, Katalog der Ausstellung 1960.

Universität mit fast allen Fakultäten, wozu noch Ausbildungsmöglichkeiten in verschiedenen Kunstrichtungen, wie bildende Kunst, Musik und Tanz kamen. Nur eine theologische Fakultät fehlte; die Ausbildung der evangelischen Geistlichen erfolgte nach wie vor im Tübinger Theologischen Stift.

Am Stift, das 1536 gegründet worden war und sich dadurch auch auf eine – vielleicht hinderliche – Tradition stützen konnte, setzte Carl Eugen einen weiteren Hebel an, um Reformen durchzusetzen. Im Jahre 1777 berief er den 35-jährigen Professor Christian Friedrich Schnurrer zum Ephorus, einen Mann, der durch seine bisherige Laufbahn gezeigt hatte, daß sich stille Gelehrsamkeit, weltoffenes Denken und Vertrautheit mit der modernen Welt in einer Person vereinigen ließen. Nach seiner theologischen Ausbildung in Tübingen hatte Schnurrer umfangreiche wissenschaftliche Studien an bedeutenden europäischen Universitäten betrieben, dabei seinen Horizont erweitert und seine Kenntnisse in der hebräischen und in den arabischen Sprachen vertieft. Zwei Jahre verbrachte er in Göttingen, dann führte ihn sein Weg nach Jena, nach Leipzig, nach Halle und nach Berlin. In Preußens Hauptstadt gab es noch keine Universität, wohl aber eine Königliche Bibliothek mit alten Handschriften, die er studierte. Mehrere Male hat er bei diesem Aufenthalt Friedrich den Großen gesehen, ein Erlebnis, das ihn stark beeindruckte. Leiden mit den reichen Schätzen seiner Bibliothek war sein nächstes Ziel, dann ging es weiter nach Oxford mit seiner berühmten bodleianischen Büchersammlung. Auch Cambridge und das britische Museum in London besuchte er. Der letzte Höhepunkt seiner insgesamt vierundeinhalb Jahre dauernden Studienreise war Paris, wo er sich vier Monate aufhielt, beschäftigt mit Studien der arabischen, speziell der syrischen Sprache. J. J. Rousseau lernte Schnurrer während dieses Besuches kennen. Nach seiner Rückkehr wurde er im Jahre 1772 außerordentlicher und drei Jahre später ordentlicher Professor in Tübingen. Seine mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Vorlesungen erteilte er abwechselnd in deutscher, arabischer oder in englischer Sprache⁷. Im Jahre 1806 wurde er Kanzler der Universität Tübingen.

Herzog Carl Eugen, der sich für das Stift in gleicher Weise einsetzte wie für die Carlsschule und der eine Zusammenarbeit dieser beiden Hochschulen förderte, war katholisch, doch dabei nicht antiprotestantisch. Seine Autorität war durch die Geburt festgelegt, diejenige Schnurrers beruhte auf persönlich erbrachten Leistungen. Auf dieser Basis war das Verhältnis der beiden zueinander gut und vertrauensvoll. Schnurrer schaffte es, bei Wahrung einer äußerlichen Ordnung, Freiheit des Denkens und Weltoffenheit in das Stift einziehen zu lassen und die Wogen diplomatisch zu glätten, wenn freiheitliche Demonstrationen seiner Studenten in Stuttgart Aufsehen und Mißtrauen erregt hatten⁸.

Die Carlsschule war zu derselben Zeit, als die Reformen das Leben im Tübinger Stift zu verändern begannen, auf ihrem zielstrebigem Wege von einem militäri-

⁷ *Christian Friedrich Weber*: Christian Friedrich Schnurrers Kanzlers und Prälaten in Tübingen Leben, Charakter und Verdienste (1823).

⁸ *J. Hahn, H. Mayer*: Das Evangelische Stift in Tübingen, Konrad Theiss-Verlag (1985).

schen Waisenhaus bis zu einer weit über die Grenzen Württembergs geachteten Universität ein gutes Stück vorangekommen. Zu den für die Ausbildung von Offizieren wichtigen Fächern wie Militärwissenschaften und bestimmte Zweige der angewandten Mathematik waren nun die klassischen Fakultäten getreten. Einen besonderen Platz durfte die Philosophie beanspruchen. Begeisterte junge Gelehrte aus dem Tübinger Stift wurden nach Stuttgart berufen und begannen hier ihre Laufbahn zu großen Professoren der Philosophie. Nur einer sei genannt, ein mitreißender Lehrer, dem der Herzog beim weiteren Ausbau seiner Schule viel zu verdanken hatte: Jakob Friedrich Abel, der durch seine Lehren den jungen Schiller stark beeinflusste.

Im Jahre 1779 feierte die Carlsschule ihr 10-jähriges Stiftungsfest, zu dem auch Herzog Karl August von Weimar und der kurz zuvor zum Geheimen Rat ernannte Goethe, die gerade auf der Rückreise von der Schweiz nach Weimar waren, eingeladen wurden. Oberst Seeger zeigte den Gästen die Schule. Bei dieser Gelegenheit wurden sie Zeugen, wie der Eleve Schiller drei Preise als Auszeichnung erhielt. Ein Ereignis, das für die deutschsprachige Welt Erinnerungswürdig ist, fand an jenem 14. Dezember 1779 in der Carlsschule statt: Die erste persönliche Begegnung zwischen Schiller und Goethe⁹.

Hiermit können wir die Skizzierung des Umfeldes abschließen und uns wieder Johann Friedrich Wilhelm Widenmann zuwenden.

Widenmann in der Carlsschule

Ein unbekannter Meister hat in dieser Zeit (1780) ein Ölbild der Familie Widenmann geschaffen (Abb. 2): In der Mitte sieht man den Vater Christian Wilhelm, zwischen seiner Frau Christina Barbara, geb. Rau und seinen Söhnen Johann Friedrich Wilhelm, der schräg hinter seinem Vater steht und Christian Wilhelm. Der ältere Sohn war gerade in die Carlsschule eingetreten, aber auch der Jüngere, 13 Jahre alt, der sich auf den Offiziersberuf vorbereitete, trug schon die Schuluniform. Im Jahre 1780 war die Carlsschule noch ein geschlossenes Internat mit einem strengen, an militärischen Dienstplänen orientierten Stundenplan. Erst fast zwei Jahre nach ihrer Erhebung zur Universität kamen als Studenten sogenannte Oppidaner hinzu, junge Leute, die in der Stadt wohnen durften. Die in dieser Zeit hochgehaltene Disziplin verlangte nach einer Uniform und so sehen wir die Brüder Widenmann in stahlfarbenen Tuchröcken mit schwarzen Aufschlägen, versilberten Knöpfen, silbernen Achselschnüren und einem Hut mit Silberborte. Die vorgeschriebenen weißen Hosen sind auf dem Bild nicht sichtbar, wohl aber die einheitlichen Frisuren, zu denen auch ein Zopf gehörte, wie ein getuschter Schattenriß von Johann Friedrich Wilhelm aus dem Jahr 1783 zeigt (Abb. 3). Die Kosten einer Ausbildung an der Carlsschule trug der Herzog, allerdings mit der Verpflichtung, daß der Begünstigte später in seine Dienste trat.

9 Goethes Werke, Cotta 1866, Einleitung von K. Goedeke.



Abb. 2 Christian W. Widenmann, *Expeditionsrat*, mit seiner Frau Christina Barbara, geb. Rau, und den Söhnen Johann Friedrich Wilhelm und Christian Wilhelm in Carlsschuluniform (Öl, Leinwand, um 1780, 60 × 75 cm; Foto Landesbildstelle Würt. Nr. 60572)

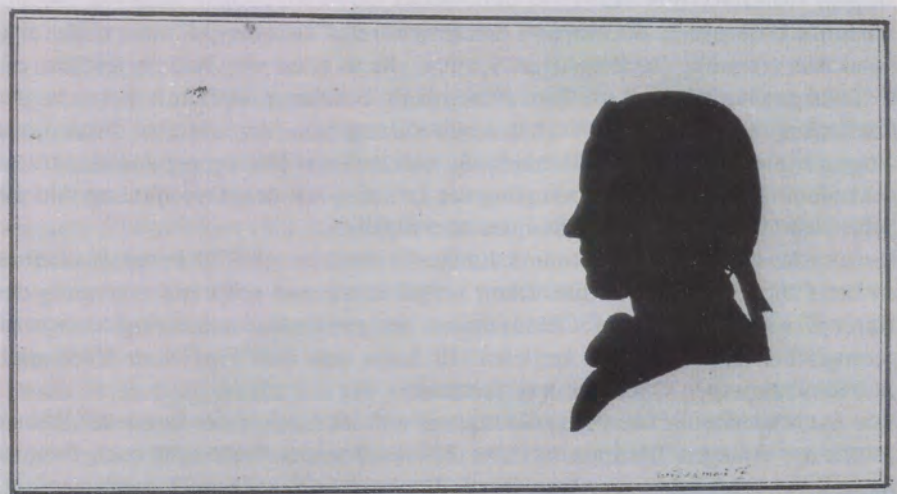


Abb. 3 Johann Friedrich Wilhelm Widenmann, *Hofdomänen- und Bergrat* (1764–1798) hier wohl als Carlsschüler um 1783 (Getuschter Schattenriß; 9,7 × 18,7 cm; Foto Landesbildstelle Würt. Nr. F 589/58)

Der sechzehnjährige Johann Friedrich Wilhelm begann seine Ausbildung als Kameralist mit den folgenden allgemein bildenden Fächern: Mathematik (speziell praktische Geometrie), Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik und Handelsgeographie. Als für den späteren Beruf wichtige Fächer wurden außerdem Naturrecht sowie theoretische und praktische Landwirtschaft gelehrt¹⁰.

Einer seiner Mitschüler war der fast gleichaltrige Carl Friedrich Kielmeyer (1765–1844) der in den Fächern Cameralia, Forstwissenschaft, Naturwissenschaft und Medizin ausgebildet wurde und später, nach einem weiteren Studium in Göttingen, als gelehrter Naturwissenschaftler zu hohem Ansehen gelangte. Schon im Jahre 1793 veröffentlichte Kielmeyer eine Arbeit »Über die Verhältnisse der organischen Kräfte«, in der Gedanken entwickelt wurden, die viele Jahre später von Ernst Haeckel aufgegriffen und zum »Biogenetischen Grundgesetz« erweitert wurden. Dieses (jetzt nicht mehr gültige) Gesetz und die Evolutionstheorie von Charles Darwin, die ebenfalls von Haeckel in Deutschland verbreitet wurde, erregten und erregen noch heute ein interessiertes Publikum¹¹. Ein wichtiger Lehrer Widenmanns war der durch Veröffentlichungen weitbekannte Johann Friedrich Stahl. Auch dieser Professor hatte seine Studien im Tübinger Stift begonnen, später aber seine kameralistischen Kenntnisse zur Grundlage für sein Lehramt gemacht. Er verbreitete dabei die Lehren des berühmten Wiener Kameralisten Joseph Freiherr von Sonnenfels, der insbesondere auf strafrechtlichem Gebiet die Aufklärung vertrat und sich als einer der ersten gegen die Todesstrafe aussprach. Stahl, der auch Bergrat war, lehrte seit 1773 an der Carlsschule. Wenn im Vorlesungsverzeichnis ein Kolleg von ihm »Bergwerks- und Münzwissenschaften« angekündigt war, dann besteht wohl kein Zweifel, daß Widenmann damals als sein Hörer vor ihm saß¹².

Im Jahre 1784 erhielt Widenmann den Ehrentitel »Chevalier«. Es war dieses eine hohe Auszeichnung für diejenigen Schüler, die in allen vier Prüfungsfächern als beste abgeschnitten hatten. Ein »Chevalier« beliebiger Herkunft hatte in der Carlsschule neben anderen Vorteilen einen Rang inne, der vor dem seiner nicht ausgezeichneten adeligen Mitschüler lag, eine auf den Herzog persönlich zurückgehende ungewöhnliche Bevorzugung der Leistung vor der Abstammung und ein Schritt zur Überwindung der Standesunterschiede.

Bis zum Jahr 1786 war Widenmann auf der Carlsschule, ab 1785 bereits als Lehrer an der Fakultät für Ökonomie. Dann verließ er sie und reiste auf Anregung des Herzogs nach Freiberg in Chursachsen, um dort seine mineralogischen und geologischen Kenntnisse zu vertiefen. Er hatte nun den Titel eines Herzoglich Württembergischen-Oberbergamts-Secretairs.

Wie hat Widenmann seine Ausbildungszeit auf der Carlsschule beurteilt? Wie ist er mit der strengen Disziplin in einer Zeit wachsender Sehnsucht nach Freiheit fertig geworden? Wir wissen es nicht, denn alle Schriften, die er hinterlassen hat,

10 Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, Bd. 2, Esslingen (1909).

11 *I. Hemleben*: Haeckel, Rowohlt (1964). – *Umland* (wie Anm. 6).

12 *Umland* (wie Anm. 6).

befassen sich mit naturwissenschaftlichen, technischen oder ökonomischen Fragen. Der berühmteste Schüler dieser Anstalt, der 5 Jahre ältere Friedrich Schiller hat sich später wie folgt geäußert: »Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranz dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.« Andere ehemalige Schüler drückten sich weniger vornehm aus. Auch an dieser Stelle können die beiden Internate, nämlich das Tübinger Stift und die Carlsschule als sehr ähnliche Erziehungsanstalten betrachtet werden. Am Ende des 18. Jahrhunderts schrieb Ludwig Kerner, ein Bruder von Justinus Kerner, an seinen Vater: *In dem Kerker dieses theologischen Stifts schmachte ich nicht länger mehr ...*, während Karl Friedrich Reinhardt (1761–1837), der später als Graf Reinhard französischer Außenminister wurde, das Verhalten Schnurrers mit den Worten honorierte: »Der gegenwärtige Ephorus befördert die Freiheit im Denken soviel er kann, d. h. er hindert sie nicht. Man darf lesen, was man will und man würde nichts zu befürchten haben, wenn (man) auch über Voltairen betroffen würde¹³.« Wie man sieht, läßt sich aus den überlieferten Bemerkungen kein vollkommen klares Bild über Freiheit und Unfreiheit der Studenten in jenen Tagen gewinnen.

Die Ausbildung zum Mineralogen

In Freiberg wurde der schon erwähnte Abraham Gottlob Werner der prägende Lehrer Widenmanns. Das noch heute anerkannte System der Mineralien und Gesteine geht auf Werner zurück. Der Professor selbst publizierte nicht sehr viel, sondern ließ seine Schüler die an der Hochschule erarbeiteten Theorien veröffentlichen. Nur eine davon soll hier besprochen werden: Werner entwickelte die Vorstellung, daß alle Gesteine, außer denen, die aus tätigen Vulkanen stammen, einmal aus einem Urozean auskristallisiert sein mußten. Kristalle sollten nämlich nur durch Übersättigung wässriger Lösungen entstehen können, nicht jedoch bei der Abkühlung geschmolzenen Materials. Auch der Basalt sollte früher einmal aus dem Meer auskristallisiert sein. Diese Lehre, der Neptunismus, stand im Gegensatz zum Plutonismus und zum Vulkanismus, Lehren, die aussagen, daß beim Aufbau der oberen Erdkruste auch ursprünglich durch Hitze verflüssigtes, später erstarrtes Material (Erstarrungsgestein) in bedeutendem Maße beteiligt sei. Ein berühmter Vertreter des Vulkanismus war zu dieser Zeit der schottische Geologe James Hutton (1726–1794).

Um die Entstehung des Basalts gab es damals einen Streit, der nicht nur unter den Fachleuten sondern auch unter den naturwissenschaftlich interessierten Laien ausgetragen wurde. Goethe, der sich in den Jahren nach 1780 viel mit Botanik und Geologie beschäftigte, kannte Werners Theorien und war dem Freiburger Professor auf dem Wege zum Neptunismus gedanklich gefolgt. Als er auf seiner großen

13 Hahn, Mayer (wie Anm. 8).

Reise in den Süden das Gebiet unter dem Ätnagipfel erkundete, notierte er am 3. Mai 1787 in seiner *Italienischen Reise: Wir fuhren die Straße hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Teil dieser Stadt (Goethe kam aus Catania) zerstörte, noch bis auf unsere Tage sichtbar blieb. Der starre Feuerstrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, selbst auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und teilweise gebaut. Ich schlug ein unbezweifeltes Stück des Geschmolzenen heraus, bedenkend, daß vor meiner Abreise aus Deutschland schon der Streit über Vulkanität der Basalte sich entzündet hatte. Und so tat ichs an mehreren Stellen, um zu mancherlei Abänderungen zu gelangen.*

Im Jahre 1789 veröffentlichte Widenmann eine Arbeit, die der Beantwortung der Frage galt: *Was ist Basalt? ist er vulkanisch? oder ist er nicht vulkanisch?* Sie erschien in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens als eine gekrönte Preisschrift. Widenmann hatte die Fragen im Sinne des Neptunismus beantwortet.

Bis zum Tode Werners (1817) war seine Lehre anerkannt, kurz danach wurde sie widerlegt. Es erging ihr wie vielen naturwissenschaftlichen Theorien: Nach dem Tode der großen alten Autorität entwickeln sich rasch neue Gedanken.

Eine weitere Arbeit Widenmanns, nämlich »Über die Umwandlung einer Erd- und Steinart in die andere« wurde kurz darauf ebenfalls preisgekrönt. Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften erteilte ihr für das Jahr 1791 den Preis von 100 Dukaten und gab sie 1792 in Berlin heraus.

Die beiden erwähnten Arbeiten und noch 10 weitere gehen auf Anregungen zurück, die er in Freiberg empfangen hatte. Zur gleichen Zeit befaßte sich Widenmann schon mit einer allgemeineren Verbreitung seiner Wissenschaft. Er wurde ein aktiver Mitarbeiter im *Bergmännischen Journal*, im *Chemischen Journal* und er wurde Mitglied der *Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin*.

Wahrscheinlich waren es diese Bemühungen, die Mineralogie im Rahmen der gesamten Naturwissenschaften zu sehen, die ihn davor bewahrten, sich in seinen Gedanken zu sehr zu spezialisieren. Man ist hier nur auf Vermutungen angewiesen, aber wie soll man den Ausflug Widenmanns in die Naturphilosophie anders erklären? Philosophen und Naturwissenschaftler haben sich zu allen Zeiten darum bemüht, die übergroße Vielfalt der uns in der Natur begegnenden Erscheinungen in überschaubare Systeme einzuordnen. Unter dem Titel *Von der Nothwendigkeit bei der Haupteintheilung der natürlichen Körper ein Viertes Naturreich anzunehmen* erschienen 1793 in *Crells Chemischen Annalen* seine Gedanken zu diesem Thema. Seit Ende des 17. Jahrhunderts teilte man die Gegenstände der Natur in drei *Naturreiche* ein und ordnete jedem eine spezielle Wissenschaft zu: Tiere (Zoologie), Pflanzen (Botanik) und Mineralien (Mineralogie).

Das vierte *Naturreich* Widenmanns sollte die, wie er es nannte, Atmosphärlilien enthalten. Was sind Atmosphärlilien? Es handelt sich um gasförmige (bei Regen teilweise in Wasser gelöste) Bestandteile der Atmosphäre, die die Erdoberfläche vorzugsweise durch Korrosion, Oxydation oder Verwitterung verändern können. Kohlendioxyd, Wasserdampf, Ammoniak, Sauerstoff, das sind demnach (nach unserem heutigen Sprachgebrauch) Atmosphärlilien; wie sehr Schwefeldioxyd und

salpetrige Säure in unserer Zeit zu den Atmosphäriken gerechnet werden müssen, konnte Widenmann vor 200 Jahren nicht ahnen.

Der Aufenthalt in Freiberg muß mit intensiver Tätigkeit erfüllt gewesen sein. Nicht nur die zahlreichen Impulse für seine Arbeit empfing er dort, auch Exkursionen in die Bergwerke und in die Gebirgsgegenden Sachsens wurden unternommen. Nur 18 Monate war Widenmann an der berühmten Freiburger Hochschule, dann unternahm er eine längere Studienreise, bei der er den Harz, Hessen, Brandenburg, Böhmen und Ungarn besuchte. In Wien freundete er sich mit Professor von Sonnenfels an und konnte durch dessen Vermittlung das prächtige und reichhaltige kaiserliche Mineralienkabinett besichtigen. Auch die in Österreich gelegenen Bergwerke wurden inspiziert. Über Eisenerz, Villach, Hüttenberg und Idria gelangte er nach Triest und von dort per Schiff nach Venedig. Auf dem Weg zurück nach Württemberg besuchte er Padua und Verona. Nach einer Besichtigung der Tyrolischen Berg- und Hüttenwerke kam er im Januar 1790 wieder in Stuttgart an.

Noch in demselben Jahr unternahm der inzwischen zum Bergrat ernannte Widenmann mit Erlaubnis des Herzogs eine Inspektion aller württembergischen und der benachbarten fürstenbergischen Erzgruben. In seinem Bericht darüber führte er aus: *Es wird gewiß jedermann auffallend sein, daß der Bergbau in dem fürstenbergischen Anteil des Schwarzwalds sich gegenwärtig in einem so blühenden Zustand befindet, da der Bergbau in dem württembergischen Anteil, der doch aus dem nämlichen Gebirge besteht, so ganz darniederliegt.* Auch die Ursachen untersuchte er und fand dabei heraus, daß der württembergische Bergbau von nicht genügend ausgebildeten Arbeitern und Meistern betrieben würde und daher unökonomisch sei¹⁴.

Als Professor an der Carlsschule

Kurze Zeit darauf erhielt Widenmann eine Stellung als Professor der Bergbaukunde an der Carlsschule. Noch in demselben Jahr (1790) wurde der Sechszwanzigjährige Nachfolger seines früheren Lehrers Johann Friedrich Stahl in dessen Amt als Beisitzer der Fakultät. Widenmann hielt nun Vorlesungen über Bergbau, Mineralogie und Münzwissenschaften. 1793 übertrug man ihm zu diesen Fächern auch noch den Unterricht über die Finanzwissenschaft. Er galt als ausgezeichnete Lehrer, der mitreißend vortrug und von seinen Studenten schriftliche Ausarbeitungen verlangte¹⁵. Um mineralogisches Wissen noch intensiver an seine Zuhörer heranzubringen, begann Widenmann schon im Jahre 1791 mit der Arbeit an seinem *Handbuch des oryktognostischen Theils der Mineralogie*, das im Jahre 1794 in Leipzig im Druck erschien (Abb. 4 und 5).

Dieses Handbuch stellt das bedeutendste literarische Werk Widenmanns dar. Auf 1040 Seiten faßte er das Wissen über sein Fach zusammen und versah das Buch mit

14 Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, Bd. 1, Esslingen (1907).

15 Robert Uhlend: Geschichte der Hohen Carlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953.

Handbuch
des oryktognostischen Theils
der
Mineralogie

von

Johann Friederich Wilhelm Widenmann

Herzoglich Württembergischen Bergrathe, der Societät der
Bergbaukunde, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu
Berlin, und der ökonomischen Societät zu
Leipzig, Mitglied.

Multa sunt eadem, sed aliter.

Widenmann

Mit einer Farbentabelle und einer Kupfertafel.

Leipzig 1794.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Der
Eurfürstlich Sächsischen
ökonomischen Societät
in Leipzig
hochachtungsvoll gewidmet

vom
Verfasser.

Farbtabelle, um dem Leser die Bestimmung von Mineralien zu erleichtern, und mit einer Tabelle der damals bekannten Kristallsysteme. 1791 waren die beiden Disziplinen Geologie und Mineralogie noch in einem Fach vereinigt. Nach Werner war die *Mineralogie* der übergeordnete Begriff für die gesamten Geowissenschaften und die *Oryktognosie* der Teil davon, der sich mit den Mineralien oder – wie man damals mit gleicher Bedeutung sagte – Fossilien, befaßte. Auch die anderen Einteilungsprinzipien von Werner wurden dem Handbuch zugrunde gelegt, ein Vorgehen, das schon bei den Zeitgenossen Kritik hervorrief, weil sie der Ansicht waren, Widenmann würde etwas zu einseitig das in Freiberg gelehrt System vertreten. Daß der Autor nicht in allen Gedanken mit seinem Lehrer Werner übereinstimmte, zeigt die Bemerkung im Handbuch über den Basalt: *Der Ursprung des Basalts ist noch zweifelhaft; einige halten ihn für ein Feuerprodukt, andere glauben hingegen, er sey auf dem nassen Wege entstanden, und jede Meinung hat wichtige Gründe für und gegen sich.* Damit stellt er die von ihm selbst kurz zuvor vertretene Theorie des »Neptunismus« in Frage.

Das Handbuch sollte eigentlich schon 1792 erscheinen, was jedoch durch *verschiedene meist unangenehme Zufälle*, wie es in der Vorrede heißt, verhindert wurde. Es gelang Widenmann in der unglaublich kurzen Zeit von noch nicht zwei Jahren, das umfangreiche Material zu sammeln und in eine wissenschaftliche Ordnung zu bringen.

Interessanter, als die heute nicht mehr aktuelle Frage, inwieweit Widenmanns bewunderungswürdige Leistung im Schatten seines berühmten Freiburger Lehrers Werner steht, ist eine kurze Untersuchung darüber, ob das Handbuch bahnbrechende neue Forschungsergebnisse berücksichtigt. Es wurde nämlich in der Zeit verfaßt, als die Phlogistentheorie des Georg Ernst Stahl (1660–1734) aus Halle durch die genialen Experimente Lavoisiers in das Reich der Mystik verwiesen wurde. Nach Stahl sollte bei der Verbrennung eines Stoffes eine besondere Substanz, nämlich das *Phlogiston* unter Feuererscheinung entweichen, ein phantastischer Vorgang, der sich natürlich nicht durch quantitative Analysen beweisen ließ. Im Kapitel »Diamant« des Handbuches wird das Spannungsfeld, in dem sich der Autor befunden haben muß, besonders deutlich: Lavoisier hatte den Diamanten verbrannt, Ausgangsmaterial und Verbrennungsprodukte (nämlich Kohlendioxyd) gewogen und daraus den kühnen und richtigen Schluß gezogen, daß es sich bei dem extrem harten und durchsichtigen Edelstein um reinen Kohlenstoff handeln muß. Hierzu Widenmann: »Die Eigenschaft, daß der Diamant sich im offenen Feuer oder im Brennpunkte eines Brennsiegels mit einem ihm umgebenden Scheine oder einer kleinen Flamme verflüchtigt und nur Spuren von etwas Ruß zurückläßt (Lavoisier 1772), hat mehrere, z. B. Bergman, Kirwan, Gerhard u. a. m. bewogen, ihn unter die brennbaren Körper zu setzen. Delaval nennt daher den Diamant krystallisiertes Phlogiston und Lavoisier, mit den Anhängern des antiphlogistischen Systems hält den Diamant für einen einfachen Körper und zwar für den

reinsten Kohlenstoff. Wiegleb und Höpfner halten hingegen dafür, daß der Diamant aus Kieselerde oder einer eigenen Erde bestehe, *die mit Flußspatsäure verbunden sei*.

Daß selbst ein Experte vom Format Widenmanns sich nicht klar für die experimentellen Ergebnisse Lavoisiers entscheiden konnte, zeigt, wie schockierend auf die Naturforscher die Behauptung des französischen Gelehrten gewirkt haben muß, daß Diamant und der Hauptbestandteil der Kohle chemisch identisch seien, und daß sie sich nur durch ihre Kristallform unterschieden.

Ein im Handbuch mehrfach zitierter Name ist der des Professors Martin Heinrich Klaproth (1743–1817), der sich durch exakte Mineralanalysen einen Namen gemacht hatte. Auch an der Überwindung der Phlogistontheorie und der Durchsetzung der Gedanken von Lavoisier in Deutschland hatte er großen Anteil. Wenn Widenmann beispielsweise den Opal beschrieb, den Schmuckstein, der im wesentlichen aus amorpher Kieselsäure und darin eingelagertem Wasser besteht, konnte er sich auf die noch heute brauchbaren Analysenwerte von Klaproth beziehen.

Ein Beispiel dafür, daß das Handbuch zu seiner Zeit als sehr modernes Werk gelten konnte: Im Jahre 1789 hatte Klaproth in der Joachimsthaler Pechblende ein neues Metall gefunden, dem er nach dem kurz zuvor von Herschel entdeckten Planeten Uranus den Namen Uran gab. Hierzu Widenmann: *Vor der wichtigen Entdeckung des Herrn Professors Klaproth hat man die Pechblende theils zu den Zinkerzen, theils zu den Eisenerzen gerechnet und ihr die Bezeichnung Eisen-Pecherz gegeben. Einige glaubten, daß in diesem Erze die Tungsteinsäure mit Eisen verbunden sey. Allein der Herr Professor Klaproth hat das Gegenteil davon erwiesen.*

Andere bahnbrechende Arbeiten Klaproths sind erst nach 1794 publiziert worden, so daß sie von Widenmann nicht berücksichtigt werden konnten.

Ebenfalls unberücksichtigt blieb eine wichtige eigene Arbeit von Widenmann aus der Zeit, in der sein Handbuch fertiggestellt wurde. Im Jahre 1793 berichtete er im Bergmännischen Journal (Freyberg) als erster über den Fund eines Uranminerals im Schwarzwald. Viel später, nämlich im Jahre 1976 erhielt ein Blei-Uranylkarbonat aus der Grube Michael im Weiler bei Lahr zu Ehren Widenmanns den Namen Widenmannit¹⁶.

Widenmann nach der Schließung der Carlsschule; sein früher Tod

Das Handbuch erschien in einer Zeit, die durch aufregende Ereignisse gekennzeichnet war. In den Jahren 1782–1784 hatte der schottische Erfinder James Watt seine Dampfmaschine wesentlich verbessert – ein entscheidender Beitrag für den Beginn der industriellen Revolution. Frankreich befand sich 1794 im fünften Jahr seiner großen Revolution; zu Beginn des Jahres 1793 wurden Ludwig XVI und Marie Antoinette in Paris hingerichtet. Am 21. Oktober 1793 starb Herzog Carl Eugen nach fast fünfzigjähriger Regierungszeit. Die Carlsschule verlor mit ihm

¹⁶ Kurt Walenta: Widenmannit und Joliotit, zwei neue Uranyl-Karbonatmineralien aus dem Schwarzwald. In: Schweizer mineralogisch petrographische Mitteilungen 56 (1976), S. 167–185.

ihren Gründer und lebhaften Anwalt, der junge Professor Widenmann seinen umsichtigen und weitblickenden Förderer. Kurze Zeit darauf, am 8. Mai 1794 erlitt Antoine Laurent Lavoisier den Tod auf der Guillotine, ein Ereignis, das wegen der einzigartigen Begabung des Opfers eine herausragende Beachtung fand. Der berühmte Mathematiker Joseph Louis Lagrange kommentierte den Tod seines Kollegen: *Ein Augenblick genügte, um seinen Kopf abzuschlagen, doch hundert Jahre werden nicht ausreichen, um einen solchen hervorzubringen*, während ein radikaler Revolutionsführer die Ansicht vertrat: *Die Republik braucht keine Gelehrten*.

Auch Württemberg brauchte zu der Zeit keine Gelehrten. Diese falsche Ansicht muß sich Herzog Ludwig Eugen, der Bruder und Nachfolger von Herzog Carl Eugen zu eigen gemacht haben. Er hatte nämlich kurz nach Antritt seines neuen Amtes damit begonnen, die Carlsschule mit kleinlichen Argumenten zu behindern: Sie sei zu teuer, sie bilde zu viele Offiziere und Akademiker aus, jedenfalls mehr, als das Herzogtum Württemberg benötige. Am 16. April 1794 wurde die Carlsschule geschlossen; die meisten Professoren erhielten eine Versetzung an die Universität Tübingen oder an das Stuttgarter Gymnasium, die Offiziere kamen zum Heer oder zu der neugeschaffenen Landmiliz, die Zöglinge gingen nach Tübingen oder mit einer Abfindung zu ihren Eltern zurück¹⁷. Johann Friedrich Wilhelm Widenmann wurde nach der Aufhebung seiner Universität nicht nach Tübingen versetzt. Wegen seiner breit angelegten auch für die Praxis verwertbaren Fähigkeiten und Kenntnisse erhielt er den Posten eines Hof- und Domänenrates bei der herzoglichen Rentkammer. Er hatte nun die Verantwortung für die Bergwerke, die Salinen, die Torfstecheereien und auch für die Porzellan- und Fayencefabriken im Lande. Aus dem Gelehrten, der sich mit den mineralogischen Theorien seines Jahrhunderts befaßt hatte, wurde in erstaunlich kurzer Zeit ein technischer Berater des Herzogs mit einem großen Aufgabenbereich. Schon bald nach der Übernahme seines neuen Amtes, nämlich im Juli 1794, trat Widenmann im Auftrag des Herzogs eine Reise nach Reichenhall an, um die dortige Saline zu besichtigen und dabei zu erkunden, ob der hohe technische Stand der dortigen Salzgewinnung auch auf die Saline in Sulz am Neckar zu übertragen sei. Sein umfangreicher, erschöpfender und sehr exakter Bericht über diese Reise¹⁸ stellt auch heute eine spannende Lektüre dar. Bei der Lebenswichtigkeit, die das Kochsalz noch vor 200 Jahren nicht nur als notwendiger Zusatz zur Nahrung, sondern auch als Konservierungsmittel hatte, kam seiner ökonomischen Herstellung durch Eindampfen der Sole eine viel größere Bedeutung zu, als man sich in unserer Zeit vielleicht vorstellen mag. Die Technik der Salzgewinnung war in Reichenhall und in Traunstein hoch entwickelt und ausgefeilt. Mit 5–6 Klafter Holz konnten dort 100 Zentner Salz gewonnen werden, ein für Widenmann eindrucksvolles Ergebnis, dessen Diskussion und dessen Vergleich mit den Ergebnissen anderer Salinen einen breiten Raum in dem Bericht einnimmt. Die Sole mußte damals zum Energieträger, dem Holz, transportiert werden, nicht

17 *Umland* (wie Anm. 11).

18 Handschriftlicher Bericht Widenmanns an Herzog Ludwig Eugen vom 20. 9. 1794, im Familienbesitz.

umgekehrt. Eine von Reichenhall nach Traunstein führende Soleleitung durch hölzerne Röhren würdigte Widenmann mit den Worten: *Von Reichenhall aus besuchte ich auch Traunstein, wohin die Soole von Reichenhall durch 7 Druckwerke über ungeheure Felsen und Abgründe hinweg 7–8 Stunden weit geleitet wird, um dort versotten zu werden, weil jene Gegend einst sehr holzreich war. – Der Gedanke, die Soole von Reichenhall nach Traunstein zu leiten, ist ungemein groß, ungleich größer aber ist die Ausführung selbst, die eines der wichtigsten Denkmahle von menschlichem Unternehmungsgeist ist, das jeden, der es ansieht, ganz in Erstaunen setzt, weil die Natur der Ausführung dieses Unternehmens alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat, welche aber die Beharrlichkeit eines Fürsten und die Kenntnisse eines Baumeisters auf eine äußerst bewunderungswürdige Art überwunden haben, die ihnen ewig Ehre machen wird.*

Auch das Eisenwerk Bergen, nach seiner Ansicht das wichtigste in Bayern, mit seiner Leistung von jährlich 14000 Zentnern Roheisen, 84000 Zentnern Schmiedeeisen und verschiedenen Gußwaren besuchte er. Besonders beeindruckte ihn hier, daß das »Frischen« (d. h. die Verarbeitung von Roheisen zu Schmiedeeisen oder Stahl) mit einer Mischung aus Kohle und Torf vorgenommen werden konnte.

In der Gegend von Bergen bei Traunstein mußte Widenmann für 10 Tage seine Arbeit unterbrechen und das Bett hüten. Sein Pferd war gestolpert und der Reiter hatte sich den Fuß stark gequetscht – ein Hinweis darauf, wie solche Inspektionsreisen am Ende des 18. Jahrhunderts verlaufen konnten.

Am 21. März 1796 heiratete Widenmann Louise Friderike Rapp, die junge Witwe des Helfers an der Leonhardskirche in Stuttgart, Gottlob Christian Rapp. Louise Friderike war am 23. November 1769 als Tochter des Assessors, Posthalters und späteren Bürgermeisters Georg Ludwig Arnold (1742–1804) in Schorndorf geboren worden. Ihr von Leid überschattetes aber tätiges Leben dauerte 70 Jahre; sie starb 1839, nachdem sie ihre beiden Männer, ihre Tochter und eine ihrer Enkelinnen überlebt hatte. Rapp, ihr erster Mann, war am 10. Oktober 1763 geboren worden und schon am 18. August 1794 gestorben. Er entstammte der angesehenen Familie Rapp: Sein Bruder war der bekannte Kaufmann, Kunstfreund und Schriftsteller Gottlob Heinrich Rapp (1761–1832), in dessen Haus Goethe und Schiller abstiegen, wenn sie nach Stuttgart kamen. Seine Schwester Heinrike Charlotte war mit Johann Heinrich von Dannecker (1758–1841) verheiratet, dem bedeutenden Bildhauer und Professor an der Carlsschule. Seine Nichte, Mathilde Rapp, wurde die Gattin von Sulpiz Boisserée (1783–1854), dem großen Sammler und Förderer altdeutscher Kunst. Aus Louise Friderikes erster Ehe entstammte der am 3. Juni 1794 geborene Wilhelm Ludwig Rapp.

Die Ehe Widenmanns mit Louise Friderike muß harmonisch und glücklich gewesen sein, legt man die spärlichen Überlieferungen aus dieser Zeit zugrunde, die das Familienleben betreffen. Beide Ehepartner besaßen einen ausgeglichenen Charakter, beide waren gesund und leistungsfähig, eine lange gute gemeinsame Zeit hätte ihnen bevorstehen können. Am 22. Mai 1797 wurde eine Tochter geboren, die nach der Mutter den Vornamen Louise Friderike erhielt.

Anfang März 1798 besuchte Widenmann die Eisenerzgrube bei Erbach im Odenwald. Am 13. März hielt er sich ungefähr eine Stunde unter Tage auf. Bei der Rückkehr stürzte er kurz vor dem Erreichen des Tageslichtes nach rückwärts ab und fand dabei den Tod.

Johann Friedrich Wilhelm Widenmann starb in einem Alter, als sein Lebenswerk noch nicht vollendet war, betrauert von seiner Familie und von der Fachwelt. Sein Freund und Kollege Bergrat Selb aus Altwolfach hat ihm 1799 einen guten Nachruf gewidmet¹⁹, in dem seine Verdienste und Charaktereigenschaften gewürdigt werden. Über den Menschen Widenmann äußerte er sich wie folgt: *Empfänglich für alles Edle und Schöne und mit einem gefühlvollen Herzen begabt, gewann er durch sein vertrauliches und liebevolles Betragen die Herzen aller jener, die ihm nahe waren. Selbst sein Äußerliches nahm allgemein zu seinem Vortheil ein; denn er war ein wo nicht schöner doch wohlgebildeter Mann. Alles liebte, alles schätzte, alles betrauerte ihn – am meisten seine trostlose Gattin, mit der er kaum zwei volle Jahre verheirathet war, die ihm aus früherer Ehe einen lieben Jungen zubrachte, dem er ganz Vater war, und die ihm zur Vervollkommnung seiner Glückseligkeit ein Mädchen gebar, das sein liebevolles Gatten- und Vaterherz mit unsäglichlicher Freude erfüllte. Leider! genoß er diese Seligkeit kaum noch ein volles Jahr. Sein frühzeitiger Tod ist ein wahrer Verlust für sein Vaterland und seine Freunde; jenes verlor in Ihm einen nützlichen Bürger, diese einen warmen, theilnehmenden Freund und selbst Deutschland – einen schätzbaren Schriftsteller.*

Ein ebenso freundlicher, aber im Stil unserer Zeit abgefaßter Bericht über das Leben Widenmanns stammt aus der Feder von Walter Weber²⁰. Unter dem Titel *Johann Friedrich Wilhelm Widenmann*. Dem Gedenken eines vergessenen, aber in die Reihe der »Berühmten« eingegangenen Alt-Kirchheimers erschien der Aufsatz anlässlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages.

Die Familie in den Jahren von 1798–1844

Der plötzliche Tod Widenmanns sollte das Leben seiner Frau und der beiden Kinder tragisch verändern, wobei die materielle Not nicht in den Vordergrund gestellt werden kann. Er hatte seiner Familie eine Mineraliensammlung hinterlassen, die für 800 Gulden an den Apotheker Walz in Stuttgart verkauft wurde. Diese Sammlung kam später nach Tübingen in das Mineralogische Institut der Universität, wo sie Professor Friedrich August Quenstedt bei seiner Berufung dorthin im Jahre 1837 vorfand²¹.

Louise Friderike zog bald nach dem Tode ihres Mannes in ihre alte Heimat nach Schorndorf und widmete sich hier der sorgfältigen Erziehung ihrer beiden Kinder. Die wirtschaftlichen Unterlagen für die vaterlose Familie zog sie aus einem

19 *Selb*: Neue Schriften der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin, Bd. 2, Berlin 1799.

20 *Walter Weber*: Teckbote Nr. 288 vom 12. 12. 1964.

21 *W. von Engelhardt, H. Hölder*: Mineralogie, Geologie und Paläontologie an der Universität Tübingen von den Anfängen bis zur Gegenwart (1977).

schwunghaften Weinhandel in Schorndorf, wo sie sich bald ein Haus passender Größe bauen ließ²².

Es ist bedauerlich, daß sich in den Archiven und in hinterlassenen Druckschriften zu wenig über die Frauen zu finden ist, deren Männer durch Publikationen und bedeutende Ämter hervorgetreten sind. Man ist hier auf verstreute Bemerkungen und unveröffentlichte Familienüberlieferungen angewiesen. Louise Friderike muß eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen sein, über die wir zu wenig wissen.

Wilhelm Rapp besuchte nacheinander die Lateinschule in Schorndorf, das Gymnasium in Stuttgart und die Universität in Tübingen. Hier waren seine wichtigsten Lehrer Carl Friedrich Kilmeyer in Chemie, Botanik und vergleichender Anatomie, sowie Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth in menschlicher Anatomie. Die beiden Professoren waren in der Carlsschule ausgebildet und später auf Lehrstühle nach Tübingen berufen worden. Im Jahr 1817 promovierte Rapp zum Dr. med. und erhielt nach weiteren Studien in Paris und nach praktischer ärztlicher Arbeit in Stuttgart bereits 1819 einen Ruf nach Tübingen. Die Mutter erlebte noch, wie ihr Sohn als hochgeachteter Professor der Medizin im Jahre 1834 Rektor der Universität wurde und 1838 mit dem Kronenorden den persönlichen Adel erhielt²³.

Auch die Erziehung der Tochter betrieb die Witwe mit großer Umsicht bis zu deren Verheiratung am 3. Juni 1817 mit Wilhelm Eberhard Faber.

Nicht nur die engere Familie wurde durch Widenmanns Tod in starker Weise betroffen. Sein jüngerer Bruder Christian Wilhelm Widenmann, der bereits als Stabsoffizier durch intelligente Ausarbeitungen auf sich aufmerksam gemacht hatte, diente 1798 im Range eines Hauptmanns bei der Landwehr in Calw. Die schreckliche Nachricht veranlaßte ihn, sogleich zu seiner Mutter nach Stuttgart zu reisen. In der Eile hatte er es versäumt, Urlaub einzureichen und das wurde ihm zum Verhängnis. Er fiel bei Herzog Friedrich II, dem Nachfolger seines Vaters des Herzogs Ludwig Eugen, in Ungnade und wurde entlassen. Politische Veränderungen im Lande, ein grober Dirigismus seitens des Herrschers, sowie dessen nicht mehr günstige Beurteilung der Landwehr ganz allgemein, nicht die vergleichsweise unbedeutende Pflichtverletzung spielten eine Rolle bei diesem harten Vorgehen, das das Leben von Christian Wilhelm und seiner Familie für viele Jahre überschatten sollte²⁴.

Wilhelm Eberhard Faber, Ehemann der jungen Louise Friderike Widenmann, war als sechstes Kind von Immanuel Gottlieb und Christiane Regine Faber am 31. Dezember 1787 in Unterjesingen geboren worden. Von ihm leitet sich die »Linie IV, Die Schorndorfer Faber« in der bereits erwähnten Familienchronik²⁵ ab. Es soll an dieser Stelle genügen zu erwähnen, daß er als Nestor der württembergischen Ärzte galt und daß er als Wissenschaftler in hohem Ansehen bei seinen Fachgenossen stand. Von seinen sich über weite Gebiete der Medizin erstreckenden literarischen Arbeiten sei »Die Wuthkrankheit der Thiere und Menschen«

22 Erinnerungen von Cornelia Rocholl, geb. Bauer (1928). Unveröffentlicht.

23 Allgemeine Deutsche Biographie, 27. Band (1888).

24 *Jeanette Widenmann* (wie Anm. 5).

25 Fabersche Familienchronik (wie Anm. 2).

(1846) genannt, ein vielzitiertes Buch von 586 Seiten. 1853 erhielt Faber mit dem Kronenorden den persönlichen Adel, am 9. Dezember 1872 starb er in Urach. In einem Nekrolog, der ein Jahr später erschien, wurden Leben und Bedeutung dieses Mannes geschildert²⁶.

Die Ehe von Louise Friderike Widenmann mit Eberhard Faber war nur von kurzer Dauer. Am 13. August 1819 wurde ihre Tochter Sophie Friderike und am 5. April 1822 ihre Tochter Marie Friederike geboren. Louise Friderike starb bald nach der Geburt ihres zweiten Kindes am 23. August 1822 im Alter von 25 Jahren. Die jüngere Tochter folgte am 19. Mai 1823 ihrer Mutter in das Grab. Der Pate der kleinen Sophie Friderike war ihr Tübinger Onkel Dr. Wilhelm Rapp.

Fünf Jahre nach dem frühzeitigen Tod seiner Frau hat Eberhard Faber noch einmal geheiratet. Sicherlich sind diese Jahre der Einsamkeit des Vaters der Grund dafür, daß die kleine Sophie bei ihrer Großmutter Widenmann aufwuchs. Erst nach deren Tode im Jahre 1839 kehrte sie in das Haus ihres Vaters und seiner neuen Familie zurück, verließ es aber schon nach zwei Jahren, um am 15. Mai 1841 den jungen Pfarrer Hermann Bauer in Gnadental zu heiraten.

Die Jugend und das Studium von Max Bauer

Das älteste Kind von Sophie (Abb. 6) und Hermann Bauer (Abb. 7) war ein Sohn, dann folgten acht Töchter. Eine genaue und liebevolle Schilderung dieser großen Familie und ihrer einzelnen Schicksale verdanken wir Gertrud Bauer (1861–1937), der zweitjüngsten Tochter. Auch das Pfarrhaus, zuerst in Gnadental, dann in Aalen, in Künzelsau und zuletzt in Weinsberg wird hier eindrucksvoll beschrieben. Dieser Familienbericht ist zusammen mit einer Würdigung Hermann Bauers des *Vaters der Aalener Geschichtsschreibung* von Karlheinz Bauer veröffentlicht worden²⁷. Auch die jüngste Tochter Cornelia Rocholl, geb. Bauer (1863–1951) hat einen bis in das Jahr 1591 zurückgehenden Bericht über ihre Eltern und deren Vorfahren verfaßt²⁸.

Max Hermann Bauer wurde am 13. September 1844 in Gnadental geboren. Die vielseitigen historischen Interessen seiner Eltern müssen auf den ganz jungen Max Eindruck gemacht haben. In Aalen, wo sein Vater sich auch politisch betätigte, schlug der Vierjährige in die gleiche Kerbe. 1848 war Friedrich Hecker der große Revolutionsheld dieser Gegend und überall hörte man das »Heckerlied« singen. Da zog auch der Kleine mit durch die Straße, hatte als Fahne ein Taschentuch an ein Lineal gebunden und rief: *Vivat Hecker, hoch!*

Mit 15 Jahren kam Max auf die *Königliche polytechnische Schule* in Stuttgart, eine Vorläuferin zunächst des *Polytechnikums* und später der *Technischen Hochschule*. Ein Familienstipendium verschaffte ihm ein Freiquartier im sogenannten *Neuen*

26 Anonymus: Medicinalrath Dr. v. Faber. Medizinisches Correspondenz-Blatt des Württ. Vereins, Jg. 43, S. 70 (1873).

27 *Karlheinz Bauer* (wie Anm. 1).

28 *Erinnerungen* (wie Anm. 22).



Abb. 6 Sophie Bauer, geb. Faber



Abb. 7 Hermann Bauer

Bau, einem seit 1820 bestehenden Internat. Wie sein Urgroßvater Widenmann begann auch Max Bauer seine vertiefte Ausbildung nicht auf einem Gymnasium, sondern auf einer Schule mit speziellen auf die Praxis gerichteten Ausbildungszielen. Deutsch, Englisch, Französisch, Naturwissenschaften, Maschinenbau und Religion, das waren die wichtigsten Fächer, die er in den Jahren von 1859–1862 zu lernen hatte. Dann folgte eine Maturitätsprüfung, die ihm ein akademisches Studium ermöglichte. Besonders scheint ihn damals die Chemie beeindruckt zu haben; sein Lehrer in diesem Fach war Hermann Fehling (1811–1885), ein Wissenschaftler, dessen Name auch heute noch jedem, der sich mit der Chemie der Zucker befaßt, vertraut ist.

Max hatte zunächst das Ziel, sich für den Württembergischen Bergbau ausbilden zu lassen. Häufige Besuche eines Eisenhüttenwerkes und Bergwerkes in Wasseralfingen bei Aalen hatten sein Interesse an diesem Beruf geweckt, Daneben aber, zur Absicherung, strebte er den Lehrerberuf an Realschulen an und studierte deshalb ab Herbst 1863 an der Universität Tübingen Naturwissenschaften und Mathematik mit den Schwerpunkten Mineralogie und Kristallographie. Professor von Quenstedt war hier sein prägender Lehrer in den Geowissenschaften, bei dem aus Kirchheim unter Teck stammenden Professor von Reusch hörte er Physik und mathematische Physik. Bald stellte sich heraus, daß es richtig gewesen war, auch die pädagogische Ausbildung während des Studiums zu berücksichtigen, denn die Arbeit in den Württembergischen Bergwerken wurde in diesen Jahren stark eingeschränkt. Nach dem »ersten Theile der theoretischen Prüfung« vom November 1864, abgelegt beim »königlichen Studienrath« wurde Max als Reallehramtsverweser in Heidenheim, Neuenbürg und Gaildorf eingesetzt.

Vom Jahre 1866 an traten verschiedene Ereignisse ein, die das Leben des jungen Realschullehrers verändern sollten. Bei flüchtiger Betrachtung der Dinge könnte der Eindruck entstehen, als seien es hektische Jahre ohne Ordnung gewesen, in Wirklichkeit befaßte Max Bauer sich zielstrebig damit, seine akademische Laufbahn vorzubereiten.

Bei der zweiten Staatsprüfung der Realschullehrer verlangte die württembergische Schulverwaltung eine mündliche Prüfung in der französischen Sprache. Fürsorglich gab sie den Kandidaten Gelegenheit, in Paris die Sprachkenntnisse zu vervollkommen. So finden wir Max im Jahr 1867 in der französischen Hauptstadt. Ein Brief von Dr. Julius Robert Mayer, dem Entdecker der Erhaltung der Energie vom 21. Januar 1867 an seinen Freund Hermann Bauer nimmt darauf Bezug:

Lieber Freund! Beifolgend erhältst Du einige Karten für Deinen Sohn, die derselbe beliebig verwenden kann, da mein Name wohl jedem namhaften Gelehrten in Paris bekannt ist. Beispielsweise will ich außer Prof. Laskin, den ich, wie gesagt, bei A. Gion in Logelbach (bei Colmar) persönlich kennengelernt und Regnault, Leon Foucault, Leverrier, Fay nennen. Es soll mich freuen, wenn meine Introduction Deinem Sohn von einigem Nutzen sein kann und bitte denselben bestens zu grüßen.

Heilbronn, 21. Jan. 67

Dein treuer Freund
R. Mayer

Hermann Bauer leitete diesen Brief an Max weiter und benutzte als sparsamer Hausvater die unbeschriebenen Teile der Vorderseite und die gesamte Rückseite für Mitteilungen an seinen Sohn.

An der Sorbonne empfing Max reiche Anregungen und konnte so seinen wissenschaftlichen Horizont stark erweitern, aber dann erkrankte er so schwer an Typhus, daß ihn sein Vater im Herbst 1867 zur Pflege in das elterliche Haus zurückholen mußte. Bis zum Jahre 1868 litt er an den Folgen dieser Krankheit; eine Tätigkeit an der Realschule in Rottenburg am Neckar, die in diesen Zeitabschnitt fiel, war nur von kurzer Dauer.

Schon am 15. Mai 1867 war es Max gelungen, bei Professor Quenstedt zum Dr. rer. nat. zu promovieren. Seine Doktorarbeit *Die Brauneisengänge von Neuenbürg* erschien bereits 1866 in einer Fachzeitschrift und wurde 1867 als Dissertation gedruckt.

Nach seiner Rückkehr aus Paris und nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit strebte der junge Doktor eine weitere vertiefte Ausbildung in Tübingen an. Die Universität hatte in diesen Jahren nach langwierigen Verhandlungen eine selbständige naturwissenschaftliche Fakultät erhalten, die aus der philosophischen hervorgegangen war. Stud. phil. Max Bauer hatte im Wintersemester 1863/64 mit dem Studium begonnen, als Stud. rer. nat. setzte er es im Wintersemester 1868/69 fort, wobei er von Professor Eduard von Reusch in den Fächern Kristallographie und Physik besonders gefördert wurde. In zwei *Studien- und Sittenzeugnissen* von 1865 und von 1871 bescheinigte die Königlich Württembergische Universität Tübingen ihm seine Vorlesungen und Übungen und außerdem: »Was sein Betragen betrifft, so war dasselbe den akademischen Gesetzen ganz angemessen«.

Am 11. November 1868 starb Professor Wilhelm von Rapp in Tübingen. Der bereits erwähnte Gelehrte und Ehrenbürger seiner Stadt hatte sich als Verfasser zahlreicher Schriften und durch objektiv-klare Vorlesungen hervorgetan, daneben aber auch die ärztliche Tätigkeit am Patienten nicht vernachlässigt. Im Jahr 1856 hatte er sich vom akademischen Lehramt zurückgezogen, um sich ganz seiner ausgedehnten Praxis widmen zu können. Rapp war Junggeselle und so kam es, daß sein gesamtes nicht unbeträchtliches Vermögen an seine Patentochter Sophie Bauer, geb. Faber, fiel. Im Nachlaß befand sich auch eine große Bibliothek, aus der Max sich wertvolle Werke, die sein Fach betrafen, aussuchen durfte. Von einem seiner Patienten, dem Bischof von Rottenburg Karl Joseph von Hefe, hatte Rapp eine vergoldete Standuhr als Geschenk erhalten, die von Johann Heinrich Dannecker modelliert worden war. Sophie Bauer hat sie später an ihren Sohn Max weitervererbt. Die wertvolle Uhr blieb im Familienbesitz, bis sie 1945 bei der Einnahme Berlins verloren ging.

Die zahlreichen Aktivitäten und Interessen des Dekans Hermann Bauer sind nicht nur schriftlich²⁹, sondern auch in mündlichen Familienüberlieferungen gewürdigt worden. Von seiner Konzentrationsfähigkeit und seinem Vermögen, die Gedanken rasch zu ordnen, aber auch von seiner gütigen Strenge, mit der er der großen

Kinderschar begegnete, ist da die Rede. Vielleicht geht aus den Schriften nicht für alle Leser klar genug hervor, wie sehr die stille Tätigkeit Sophie Bauers dazu beigetragen hat, das Ansehen ihres Mannes in diesem Licht erscheinen zu lassen. Von den neun Kindern des Ehepaars waren zwei sehr früh gestorben, die anderen wuchsen heran und waren schon erwachsen, als Professor Rapp starb. Man kann sich vorstellen, welche Aufgaben Sophie Bauer zu lösen hatte, als sie diesen Haushalt mit den bescheidenen zur Verfügung stehenden Mitteln so führte, daß dabei Zeit und Ruhe für die Schreibtischarbeiten ihres Mannes herauskamen. Am Haushalt des Dekans in Weinsberg hat sich nach Eintreffen der Rapp'schen Erbschaft wahrscheinlich nicht viel geändert. Sophie Bauer hatte eine andere Verwendung für die plötzlich zur Verfügung stehenden Mittel: Die Ausbildung aller Kinder wurde von 1868 an mit großer Tatkraft verstärkt fortgesetzt, der Horizont wurde drastisch erweitert. Bildungsreisen, vorwiegend nach Italien, wurden unternommen; Berta, die 1854 geborene Tochter erhielt die Gelegenheit, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf mehreren Reisen Sprache und Kultur des Landes kennenzulernen, Gertrud Bauer (geb. 1861) bekam später eine Ausbildung an der Kunstakademie in München, um nur einige Beispiele für diese Aktivitäten zu nennen. Die Bemühungen Sophie Bauers, ihren Kindern zusätzliches Wissen und fremde Kulturen nahezubringen, haben von nun an ihr Leben begleitet. Nach dem Tode Hermann Bauers am 18. Mai 1872 lag die Verantwortung für die Ausbildung ihrer jüngeren Kinder allein auf ihren Schultern. Als sie zwölf Jahre nach ihrem Mann am 12. Mai 1884 in Cannstatt starb, verlor die Familie eine große und weit in die Zukunft blickende Persönlichkeit.

Es ist nicht genau bekannt, zu welchem Zeitpunkt Max Bauer den Lehrerberuf aufgab, um sich endgültig der Wissenschaft zu verschreiben, aber es darf mit gutem Grund vermutet werden, daß dieser Entschluß unter dem Eindruck der in Paris empfangenen Anregungen und unter Ausnutzung der neuen finanziellen Möglichkeiten im Jahre 1868 gefaßt wurde.

Um seine Ausbildung abzuschließen, wechselte Max im Wintersemester 1869 an die Berliner Universität. Gustav Rose, der bedeutende und vielseitige Mineraloge, der bereits im Jahre 1829 zusammen mit Alexander von Humboldt eine wissenschaftliche Reise in den Ural und in den Altai unternommen hatte, der als Erforscher der Meteorite hervorgetreten war, und dem sein Fach eine richtungsweisende Theorie über den Zusammenhang zwischen Kristallform und chemischem Aufbau eines Minerals verdankt, war die Persönlichkeit, die den jungen Mineralogen anzog. Zu dem damals schon 71 Jahre alten Rose entstand eine Beziehung, die für Bauers spätere Laufbahn von entscheidender Bedeutung werden sollte. Bei Professor Rose hörte er damals »Mineralogie«, bei Professor Beyrich »Geognosie« und bei Professor Roth »Chemische Geologie«. Zu dem 1869 noch in Breslau später in Berlin lehrenden Professor Martin Websky wurden freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. In Berlin führte Max Bauer seine erste große wissenschaftliche Arbeit aus. Er befaßte sich mit dem Scheelit, einem auch unter dem Namen Tungstein bekannten Mineral. Es handelt sich dabei um

Calciumwolframat, das zu Ehren des schwedischen Chemikers Karl Wilhelm Scheele, die zuerst genannte Bezeichnung erhielt. Material für diese Untersuchung stand Bauer in mehreren reichhaltigen Berliner Sammlungen zur Verfügung. 1871 legte er seine Ergebnisse unter dem Titel »Kristallographische Untersuchung des Scheelits« der Tübinger naturwissenschaftlichen Fakultät als Habilitationsschrift vor.

Max Bauer in Göttingen, Berlin und Königsberg

In Tübingen war Quenstedt offenbar nicht gewillt, den Gedankengängen seines früheren Schülers zu folgen. Die Habilitationsschrift wurde einer strengen Beurteilung unterworfen (charakterisiert durch zahlreiche mit verschiedenen Farbstiften angebrachte Korrekturen), im Colloquium am 3. August versuchte man, den Habilitanden durch fortwährende Zwischenbemerkungen aus dem Konzept zu bringen. Fragt man nach den Gründen für dieses ganz und gar unübliche Vorgehen eines alten und hochangesehenen Professors gegenüber einem Wissenschaftler, der dabei ist, sich für das akademische Lehramt zu qualifizieren, so geben die Akten aus der damaligen Zeit nur ungenügende Auskunft. Gewiß spielte eine Rolle, daß unter Quenstedt zu der Zeit die paläontologisch-geologische Richtung in Tübingen besonders gepflegt wurde, während sein Schüler sich für eine Laufbahn als Geologe und Mineraloge entschieden hatte. Dieser Ansicht war Max Bauer selber und ähnliches ist auch einem Nekrolog auf Max Bauer zu entnehmen³⁰. Sicherlich stieß eine Arbeit, die im fernen Berlin aus einer anderen Schule hervorgegangen war, in Tübingen auf eine besonders aufmerksame und dabei kritische Beachtung.

Max ließ sich ganz offensichtlich durch diesen Mißerfolg nicht entmutigen. Noch in demselben Jahr 1871 finden wir ihn als Privatdozenten für Mineralogie und Geologie an der Universität Göttingen. Bei Professor Karl Albert Ludwig von Seebach, der wie Quenstedt das Fach Geologie und Paläontologie vertrat, gab es keine Schwierigkeiten mit der Schrift und mit dem Colloquium.

Während dieser für Max Bauer ereignisreichen Jahre hatte sich auch die Welt um ihn herum drastisch verändert. Um dieses andeutungsweise zu belegen, müssen wir noch einmal bis in das Jahr 1848 zurückgehen. Es wurde schon erwähnt, daß der Vater Hermann Bauer sich in dieser Zeit in Aalen vielseitig betätigte. Er war seiner Gemeinde auch in politischen Dingen Vorbild und Führer und hatte als gewandter Redner so viele Anhänger, daß man ihm nahelegte, sich für das Parlament in der Paulskirche zu bewerben. Bescheiden trat er hinter dem Tübinger Staatsrechtslehrer und Führer des südwestdeutschen Liberalismus Robert Mohl zurück, wurde aber als dessen Stellvertreter gewählt. Hermann war wie Mohl liberal, dabei einsichtsvoll und weit entfernt von der Abneigung gegen Preußen, die sich vor und um 1866 in Süddeutschland ausbreitete. Er trat für die von Bismarck erstrebte kleindeutsche Lösung der Zukunftsfrage Deutschlands ein und betrachtete die Ereignisse von 1870/71 als die Erfüllung seiner Jugendträume.

So sah das familiäre und politische Umfeld aus, in das Max hineinwuchs. Die liberale Einstellung der Eltern sollte auch ihn sein ganzes Leben lang begleiten. Seine Studien in Berlin erfuhren durch den deutsch-französischen Krieg eine Unterbrechung. Da Max nicht mit der Waffe beim Militär gedient hatte und schon 26 Jahre alt war, fuhr er als Kriegsfreiwilliger mit einer Sanitätskolonne nach Westen, kehrte gesund zurück und durfte seine friedliche Arbeit schon 1871 wieder aufnehmen.

Göttingen konnte den jungen Privatdozenten nicht lange halten. Es gab nun ein Deutsches Reich; der deutschsprachige Raum stand für akademische Laufbahnen ohne Behinderungen zur Verfügung. Nach einem Jahr in Göttingen, im Herbst 1872, übernahm Bauer auf Wunsch Gustav Roses die erste Assistentenstelle an den mineralogischen Sammlungen der Berliner Universität. Als Rose im Sommer 1873 starb, wurde sein Nachfolger Professor Martin Websky (1824–1886) der, wie sein Vorgänger, Max Bauer mit großem Wohlwollen entgegenkam. Es entwickelte sich eine Freundschaft mit dem 20 Jahre älteren Kollegen, die bis zu seinem Tode anhielt. 1887 fiel Bauer die traurige Aufgabe zu, einen Nekrolog auf seinen Freund zu schreiben.

Eine andere wichtige Freundschaft mit dem Paläontologen Wilhelm Barnim Dames (1843–1898) begann ebenfalls in Bauers Berliner Zeit, eine Freundschaft, die bis zum Tode gehalten hat und den Freund später zum Paten von Bauers älterem Sohn Hermann werden ließ. Im Jahre 1884 erregte Dames mit der ersten wissenschaftlichen Beschreibung des bei Solnhofen gefundenen Urvogels *Archäopteryx* Aufsehen bei seinen Fachgenossen.

Neben seiner Arbeit in den Sammlungen bekam Bauer in Berlin einen ausreichend bezahlten Lehrauftrag und wurde Mitarbeiter bei den Kartenaufnahmen der Königlich Geologischen Landesanstalt in Berlin. Hierdurch waren die materiellen Möglichkeiten gegeben, eine Familie zu gründen. Am 7. April 1874 heiratete er Julie Schnurrer, die am 14. Januar 1853 geborene Tochter des Stuttgarter Oberfinanzrates Wilhelm Heinrich August Schnurrer und seiner Frau Louise Friederike, geb. Schnurrer. Louise Friederike war die Enkelin des schon erwähnten Kanzlers der Tübinger Universität Christian Friedrich Schnurrer.

Drei Jahre nach der Umhabilitation wurde Bauer im April 1875 als Ordinarius für Mineralogie und Geologie an die Universität Königsberg berufen.

In der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Max und Julie Bauer nach Königsberg zogen, wurde die Hauptstadt Ostpreußens mehr durch militärische Einrichtungen geprägt, als durch die altehrwürdige Albertina. Die Stadt war zu dieser Zeit eine geschlossene Festung. Außerhalb des Walles und der Tore gab es keine Wohnhäuser, nur überschaubares Feld, das im Kriegsfall leicht unter Feuer genommen werden konnte. Durch das starre, um alles gezogene Festungswerk mit seinen Mauern, Gräben, Kasematten, Schießscharten usw. wurde ein Wachsen der Stadt praktisch unmöglich gemacht, und das war der Grund, weshalb in ihren Mauern eine große Wohnungsnot herrschte. Eine wachsende Familie hatte es schwer: Mit jedem Kind wurde die Wohnung zu eng und es mußte der mühevollen Versuch unternommen werden, sie gegen eine größere zu tauschen.

Das waren die äußeren Verhältnisse, denen sich die Bauers gegenüberstehen. Erst am Ende des Jahrhunderts, als sie schon lange in Marburg wohnten, besserten sich die Verhältnisse: Die Stadt Königsberg konnte sich nach Auflassung des Verteidigungsringes in Richtung Westen und Norden auf die »Hufen« genannten Felder ausdehnen. Der Vorgänger Max Bauers auf dem Lehrstuhl für Mineralogie in Königsberg war Franz Ernst Neumann, Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite und Empfänger zahlreicher weiterer Auszeichnungen und Ehrungen. Der im Jahre 1798 geborene Gelehrte hatte sich zu Beginn seiner Laufbahn mit den physikalischen Eigenschaften der Mineralien befaßt, wandte sich dann immer mehr der Physik und später der mathematischen Physik zu. Ab 1830 las er in Königsberg über alle Gebiete der theoretischen Physik, und heute gilt er als der Begründer dieses Faches in Deutschland. Für seine wissenschaftlichen Arbeiten benötigte Neumann wenig Material und nicht viele Räume. So kam es, daß das mineralogische Institut bei Bauers Amtsantritt in einem desolaten Zustand war. Machte man Neumann Vorhaltungen deswegen und schlug man vor, er solle doch besondere Zuwendungen verlangen, so antwortete er getreu der Haltung des Preußentums jener Tage: *Wenn S. M., unser allergnädigster König der Meinung sein sollten, daß für Ihr mineralogisches Institut etwas weiteres getan werden müsse, so werden Sie schon Allerhöchst ihren Willen äußern*³¹.

Mit der Neuordnung der Mineraliensammlung und einer Ausstattung des Instituts mit wissenschaftlichen Instrumenten fand Bauer ein reiches und dankbares Betätigungsfeld. Die Achtung vor der überragenden Größe seines Vorgängers wurde dadurch nicht vermindert. Bald verband ein freundschaftlicher Verkehr die beiden Mineralogen miteinander. In der Königsberger Zeit entstand Bauers großes Lehrbuch der Mineralogie, dessen erste Auflage er Professor Neumann zu dessen sechzigjährigem Doktorjubiläum in Dankbarkeit und Verehrung widmete.

Auch mit Felix Dahn wurde in diesen Jahren ein freundschaftlicher Verkehr gepflegt. Bauers Kollege an der juristischen Fakultät stand nach den Ereignissen um 1870 auf dem Höhepunkt seines schriftstellerischen Schaffens. Was aber die beiden Professoren und ihre Familien noch mehr miteinander verband, war ein ständiges leises Heimweh nach Süddeutschland.

Für das Amtsjahr 1882/83 wurde Bauer zum Rektor der Universität gewählt, oder – genauer ausgedrückt – zum Prorektor, da der offizielle Rektor aller norddeutschen Universitäten zu der Zeit der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III war. 1858 hatte Friedrich Wilhelm die englische Prinzessin Viktoria geheiratet; zur silbernen Hochzeit wurden die Prorektoren eingeladen, und so reiste auch Max Bauer nach Berlin und nahm an der Feier teil, geschmückt mit einer Robe aus dunkelrotem Samt und einer Amtskette³².

Im selben Jahr erhielt er vom preußischen Kultusminister eine besondere Anerkennung für seine erfolgreiche Tätigkeit bei der Leitung des mineralogischen Instituts. Ein Jahr später im Oktober 1884 verließ er Königsberg, einem Ruf nach Marburg/

31 Erinnerungen von Walter Bauer (1877–1960), unveröffentlicht.

32 Erinnerungen von Hermann Bauer (1875–1958), unveröffentlicht.

Lahn folgend. Während der Königsberger Jahre war die Familie Bauer gewachsen: 1875 und 1877 wurden zwei Söhne geboren und 1880 folgte eine Tochter. Die schon erwähnte chronische Wohnungsnot brachte es mit sich, daß jedes Kind in einem anderen Haus zur Welt kam, Hermann, der Älteste, in einer wahren Notunterkunft, Walter dann schon unter bequemeren Verhältnissen in der Lobeckstraße 12. Sie hieß nach dem Klassischen Philologen Christian August Lobeck, der zu dem Kreis jener berühmten Königsberger Professoren gezählt werden kann, die die Stadt trotz verlockender Berufungen nie verlassen haben. Immanuel Kant, Franz Ernst Neumann und andere gehören hierher. In der dritten und letzten Wohnung, Königsstraße 8, war endlich genügend Platz für die Familie. Hier kam im Jahr 1880 die Tochter Helene Gertrud zur Welt. Die Bauers wohnten im 1. Stock des Hauses, im Parterre der Mathematiker Heinrich Weber und die Seinen; bald verband eine enge Freundschaft die beiden Familien miteinander. Leider erwies sich die Gesundheit von Julie Bauer als nicht widerstandsfähig genug für das rauhe Klima Königsbergs. Ihr einziger Bruder war in den siebziger Jahren an Tuberkulose gestorben, einer bei den Schnurrers verbreiteten Krankheit, und auch bei ihr zeigten sich Vorboten für dieses Übel. Trotz fürsorglicher Behandlung durch Professor Max Jaffe, dem Freund der Familie und trotz häufiger Sommeraufenthalte in Engelberg (Schweiz) blieb Julie die ganze Königsberger Zeit hindurch in einem labilen Gesundheitszustand, der es ihr nicht erlaubte, ihren Aufgaben als Hausfrau voll nachzukommen. In dieser sorgenvollen Zeit kam die jüngere Schwester von Max, Gertrud Bauer, zu Hilfe, kümmerte sich um die Erziehung der Kinder und um den Haushalt. Gertrud Bauer hat in diesen Jahren die pädagogische Tradition, die auf ihre Mutter Sophie Bauer und ihre Urgroßmutter Louise Widenmann zurückging, mit neuem Leben erfüllt. Selbst gerade 20 Jahre alt, kaum nach Abschluß ihrer künstlerischen Ausbildung in München, sprang sie in die Bresche und erwarb sich in kürzester Zeit einen liebevollen Respekt bei der jüngeren und großes Ansehen bei der älteren Generation.

Die Marburger Zeit

Mit den gesundheitlichen Schwierigkeiten seiner Frau war bei Bauer der Wunsch gewachsen, an einer klimatisch günstiger gelegenen Universität zu arbeiten. Es bestanden persönliche Beziehungen zu Doktor Friedrich Althoff, dem energischen Sachbearbeiter für Hochschulangelegenheiten im preußischen Kultusministerium. Dieser wurde mit den Veränderungsplänen vertraut gemacht und hierauf bezieht sich ein kurzes Schreiben Althoffs auf einer Visitenkarte (leider undatiert):

Verehrter Herr Professor! Schon vor dem Empfang Ihres werthen Schreibens hatte ich mich – bei meiner jüngsten Anwesenheit in Straßburg – im Sinne Ihrer Wünsche bemüht und ich habe Sie jetzt noch direkt dem dortigen Herrn Kurator warm empfohlen. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster F. A.

Ein Ruf nach Straßburg kam nicht zustande, wohl aber einer nach Marburg an der Lahn auf den Lehrstuhl für Mineralogie und Petrographie, den Bauer im Oktober

1884 annahm. Er wurde hier Nachfolger von Professor Friedrich Klocke, der nach schwerer Krankheit im Alter von erst 37 Jahren gestorben war. Auch in seinem neuen Wirkungsort erwartete Bauer die Aufgabe, das mineralogische Institut neu zu organisieren. Sein Vorgänger hatte zwar vieles bereits eingeleitet, hatte für Sammlungen gesorgt und dem Institut wissenschaftliche Instrumente geschenkt, beim Umbau waren jedoch bautechnische Fehler gemacht worden, so daß Forschung und Unterricht zunächst behindert wurden.

Um die Handlungsfähigkeit zu beschleunigen, hat Bauer bald nach seinem Eintreffen in Marburg dem mineralogischen Institut eine Schenkung gemacht, die unter dem 29. Oktober 1886 vom Königlichen Universitäts-Curatorium wie folgt quittiert wurde: *Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich hierdurch ergebenst zu benachrichtigen, daß Seine Majestät der Kaiser und König durch Allerhöchsten Erlaß vom 30. August d. J. der Universität zur Annahme der ihr von Euer Hochwohlgeboren als Geschenk zugeordneten Mineralien, Präparate, Apparate und Schriften im Werthe von 4000 M. die landesherrliche Genehmigung zu ertheilen Allernädigst geruht haben...* 10 Jahre später machte Bauer noch einmal ein ähnliches Geschenk im Werte von 4000 Mark an sein Institut.

Max Bauer war 40 Jahre alt, als er sein neues Amt in Marburg antrat. Die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind in den nun folgenden Jahren entstanden. Wie sein Urgroßvater interessierte er sich für die Erforschung der Basalte, später folgten Untersuchungen über den Laterit, das intensiv rot gefärbte Verwitterungsprodukt tropischer Gesteine. Seine weitgespannten Interessen führten ihn bis an die Grenzen zur Biologie. Eine Arbeit *Über die Kristallform des Histidin-Chlorhydrats* erschien 1896 in der Zeitschrift für physiologische Chemie. Auch geologische Aufgaben wurden bearbeitet. Im Thüringer Wald war er in den Universitätsferien über viele Jahre mit der Erforschung der geologischen Verhältnisse beschäftigt.

Von 1885 bis an sein Lebensende war Bauer zunächst zusammen mit seinem Freund Wilhelm B. Dames Mitredakteur, dann Hauptredakteur des »Neuen Jahrbuchs und des Centralblatts für Mineralogie, Geologie und Paläontologie«, der einzigen Zeitschrift, die das Gesamtgebiet der Erdwissenschaften umspannte. Diese Tätigkeit kostete ihn viel Zeit und nahm seine Arbeitskraft stark in Anspruch. Der Dank seiner Fachgenossen bestand darin, daß man ihm zu seinem 70. Geburtstag den 39. Beilage-Band als besondere Festschrift widmete.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten eine systematische Würdigung von Bauers wissenschaftlichen Leistungen zu versuchen. Sein Marburger Schüler, Dr. Reinhard Brauns (1861–1937), später Professor für Mineralogie in Bonn hat in einem warmherzigen Nachruf auf seinen Lehrer diese Aufgabe erfüllt³³. Ein Bericht von Elisabeth Greber über *Das Mineralogische Institut unter der Direktion von Max Bauer 1884–1915* erschien im Jahre 1978³⁴.

33 R. Brauns: Centralblatt für Mineralogie 1918, Nr. 5 und 6. S. 73–84.

34 R. Schmitz: Die Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg 1527–1977, N. G. Elwert Verlag Marburg (1978).

Betrachtet man das Schriftenverzeichnis von Bauer, dann findet man über die Jahre 1866–1916 verteilt 86 wissenschaftliche Veröffentlichungen. Fast in jedem dieser 51 Jahre erschienen eine oder mehrere Publikationen, nur nicht in der Zeit von 1883–1886 und von 1891–1895. In diesen Jahren war er mit der Niederschrift von zwei umfangreichen Büchern beschäftigt.

Eines wurde bereits erwähnt: Sein *Lehrbuch der Mineralogie* erschien 1886 in der ersten und 1903 in der zweiten Auflage. Der führende Kristallograph seiner Zeit Victor Goldschmidt (1853–1933) empfahl das Lehrbuch seinen Studenten an erster Stelle. Heute hat es nur noch historische Bedeutung: Die am Ende des 18. Jahrhunderts beginnende, sich verstärkt bis heute fortsetzende Beschleunigung der naturwissenschaftlichen Forschung läßt Lehrbücher dieser Fächer rascher veralten als geisteswissenschaftliche Werke. Auch Johann Friedrich Wilhelm Widenmanns Handbuch, das einen hundert Jahre älteren Wissensstand widerspiegelte, war es so ergangen. Bauer zitierte es im Literaturverzeichnis als ältestes ihm bekanntes Lehrbuch der Mineralogie, nahm jedoch fachlich an keiner Stelle Bezug auf das Werk seines Vorfahren.

Im Jahre 1890 kam in New York ein Buch von George Frederick Kunz heraus, »Gems and precious stones of North America«, das sich rasch große Anerkennung beim fachkundigen Publikum erwarb. Kunz (1856–1932), ein genialer Autodidakt, Kenner und auch Händler von Edelsteinen, ohne abgeschlossene Universitätsausbildung, war schon im Alter von 24 Jahren als Experte bei der berühmten Firma Tiffany in New York tätig. Von den zahlreichen Schriften, die er publizierte, wurde sein Buch über die Edelsteine Nordamerikas am bekanntesten. Es stellt einen leicht verständlichen Leitfaden für die Sammler von Mineralien, Edelsteinen und Halbedelsteinen dar, in dem als einzige Anforderung an die naturwissenschaftliche Vorbildung eines Lesers das Verständnis für chemische Analysen vorausgesetzt wird.

Später wurde das Lebenswerk von Kunz mit zahlreichen Ehrungen bedacht; so erhielt er im Jahre 1906 die Würde eines Ehrendoktors der Universität Marburg.

Kurz nachdem das Edelsteinbuch von Kunz erschienen war, trat der Verlag C. H. Tauchnitz in Leipzig an Bauer mit der Aufforderung heran, dem deutschsprachigen Publikum ein Werk vorzulegen, das ein Gegenstück zu dem vielgelobten Buch des amerikanischen Edelsteinfachmanns sein sollte. Das war die Anregung zu Bauers zweitem großen Buch »Edelsteinkunde« (Abb. 8, 9) mit dem weitgespannten Untertitel *Eine allgemein verständliche Darstellung der Eigenschaften, des Vorkommens und der Verwendung der Edelsteine, nebst einer Anleitung zur Bestimmung derselben für Mineralogen, Steinschleifer, Juweliere etc.*, das 1896 erschien. Im Vorwort heißt es: *Es wurde dabei kein gelehrtes Publikum vorausgesetzt, aber ein solches, das doch nicht ganz ohne naturwissenschaftliche Vorkenntnisse ist. Die Darstellung wurde so zu geben versucht, daß ein mit guten Schulkenntnissen ausgestatteter Leser zu folgen vermag.* Das Buch beschränkt sich nicht auf eine Region der Erde; es ist deshalb viel umfangreicher und wegen seiner naturwissenschaftlichen Basis bedeutender als das Vorbild von Kunz. In der *Edelsteinkunde*

EDELSTEINKUNDE.

EINE ALLGEMEIN VERSTÄNDLICHE DARSTELLUNG
DER EIGENSCHAFTEN, DES VORKOMMENS UND DER VERWENDUNG DER
EDELSTEINE, NEBST EINER ANLEITUNG ZUR BESTIMMUNG DERSELBEN

FÜR

MINERALOGEN, STEINSCHLEIFER, JUWELIERE ETC.

VON

DR. MAX BAUER,

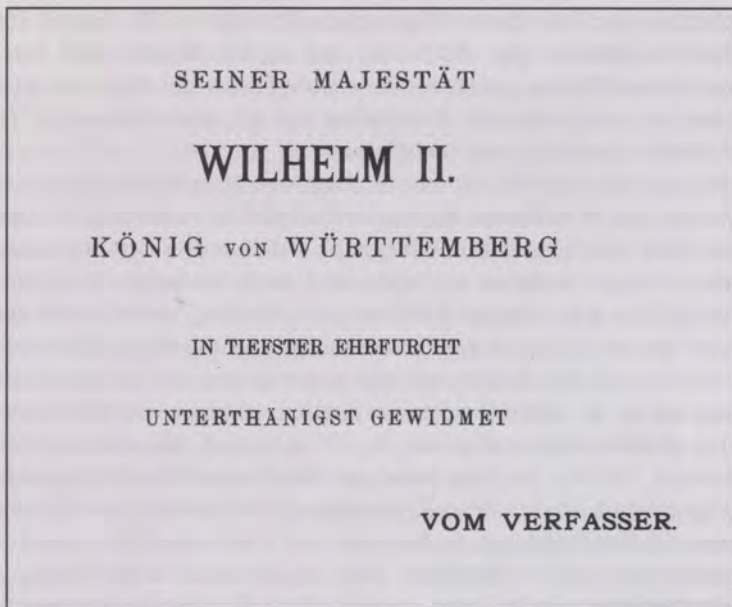
GEHEIMEM REGIERUNGSRAT
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MARRURG.

MIT 20 TAFELN IN FARBENDRUCK, LITHOGRAPHIE, AUTOTYPIE ETC., SOWIE
94 ABBILDUNGEN IM TEXT.



LEIPZIG
CHR. HERM. TAUCHNITZ
1896.

Abb. 9



werden gesicherte Erkenntnisse vor dem Leser ausgebreitet, keine Theorien und nicht solche Methoden, die rasch durch bessere ersetzt werden können. Das ist einer der Gründe dafür, daß das Werk nicht das soeben skizzierte Schicksal naturwissenschaftlicher Lehrbücher teilt. R. Brauns charakterisiert es in dem Nachruf auf seinen akademischen Lehrer wie folgt: *Das prächtig ausgestattete Werk selbst ist das umfassendste und vollständigste dieser Art in der Literatur aller Länder und hat schon nach wenig über 10 Jahren eine zweite Auflage erlebt*³⁵.

Im Jahre 1932 kam eine dritte von Bauers Schüler Karl Schloßmacher vollkommen neu bearbeitete Auflage dazu. Schon 1904 hatte L. J. Spencer vom Britischen Museum eine englische Übersetzung erarbeitet, der 1968 eine durchgesehene amerikanische Ausgabe von Dr. Edward Olsen, dem Kurator für Mineralogie am Field Museum für Naturgeschichte in Chicago folgte: »Precious Stones by Dr. Max Bauer«. Es ist überraschend, festzustellen, daß die ursprüngliche Fassung von 1896 und das Werk von 1968 immer noch in vielen Einzelheiten identisch sind. Beispielsweise findet man die schönen, aber mit der Technik des ausgehenden 19. Jahrhunderts angefertigten bunten Abbildungen der Edelsteine fast vollkommen in der modernen amerikanischen Ausgabe wieder. Auch das berühmte Buch von Kunz erlebte 1968 in USA einen Neudruck.

Daß die »Edelsteinkunde« ihre Wirkung auf den von Bauer angesprochenen Leserkreis über nun fast 100 Jahre bewahrt hat, geht auch aus einer Buchbespre-

35 Brauns (wie Anm. 33).

chung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 28. August 1985 hervor. Hier heißt es: *Bücher über Edelsteine sind in der jüngsten Zeit am laufenden Band erschienen. Häufig spekulieren sie auf die Freude der Leser am schönen Bild, selten sind sie hochqualifizierte Fachbücher wie der deutschsprachige, längst vergriffene Klassiker von Bauer und Schloßmacher.*

Als ein Hinweis für die Entwicklung der Naturwissenschaften in den hundert Jahren von Widenmann bis Bauer kann die Beschreibung des Diamanten herhalten. Wie schwierig es für Widenmann war, aus den ihm bekannten Experimenten die richtigen Schlüsse zu ziehen und seine Gedanken von dem nichtsnutzigen Ballast der alten Naturphilosophie freizumachen, wurde bereits geschildert. Bauer stellt an den Anfang seiner Beschreibung die Tatsache, daß wir es beim Diamanten nicht nur mit dem interessantesten, sondern auch mit dem seltsamsten Edelstein zu tun haben. Er unterscheidet sich nämlich dadurch von allen anderen, daß er nur aus einem einzigen Element, dem Kohlenstoff (in seiner kristallisierten Form) besteht. Das war der feste Stand des Wissens im Jahre 1896, und die wunderbaren Experimente, die zu dieser Erkenntnis geführt haben, sind zeitlos richtig, gehören aber der Geschichte an. So hat alles, was Bauer über die Diamanten schrieb, auch heute seine volle Gültigkeit, auch wenn durch Experimente, die erst später durchgeführt wurden, zum Beispiel durch Röntgenstrukturanalysen, das Wissen der Fachgelehrten noch einmal stark erweitert werden konnte.

Bei der Beschreibung anderer Edelsteine wird ebenfalls aus dem vorhandenen wissenschaftlichen Material kritisch das unabhängig von der weiteren Entwicklung Gültige herausgeholt; auch dieses Vorgehen hat dazu beigetragen, der »Edelsteinkunde« bis heute eine interessierte Leserschaft zu erhalten.

Das Leben in der Roserstraße

Marburg gehörte am Ende des 19. Jahrhunderts mit seinen ungefähr 12000 Einwohnern zu den kleineren deutschen Universitätsstädten. In der Roserstraße 18 (heute: Wilhelm Roserstraße) erwarb die Familie bereits im Jahre 1885 ein im Rohbau stehendes Haus, das nach ihren Wünschen fertiggestellt wurde. Seine sonnenbegünstigte, windgeschützte Lage und das vergleichsweise milde Klima Marburgs waren ein Grund dafür, daß sich die Gesundheit von Julie Bauer bald stabilisierte und damit der Umzug aus dem fernen Königsberg eine zusätzliche Rechtfertigung erfuhr.

Im Haus gegenüber auf der Roserstraße wohnte die Familie des Mathematikers Heinrich Weber (1842–1913), die schon seit der Königsberger Zeit mit den Bauers in herzlicher Freundschaft verbunden war. Der Sohn Heinrichs, Professor Rudolf Weber (1874–1920) heiratete 1907 Helene Bauer, wodurch die beiden Familien auch verwandtschaftlich verbunden wurden. Nachbarn von Webers waren der mit ihnen und Bauers befreundete Zoologe Eugen Korschelt und seine Familie. Ein weiterer Nachbar und Freund auf der Roserstraße war Julius Wellhausen (1844–1918), der bedeutende Alttestamentler und Träger des Ordens Pour le

mérite, der in den Jahren 1885–1892 in Marburg eine Professur für orientalische Sprachen innehatte. Auch Adolf von Harnack (1851–1930), der von 1886–1888 in Marburg Professor für Kirchengeschichte war, und später der erste Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wurde, gehörte damals zu Bauers Freundeskreis. Neben Wellhausens Haus befand sich die große Villa des Chirurgen Wilhelm Roser, nach dem die Straße später ihren Namen erhielt. Roser, von schwäbischer Abstammung, war Oberamtsarzt in Reutlingen gewesen, bevor er wegen seiner außergewöhnlichen Leistungen den Ruf als Ordinarius nach Marburg erhalten hatte. Er war einer der Pioniere, die die deutsche Medizin aus einer romantischen Vergangenheit in eine rationelle Zukunft führen wollten. Es kann fast als Symbol für den Erfolg seiner Bemühungen angesehen werden, daß seit 1895 Emil von Behring und seine Familie im Roserschen Haus wohnten. Der ehemalige Mitarbeiter von Robert Koch und Entdecker des Diphtherie-Antitoxins hat bis zu seinem Lebensende (1917) dort gewohnt. Im Jahre 1901 erhielt er den ersten Nobelpreis, der für Leistungen auf medizinischem Gebiet vergeben wurde.

So war die Familie Bauer (Abb. 10) von einem anregenden Kreis von Nachbarn umgeben. Max Bauer hatte sich nicht zu einem zurückgezogenen Gelehrten entwickelt, gesellschaftliche Veranstaltungen aller Art, auch Familienunternehmungen, spielten in seinem Leben eine Rolle, als wichtiger Ausgleich für die Arbeiten im Institut. Die Möglichkeiten, sich zu sehen und miteinander Kontakt zu halten, waren auf der Roserstraße in einfacher Weise gegeben. Solche räumlichen Überschaubarkeiten waren charakteristisch für kleine Universitätsstädte.

Im Marburger Universitätsbetrieb war Max Bauer zweimal als Dekan und im Amtsjahr 1892/93 als Rektor tätig, wobei er sich mit einem Vortrag über »Rubin und Saphir« in sein Amt einführte. Eine örtliche Spezialität jener Tage war es, daß Magnifizenz neben anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen seine Kollegen mehrere Male zu einem »Rektorkaffee« einzuladen hatte. Es waren dieses für die damalige Zeit sehr unkonventionelle Festlichkeiten; nicht nur Kaffee gab es bei solchen Gelegenheiten, sondern auch alkoholische Getränke und belegte Brötchen. Die Tradition verlangte es, daß dabei aus langen holländischen Tonpfeifen geraucht wurde. Ein Photo aus dem Jahre 1893 zeigt die Professoren Weber, Wellhausen und Bauer im Garten in der Roserstraße 18 bei einer Besprechung während eines Rektorkaffees (Abb. 11).

Die Rektoratszeit Bauers wurde jedoch nicht durch gemütliche Geselligkeit, sondern durch Aufregungen geprägt. Der Lehrkörper der Universität war zu dieser Zeit gespalten, was, geht man auf die in der Tiefe liegenden Ursachen zurück, dem verdienstvollen, mächtigen aber auch skrupellosen Leiter der Hochschulabteilung im Preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff zu verdanken war. Es wurde bereits erwähnt, daß persönliche Beziehungen zwischen ihm und Bauer bestanden. Der Professor in Marburg, der jedoch das besondere Vertrauen des Gewaltigen genoß, war Geheimrat Külz, der Inhaber des Lehrstuhls für Physiologie. Dieser soll Althoff auch bei der Behandlung von dessen Diabetes ein ärztlicher Berater gewesen sein. Es gab bei den Professoren damals in Marburg – salopp gesprochen



Abb. 10 Familie Bauer, 1892



Abb. 11 Von links nach rechts die Professoren Weber, Wellhausen, Bauer, 1893

– eine »Külzpartei« und eine andere entgegengesetzt ausgerichtete, in der sich zwanglos diejenigen zusammenfanden, die etwas weniger obrigkeitshörig waren. Zu diesen gehörte, seiner schwäbischen Familientradition folgend, auch Max Bauer³⁶. Külz besaß Einfluß in Berlin und das prägte sein Auftreten in Marburg. Er fühlte sich in seiner Position so sicher, daß er sich den Studenten gegenüber keinerlei Zurückhaltung auferlegte und sie mit beleidigenden Worten herausforderte. Es kam zu einem von dem Medizinstudenten von Both organisierten Vorlesungsboykott und weiterhin zu einer maßvollen Demonstration der gesamten Studentenschaft vor dem physiologischen Institut, bei der die studentischen Rechte eingefordert wurden. Die Sache bekam später ein Eigenleben: Die Presse berichtete aus verschiedenen Blickwinkeln über den »Külzstreik«, man befürchtete einen Exodus der Medizinstudenten mit all seinen wirtschaftlichen Folgen für die kleine Stadt; es wurde sogar schon von einer zeitweisen Schließung der Universität gesprochen³⁷. Der Rektor riet den Studenten zur Mäßigung, konnte aber auch nicht verhehlen, daß Grund genug zur Unzufriedenheit vorläge und stellte sich, als nunmehr die Regierung sich einmischte und den Regierungsrat Dr. Schmidt zur Klärung nach Marburg schickte, vor seine Studenten und nahm an einem Kommers teil, zu dem von Both und seine Freunde ihn eingeladen hatten. Hieran nahm nun das Kultusministerium in Berlin Anstoß und ordnete eine Untersuchung durch den Kurator Steinmetz an, die natürlich ergebnislos verlief.

Offiziell wurden alle Aufregungen im Sommer 1893 dadurch beendet, daß Professor Külz seine verletzenden Äußerungen zurücknahm³⁸ und daß Bauer für stud. med. von Both und seine Freunde eine milde Bestrafung durchsetzen konnte, bei der kein Student relegiert wurde.

Von den Studenten erhielt Bauer etwas später, als er Prorektor war, eine in feinsten blauen Samt gebundene, mit silbernen Wappen verzierte, im Geschmack des beginnenden Jugendstils verfertigte Adresse (Abb. 12) mit folgendem Wortlaut:

*Adresse der Korporationen der Alma Mater Philippina
dem Herrn Prorektor Professor Dr. Max Bauer Ritter pp. gewidmet
und dargebracht im Wintersemester 1893–94.*

*Hochzuverehrender Herr Prorektor! Sehr geehrter Herr Professor!
Da es den Korporationen der Alma Mater Philippina leider nicht möglich war, Ew. Hochwohlgeboren den Ausdruck ihrer Dankbarkeit persönlich darzubringen und durch einen Fackelzug die Verdienste, die Ew. Hochwohlgeboren während der Zeit Ihres Rektorates um die gesamte Marburger Studentenschaft unzweifelhaft erworben haben, ehren zu können, so bitten dieselben Ew. Hochwohlgeboren durch die Annahme dieser Adresse gütigst die Äußerung des Dankes der unterzeichneten Korporationen entgegennehmen und dadurch bestätigen zu wollen, daß, solange die Alma Mater Philippina*

36 Klaus Bauer (wie Anm. 1).

37 Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung, 7. Jahrgang, Nr. 15 (1. 8. 1893).

38 (Wie Anm. 37).



Abb. 12

steht, die Einigkeit zwischen den hochgelehrten Herren Professoren und der Studentenschaft unverändert fort dauern wird.

Möge es Ihnen, Hochgeehrter Herr Prorektor und Professor beschieden sein, noch lange der Marburger Universität zum Ruhme zu gereichen, zu Ehren der Wissenschaft, zu Nutz und Frommen der Studenten.

Die Korporation der Alma Mater Philippina.

Es folgen 71 Unterschriften für 24 Studentenverbindungen.

Wenn auch der *Külzstreik* Unruhe und Aufregungen in das Leben Bauers, seiner Familie und in die ganze Stadt Marburg brachte, so handelte es sich doch nur um ein lokales Ereignis. Die Politik in der Hauptstadt führte in jenen Jahren zu Veränderungen von viel größerer Tragweite. Im berühmten *Dreikaiserjahr* 1888 war Kaiser Wilhelm II nach dem Tode seines Großvaters, Kaiser Wilhelm I und seines Vaters Kaiser Friedrich III auf den Thron gekommen. Der junge Kaiser geriet rasch in einen so starken Gegensatz zu Bismarck, daß der alte Kanzler 1890 unter unwürdigen Begleitumständen zurücktrat. Auch der liberale und weitsichtige preußische Kultusminister Gustav von Goßler verlor in diesem Jahr sein Amt. Nachfolger Bismarcks als Reichskanzler und als preußischer Ministerpräsident wurde der aktive General Leo von Caprivi, der nur wenige Jahre die Geschäfte führen konnte, dann beim Kaiser »in Unnade« fiel und durch den 75jährigen Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst ersetzt wurde. Es begannen die oft peinlichen Selbstdarstellungen Kaiser Wilhelms II, die bei vielen Menschen Kritik hervorriefen.

Bei Max Bauer und seinen Freunden entstand in diesen Jahren ein Gefühl der Unsicherheit und auch des Unbehagens: Persönlichkeiten, auf die man in der Vergangenheit hatte bauen können, verließen die politische Bühne. Die Menschen, die an ihrer Stelle die Gegenwart und die Zukunft gestalten sollten, zeigten wenig Profil und erwiesen sich als unberechenbar. Schritt für Schritt wuchs die außenpolitische Isolierung Deutschlands. Die Zeitungen begannen sich mit Nebensächlichkeiten zu füllen.

Einen breiten Raum nahm dabei die Hofberichterstattung ein, insbesondere das Auftreten des jungen Kaisers: Wie glänzend er zum Beispiel von dem alten König Karl I bei seinem Antrittsbesuch in Stuttgart empfangen worden war, wie sehr ihn dabei die Liebe und Begeisterung der Massen getragen habe, usw., usw. Bei Max Bauer bildete sich eine starke persönliche Abneigung gegen Kaiser Wilhelm II aus, die er bis an sein Lebensende beibehielt, und der er oft im Familienkreis mit derben schwäbischen Worten Ausdruck verlieh. Seine Ablehnung richtete sich dabei auf den Menschen, nicht gegen die Monarchie als Staatseinrichtung. Wahrscheinlich konnte er sich eine Lebensform ohne einen Monarchen an der Spitze nur schwer vorstellen. Die erste Auflage der »Edelsteinkunde« (1896) ist *Seiner Majestät Wilhelm II. König von Württemberg in tiefster Ehrfurcht unterthänigst gewidmet vom Verfasser.*

Es war natürlich ein Zufall, daß Bauer in demselben Jahr 1896 vom Kaiser Wilhelm II das »Patent als Geheimer Regierungsrath« erhielt. Auf der mit dem

preußischen Adler und dem Wappen der Hohenzollern geschmückten Urkunde liest man: *Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc.: thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß wir allergnädigst geruht haben, dem ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. Max Bauer den Charakter als Geheimer Regierungsrath zu verleihen . . . 7. Mai 1896. Wilhelm R.*

Am Ende des 19. Jahrhunderts benötigte man offenbar bei bestimmten Gelegenheiten eine ausdrucksstarke Sprache. Daß es auch einfacher geht, zeigt die Widmung, die Johann Friedrich Wilhelm Widenmann 100 Jahre zuvor seinem Handbuch vorausgestellt hatte: *Der Churfürstlich-Sächsischen Societät in Leipzig hochachtungsvoll gewidmet vom Verfasser.*

Die meisten Marburger Professoren waren in diesen Jahren Anhänger oder rückschauende Bewunderer der Politik Bismarcks, viele wählten die nationalliberale Partei, die nicht mehr (wie einige Jahre zuvor) im Reichstag in Berlin, wohl aber in Hessen eine ausschlaggebende Stellung einnahm. Aber die Stimmen der Bildungsbürger reichten nicht aus, um einen Marburger Nationalliberalen nach Berlin zu bringen; jahrelang war es ein konservativer Abgeordneter, der den Stimmkreis im Reichstag vertrat. Das änderte sich, als Dr. Otto Böckel für die antisemitische Partei kandidierte. Diese Partei war im Jahre 1893 mit 18 Abgeordneten im Reichstag vertreten, einer davon war der Marburger Böckel. Schon vor nunmehr fast 100 Jahren fiel der von Böckel verkündete Antisemitismus durch widerliche Geschmacklosigkeiten den Zeitgenossen auf³⁹.

Das Rektorat, die örtlichen und die soeben angedeuteten überregionalen politischen Ereignisse fielen in die Zeit, in der Bauer intensiv an der »Edelsteinkunde« arbeitete. Sein neues Buch regte ihn dazu an, auch die forschende Tätigkeit auf solche Mineralien auszudehnen, die als Schmuck oder Gebrauchsgegenstände verwendet werden können. Nephrit und Jadeit fanden dabei sein eifrigstes Interesse, wobei er sich besonders um die Ermittlung ihres Vorkommens in der Natur bemühte. Hier konnte er in speziellen Fragen mit seinem ehemaligen Assistenten Dr. Fritz Noetling zusammenarbeiten. Noetling hatte in Ober-Birma bedeutende Jadeitgruben entdeckt, später arbeitete er als Mineraloge in Australien. 1895 publizierte Bauer eine Arbeit »Über den Jadeit von Tammaw in Birma und den von Tibet«. Auch seine letzte Veröffentlichung war diesem Thema gewidmet: »Beiträge zur Mineralogie von Columbien. Nach den Mitteilungen von Ricardo Lleras Codazzi in Bogotá« (1916).

Nephrit und Jadeit sind farbige Mineralien aus der Gruppe der Hornblenden, die wegen ihrer Zähigkeit bei mäßiger Härte schon in prähistorischer Zeit zu Schmuck und Waffen verarbeitet wurden. Unter dem zusammenfassenden Begriff »Jade« sind Plastiken und Schmuckstücke weltweit bekannt geworden und werden auch heute geschätzt.

So ist es verständlich, daß *Jade* schon seit langer Zeit das Interesse des Mineralogen beanspruchen kann. Auch Widenmann hatte sich gründlich damit befaßt und

39 Erinnerungen Walter Bauer und Hermann Bauer (wie Anm. 31 und 32).

in seinem Handbuch Beiträge geliefert, die teilweise noch heute gültig sind. Es war ihm bereits bekannt, daß es sich bei den Hornblenden um Silikate handelt. Auch über von ihm selbst allerdings nicht sehr ernst genommene medizinische Wirkungen berichtet er: Nephrit (auch unter der aus dem Griechischen übersetzten Bezeichnung »Nierenstein« bekannt) sollte eine Heilwirkung auf die Nieren ausüben. Zwischen Nephrit und Jade (von ihm auch *Bitterstein* genannt) weiß Widenmann zu unterscheiden. Mit besonderer Liebe nahm sich auch Kunz in seinem Edelsteinbuch des Jadeits und des Nephrits an. Kunstwerke aus Jade werden hier beschrieben, wobei er den nordamerikanischen Raum verläßt und auch Funde aus Mexico, Mittelamerika und Peru seinen Lesern vorführt.

Im Jahre 1915 wurde Bauer emeritiert. Er hatte 1914, kurz nach Ausbruch des 1. Weltkriegs seinen 70. Geburtstag feiern können, und es wurde bereits erwähnt, daß ihm seine Kollegen und ehemaligen Schüler eine umfangreiche Festschrift (Abb. 13/Abb. 14) zu diesem Anlaß gewidmet hatten. Andere Anerkennungen waren vorausgegangen: Schon seit 1873 war er Ehrenmitglied der »Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin«, 1891 nahm ihn die »Kaiserliche Mineralogische Gesellschaft zu St. Petersburg« in ihre Reihen auf, 1892 die *Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen*. 1887 wurde er mit dem »Rothen Adlerorden vierter Klasse« ausgezeichnet.

Im Dezember 1896 erhielt Bauer das Ehrenkreuz des Ordens der Württembergischen Krone, womit für Inländer der persönliche Adel verbunden war. Da er in Marburg preußischer Professor und nicht mehr württembergischer Untertan war, ließ er sich die Annahme des Ordens durch Kaiser Wilhelm II genehmigen. In manchen Familienchroniken⁴⁰ wird er als Max von Bauer geführt. Er selbst hat von diesem Adel nie Gebrauch gemacht.

Auch eine Ehrung, die solchen Naturwissenschaftlern vorbehalten ist, die auf Entdeckungen ausgehen, wurde ihm zuteil. Professor Brauns gab einem von ihm aufgefundenen Mineral (natürlich vorkommendes Verwitterungsprodukt des Biotits) den Namen »Bauerit«. Bauer selbst hatte zuvor den Professor geehrt, der ihn in Göttingen gefördert hatte, indem er einen »Seebachit« in die wissenschaftliche Literatur einführte. Das berühmteste Mineral aus Bauers persönlichem Umkreis wurde der »Kunzit«, ein in Kalifornien vorkommender gefärbter Edelstein aus der Spodumengruppe.

R. Brauns charakterisiert in seinem Nachruf Max Bauer wie folgt: *Bauer konnte in seinem Wesen den Schwaben nicht verleugnen; im ersten Umgang schien er rau und abweisend, wer aber erst einmal sein Zutrauen gewonnen hatte, der wußte auch, daß er sich fest auf ihn verlassen konnte, sein Herz war von Gold. Im Verkehr mit seinen Schülern auf den Exkursionen kam sein anspruchsloses für Humor empfängliches Wesen so recht zum Ausdruck*⁴¹. Das von Brauns beobachtete *Rauhe* und *Abweisende* hat wahrscheinlich nur seine Kollegen und seine Schüler im Mineralogischen Institut beeindruckt. Beim Umgang mit seiner Familie traten diese Eigenschaften

40 Fabersche Familienchronik (wie Anm. 2).

41 Brauns (wie Anm. 34).

NEUES JAHRBUCH FÜR MINERALOGIE, GEOLOGIE UND PALÄONTOLOGIE

XXXIX. Beilage-Band

FESTSCHRIFT
M A X B A U E R

zum siebenzigsten Geburtstage
gewidmet

Unter Redaktion von R. BRAUNS

Mit einem Porträt, XXXII Tafeln und 47 Textfiguren



STUTT GART 1914

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung,
Nägele & Dr. Sproesser

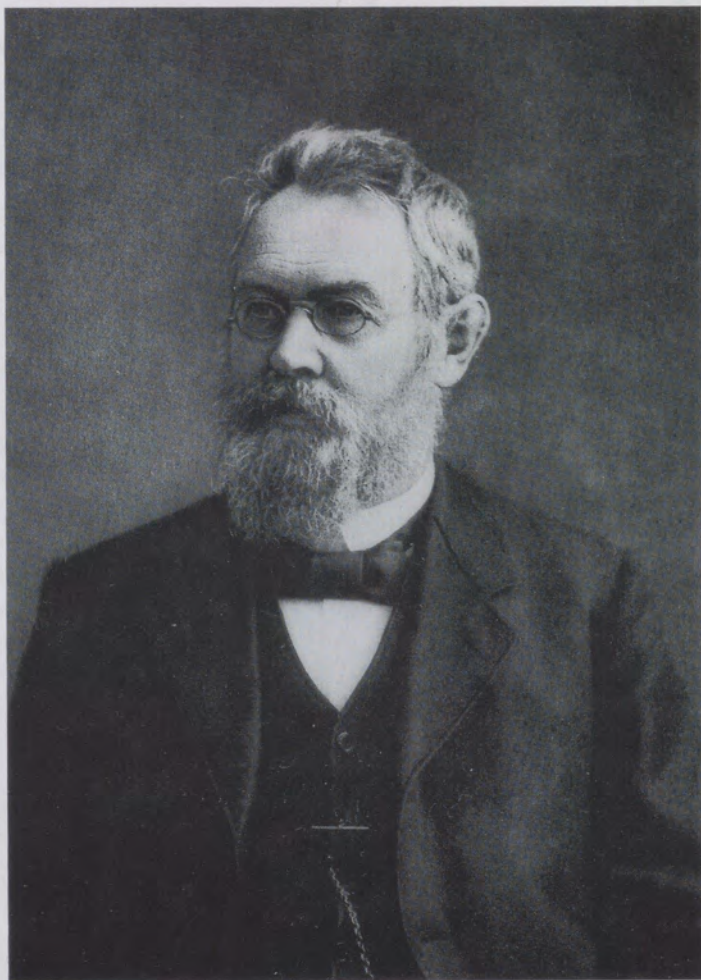


Abb. 14 Bauer im Alter von 70 Jahren

hinter einer liebevollen Fürsorge zurück. Die Rücksicht auf seine Frau und ihre Gesundheit ging so weit, daß man sich fragen kann, ob der selbstbewußte Direktor des Mineralogischen Institutes sich vielleicht in der Roserstraße mit der zweiten Geige zufriedengab. Er, der selber auf einer technisch ausgerichteten Schule ohne alte Sprachen seine Ausbildung begonnen hatte, legte Wert darauf, daß seine Söhne ein Gymnasium besuchten, in dem die klassischen Sprachen der Antike gelehrt wurden. Er förderte seine Kinder eifrig, ohne sie zu bevormunden oder schulisch zu überfordern. Wenn es die Zeit zuließ, ging er mit seinen Kindern spazieren oder zum Schwimmen in der Lahn, da er vom Aufenthalt in der frischen Luft mehr hielt als vom Brüten über Schularbeiten im Zimmer. Besonders beim Umgang mit ihnen ließ er seinem ausgeprägten Sinn für humoristische Situationen freien Lauf.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Bauer die Genugtuung, die Ergebnisse seiner etwas unorthodoxen Erziehungskünste zu beobachten beim Weg seiner Kinder in ihre eigene Welt. Alle drei waren nun verheiratet; Enkelkinder wuchsen heran. Hermann, sein älterer Sohn war 1892 in die Marine eingetreten und bei Kriegsbeginn Kommandeur der deutschen Unterseeboote. Sein jüngerer Sohn Walter hatte sich 1903 in Marburg habilitiert und war 1914 Extraordinarius für neutestamentliche Theologie in Breslau, die Tochter Helene lebte mit ihrem Mann, dem Physikprofessor Richard Weber in Rostock.

Viele Jahre litt Max Bauer an Gicht. Mitte der neunziger Jahre traten die schmerzhaften Anfälle zuerst auf und begleiteten ihn von da an bis an sein Lebensende. Fast alle der damals noch unvollkommenen Medikamente und manche Heilwässer wurden ihm verschrieben – ohne Erfolg. Sein Antrag auf Emeritierung wurde für den 1. April 1915 vom Ministerium genehmigt. Da sein Nachfolger, Professor Oskar Weigel zum Heeresdienst eingezogen wurde, nahm er jedoch seine akademische Tätigkeit trotz nachlassender Kräfte wieder auf. Am 29. Oktober 1917 ging sein letzter Beitrag beim *Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie* ein. Max Bauer starb am 4. November 1917. Einer mit hohem Fieber verbundenen Kopfrosete konnte sein geschwächtes Herz nicht mehr standhalten.

Friedrich Hartmann aus Schwäbisch Hall-Wackershofen (1841–1901)

Landtags- und Reichstagsabgeordneter der württembergischen Volkspartei*

VON HANS P. MÜLLER

Angeblich war das Leben im Hall des Kaiserreichs »im allgemeinen ... unpolitisch, zumindestens was das Parteiwesen betraf«¹. Diese Feststellung mag jedoch allenfalls für die Kommunalpolitik – und selbst da nicht generell – zutreffen. Landtags- und Reichstagswahlen im Kaiserreich ließen dagegen in Stadt und Land die politischen Wogen hochgehen. In geradezu modern anmutenden Wahlkämpfen wurden praktisch alle Themen der Landes- und Reichspolitik aufgeworfen und fanden ein lebhaftes Echo. Als politische Kontrahenten standen sich dabei bis zur Jahrhundertwende vor allem die nationalliberale Deutsche Partei und die linksliberale Volkspartei gegenüber, aber auch die junge Sozialdemokratie beteiligte sich – obwohl noch chancenlos – an den politischen Auseinandersetzungen.

Werdegang und politischer Standort

Einer der hervorragendsten einheimischen Repräsentanten des politischen Lebens jener Ära war der Wackershofener Landwirt Friedrich Hartmann. Für den Chronisten ist es jedoch schwierig, ein Bild dieses über seinen Tod hinaus weithin bekannten, heute jedoch vergessenen Politikers für die Zeit vor seiner politischen Karriere zu zeichnen, da kaum Quellen, geschweige denn ein Nachlaß, vorhanden sind.

Der am 24. Oktober 1841 in Gschlachtenbretzingen (Gemeinde Michelbach/Bilz) als Bauernsohn geborene Hartmann besuchte die nahegelegene Garnisonsschule Comburg. Nach dem frühen Verlust der Eltern absolvierte er eine praktische landwirtschaftliche Ausbildung – offenbar auf verschiedenen auswärtigen Höfen. 1865 – im Jahr seiner Heirat mit Rosine, geb. Buck – übernahm er das Gut eines gleichnamigen Onkels in Wackershofen (Gemeinde Gailenkirchen)².

Als Besitzer einer »der stattlichsten Höfe«³ zählte der junge Hartmann automa-

* Vortrag im Hist. Verein f. Württ. Franken, gehalten am 2. Febr. 1990 in Schwäb. Hall.

1 K. Ulshöfer: Bilder aus Hall. Eine alte Stadt im Kaiserreich, Schwäbisch Hall 1976, S. 55.

2 Unsere Neue Kammer. Württembergischer Landtagsalmanach für 1895–1901, Stuttgart 1895, S. 29f., K. Schmidt-Buhl: Friedrich Hartmann-Wackershofen, in: Ders.: Schwäbische Volksmänner, Vaihingen a. E. o. J., S. 96–101, Hohenloher Freilandmuseum, Mitteilungen I, Schwäbisch Hall 1980, S. 75, Haller Tagblatt (HT) Nr. 139 v. 17. 6. 1901. Schmidt-Buhl (S. 97) und die Mitteilungen des Freilandmuseums gehen irrtümlich von einer Übernahme des väterlichen Hofgutes aus.

3 Hohenloher Freilandmuseum (wie Anm. 2), S. 68. Der 1865 gezahlte Kaufpreis für Gebäude, Äcker und Wald betrug 17000 Gulden. Gemeindearchiv Gailenkirchen B 387.



Friedrich Hartmann (1841–1901).

Reproduktion aus: Schmidt-Buhl (wie Anm. 2), S. 96

tisch zu den Honoratioren seiner neuen Heimatgemeinde; eine aktive Teilnahme am öffentlichen Leben lag so nahe. Schon frühzeitig exponierte er sich für zeitgemäße Reformen – und stieß dabei auf Unverständnis. Als er 1868 beim Oberamt Hall unter Kritik an der örtlichen Verwaltung darauf drängte, »die für jeden Einzelnen schädliche Einrichtung . . . der Gemeinderechte . . . aufzuheben«, stellte ihm der Gemeinderat ein charakteristisches Zeugnis aus: Hartmann sei »gewöhnnt, sich nicht in die Ordnung zu fügen« und suche »auf all'mögliche Weise Unzufriedenheit zu erwecken.« Seine Initiative war dennoch erfolgreich. 1869 wurden in Wackershofen die anachronistischen Realgemeinderechte, das Unfrieden stiftende Nebeneinander der politischen und der privatrechtlichen Gemeinde, aufgehoben⁴.

Über Jahrzehnte spielte Hartmann dann eine herausragende Rolle in der Gemeinde, getragen von den fortschrittlichen Kreisen seiner Mitbürger. Von 1872 bis Mitte der 1890er Jahre gehörte er dem Gailenkirchener Gemeinderat an⁵, seit 1876 war er Gesamtgemeindepfleger, also verantwortlich für das örtliche Finanz- und Rechnungswesen einschließlich der Verwaltung der Schulkasse. Mehrfach wiedergewählt, legte er dieses verantwortungsvolle Amt erst 1896 nieder⁶. Zeitweise war er zudem Kirchenpfleger⁷.

Schließlich bekleidete er weitere öffentliche Ehrenämter. Er war Mitglied des Ausschusses, d. h. des erweiterten Vorstands, des einflußreichen Landwirtschaftlichen Bezirksvereins, darüberhinaus mindestens seit den 1880er Jahren Aufsichtsratsmitglied der genossenschaftlichen Haller Gewerbebank⁸.

1885 zeichnete der Haller Oberamtmann ein aufschlußreiches Bild seiner Fähigkeiten und seiner politischen Überzeugung. Hartmann kandidierte bei der Schultheißenwahl in Gailenkirchen, verfehlte jedoch die Mehrheit. In seinem Wahlbericht an die Kreisregierung schilderte ihn der Oberamtmann als »zweifellos gewandter, energischer und kenntnisreicher« als den Wahlgewinner. Bedauernd fügte er jedoch hinzu, Hartmann taue »leider nicht zum Ortsvorsteher« wegen seiner »extrem demokratischen Richtung . . . , welche sich in stark agitatorischer Weise geltend macht«⁹.

Hartmann war also ein amtsbekannter Anhänger der Demokratie, d. h. der oppositionellen Volkspartei, die auf örtlicher Ebene in Volksvereinen organisiert war. Schon in jungen Jahren, mindestens seit 1870, war er dort aktiv. Im Sommer dieses Jahres meldete er als Vorsitzender dem Oberamt Hall die bereits im Februar erfolgte Gründung des Volksvereins Gailenkirchen. Dessen Statuten formulierten als Vereinsziel, »den Fortschritt und die föderative Einigung Deutschlands mit einer über den Einzelregierungen stehenden deutschen Centralgewalt und Parla-

4 Kreisarchiv Schwäb. Hall (KrA SHA) 1/100.

5 KrA SHA C 22/1.

6 Ebd.

7 Hohenloher Bote, Öhringen (HB), Nr. 130 v. 29. 10. 1891.

8 Landtagsalmanach (wie Anm. 2), HT Nr. 74 a v. 29. 3. 1890 (Wiederwahl in den Aufsichtsrat der Gewerbebank).

9 KrA SHA A 50/1.

ment in gesetzlich zulässiger Weise zu fördern«¹⁰. Diese Gründung erfolgte im Rahmen einer landesweiten Agitation gegen das württembergische Kriegsdienstgesetz, in deren Verlauf eine Anzahl weiterer Volksvereine ins Leben trat¹¹. Als »Geburtsheifer« fungierte der Volksverein Hall, der sich ebenfalls gegen das Gesetz ausgesprochen und zugleich zur Bildung ländlicher Zweigvereine aufgerufen hatte¹². Dementsprechend erging der Aufruf zur Gailenkirchener Vereinsgründung vom Ausschuß des Haller Vereins¹³. Wahrscheinlich war Hartmann dort bereits Mitglied – es lag also nahe, daß er den Vorsitz in seiner Heimatgemeinde übernahm.

Während der Gailenkirchener Verein jedoch keine nennenswerten Aktivitäten entfaltete, stellte der im Juni 1865 in Anknüpfung an die Bewegung von 1848/49 neugegründete Volksverein Hall¹⁴ für Jahrzehnte die politische Plattform des linksliberalen Bürgertums dar. Obwohl Quellen über die Hintergründe seiner Entstehung fehlen¹⁵, ist zu vermuten, daß der Haller Schreiner Christoph Schwend und der Stuttgarter Anwalt August Österlen zu den Vereinsinitiatoren gehörten. Österlen vertrat zwischen 1862 und 1876 das Oberamt Hall in der Stuttgarter zweiten Kammer und war eine der Zentralfiguren des württembergischen Linksliberalismus jener Jahre. Wie Schwend gehörte er 1864 dem Landeskomitee der neugegründeten württembergischen Volkspartei an¹⁶. Beide Männer waren zudem Aktivisten der Schleswig-Holstein-Bewegung¹⁷, Schwend vor allem auf lokaler Ebene¹⁸.

Um den politischen Standort des jungen Hartmann deutlich zu machen, sei aus den Statuten des Haller Volksvereins zitiert. Einleitend hieß es dort: »Der Volksverein besteht aus Männern, welche freisinnigen Bestrebungen huldigen.« (§ 1) Man habe sich zur Aufgabe gemacht, sowohl Angelegenheiten der Gemeinde als auch solche des württembergischen und deutschen Vaterlandes »in Berathung zu ziehen« (§ 2). Die Vereinsbeschlüsse sollten öffentlich »mit Gründen des Rechts und der Wahrheit« geltend gemacht werden, um so »bei allen Schichten das Bewußtsein der Menschenwürde und das Gefühl der Menschenliebe« zu wecken (§ 3). Dabei galt als oberster Grundsatz, »den Volkswillen zur Geltung zu bringen« (§ 4)^{18a}. Radikaldemokratisch in ihrer Zielsetzung, machte sich die Volkspartei und damit ihre Lokalorganisationen, die Volksvereine, »zwischen 1866 und 1870...

10 KrA SHA 1/509.

11 Vgl. dazu G. Runge: Die Volkspartei in Württemberg von 1864 bis 1871..., Stuttgart 1970, S. 48.

12 HT Nr. 43 v. 22. 2. 1870.

13 Ebd.

14 KrA SHA 1/509.

15 Zum allgemeinen Hintergrund vgl. Runge (wie Anm. 11), S. 40ff. In Unkenntnis der lokalen Quellen datiert Runge (S. 48) die Haller Gründung auf Juli/August 1865. Tatsächlich entstand der Haller Volksverein als einer der ersten in Württemberg.

16 Runge (wie Anm. 11), S. 36. Mit seinen politischen Freunden rief Hartmann zur Wiederwahl Österlens auf: HT Nr. 155 v. 5. 7. 1868, HT Nr. 279 v. 1. 12. 1870.

17 Zu Österlen vgl. Runge (wie Anm. 11), S. 33ff. u. passim.

18 Vgl. z. B. HT Nr. 268 v. 22. 11. 1863. Die Aktivitäten des Haller Schleswig-Holstein-Komitees sind im HT zwischen Nov./Dez. 1863 und Sommer 1864 dokumentiert.

18a KrA SHA 1/509.

zur Vorkämpferin des antipreußischen Widerstands gegen den Abschluß der preußisch-deutschen Nationalstaatsbildung¹⁹. Über den Haller Volksverein wissen wir, daß er 1867 etwa 300, 1870 noch etwa 140 Mitglieder zählte. Sie rekrutierten sich nach einem oberamtlichen Bericht zumeist aus dem »mittleren Gewerbestand, das gebildete Element (sei) gänzlich unvertreten«²⁰.

Bemerkenswert für den politischen Werdegang Hartmanns ist die für die späten 1860er Jahre zu konstatierende »Bundesgenossenschaft« (Runge) zwischen Volkspartei und Arbeiterbewegung. In Hall fungierte Christoph Schwend als Bindeglied zwischen Volksverein und dem 1864 gegründeten Arbeiterbildungsverein. Er gehörte zunächst beiden Organisationen an²¹, stellte sich jedoch später ganz auf die Seite der Sozialdemokratie²². Als das Oberamt Hall im Vorfeld des Sozialistengesetzes im Sommer 1878 Untersuchungen über einheimische Arbeiterorganisationen anstellte, erschien auch Hartmanns Name auf einer Mitgliederliste der örtlichen Arbeiterpartei²³. Jene scheinbare »Jugendsünde« sollte ihn Jahre später einholen. Während des Landtagswahlkampfes von 1895 (s. u.) war im Parteiblatt der württembergischen Sozialdemokraten seine frühere Parteimitgliedschaft behauptet worden. Hartmanns Stellungnahme vermittelt ein eindrucksvolles Bild seiner politischen Haltung: Er sei zu keiner Zeit Parteimitglied gewesen, als Freund von Christoph Schwend habe er diesem jedoch »Beiträge zur Unterstützung von bedürftigen, infolge des Sozialistengesetzes gemaßregelten Sozialdemokraten übermittelt«, zudem habe er früher das »sozialdemokratische Organ« bezogen²⁴. Diese Geste der Solidarität mit den Opfern der Bismarckschen Sozialistenverfolgung wurde – wie noch zu zeigen ist – von Hartmanns politischen Gegnern weidlich ausgenutzt.

Nachdem die Abschaffung der Lebenslänglichkeit gewählter Ortsvorsteher seit Jahren zu den Forderungen seiner Partei gehörte, lieferte Hartmann vor der Gailenkirchener Schultheißenwahl von 1895 ein Beispiel für Prinzipientreue. Im Verein mit anderen Wählern setzte er durch, daß sich die Kandidaten verpflichteten, nach sechsjähriger Amtszeit zu einer Neuwahl anzutreten. Der Gewählte bestätigte auf oberamtliche Befragung diese Verpflichtung. Ohne Verständnis für das politische Wollen Hartmanns begründete er sein Einverständnis als taktischen Schachzug – man habe so eine Kandidatur des »eigenmächtigen« Hartmann verhindert²⁵.

Immer wieder vertrat Hartmann die Belange der Volkspartei. Anlässlich der Reichstagswahl von 1881 gehörte er dem »Central-Wahl-Comité« für den bisherigen Abgeordneten v. Bühler an^{25a}. Im Februar 1890, während eines heißen

19 Runge (wie Anm. 11), S. 115.

20 KrA SHA 1/519.

21 H. P. Müller: Vom Arbeiterbildungsverein zur Sozialdemokratie. Die Haller Arbeiterbewegung..., in: WFr Bd. 72, 1988, S. 199f.

22 Ebd., S. 203.

23 KrA SHA 1/510. Wie diese Liste erstellt wurde geht allerdings nicht aus den Akten hervor.

24 HT Nr. 13 v. 16. 1. 1895.

25 KrA SHA A 50/1.

25a Programm v. Bühler: Stadtarchiv SHA (Kapselschriften I, HV).

Reichstagswahlkampfes zwischen dem Kandidaten der Volkspartei, Galler, und dem seitherigen Mandatsinhaber, dem Nationalliberalen Julius Leemann, griff er in die vor allem zollpolitischen Auseinandersetzungen ein. Die Anhänger Leemanns zielten vornehmlich darauf, »die Ansichten der Volkspartei über die Zölle zum Angriffspunkt (zu) machen«²⁶. Eine Fülle anonymer Artikel pries Leemann als Mann, der schon »seither für den Schutz der Landwirtschaft . . . mannhaft im Reichstag eingetreten« sei²⁷. In der Tat hatte er sich dort mehrfach als Anhänger der Schutzzollpolitik geäußert²⁸.

Mit offenem Visier, d. h. in drei namentlich gezeichneten Artikeln, setzte sich Hartmann mit den anonymen Wahlkämpfern auseinander. Ausführlich suchte er seinen bäuerlichen Standesgenossen zu beweisen, daß die Getreidezölle den kleinen Landwirten Süddeutschlands schaden: »Der ganze Vorteil fließt den Großgrundbesitzern zu, diese wohnen fast alle in Norddeutschland und sind durch diesen Zoll mehr konkurrenzfähig gemacht.« Die derzeitige Gesetzgebung habe bewirkt, daß etwa Roggen und Weizen aus Norddeutschland »in riesigen Mengen« auf den süddeutschen Markt strömten und dem einheimischen Bauernstand »die gefährlichste Konkurrenz« machten. Gleichermaßen wirke sich auch der Viehzoll aus²⁹.

In einer weiteren Zuschrift kritisierte Hartmann die Besteuerung von Zucker und Branntwein als einseitige Bevorzugung der norddeutschen Großgrundbesitzer. Diese könnten nicht nur billiger als die Bauern Süddeutschlands produzieren; auf den zumeist mit Zuckerfabriken oder Großbrennereien verbundenen norddeutschen Gütern kämen zudem deren Abfallstoffe einer intensiven Mastwirtschaft zugute. Dies habe zur Folge, daß auch die früheren Absatzmärkte für süddeutsches Fettvieh nunmehr »zum großen Teil« von Norddeutschland »beherrscht« würden. Er beklagte, daß in der Steuergesetzgebung »dem süddeutschen Bauern ein erdrückender Konkurrent« geschaffen worden sei und fragte rhetorisch, warum »immer nur der kleine Mann« den größten Teil der Lasten tragen solle. »Man schreite einmal zu einer gerechteren Steuerverteilung und lege die Last auf kräftigere Schultern!« Hartmann betonte, die Folgen der kritisierten Zoll- und Steuerpolitik »am eigenen Leib« verspürt zu haben. Im Gegensatz zu den anonymen »Schriftgelehrten« trete er daher auch unter seinem Namen auf. Auf einen Vorwurf der Verhetzung konterte er: »Daß ich aber nicht der Mann bin, der sich gegen seine Ueberzeugungen und gegen sein eigenes Interesse zu etwas ›verhetzen‹ läßt, . . . werden alle glauben, die mich kennen. Die ›Verhetzung‹ scheint mir mehr auf der andern Seite zu sein«³⁰. Hartmanns engagiertes Plädoyer für Steuergerechtigkeit und gegen die Schutzzollpolitik hatte nicht nur seine profunden Sachkenntnisse deutlich gemacht, er war auch als Sachwalter der einheimischen Landwirte

26 HT Nr. 37 v. 14. 2. 1890.

27 HT Nr. 40 v. 18. 2. 1890.

28 S. Layer: Julius von Leemann . . . , in: Württembergischer Nekrolog für das Jahr 1913, Stuttgart 1916, hier S. 107.

29 HT Nr. 38 v. 15. 2. 1890.

30 HT Nr. 40 v. 18. 2. 1890. Ein weiterer Artikel Hartmanns in HT Nr. 41 v. 19. 2. 1890.

aufgetreten. Daß er diesen kein Unbekannter war, läßt sich aus seiner selbstbewußten Schlußaussage ablesen.

Bevor Hartmanns Eintritt in die »große Politik« behandelt wird, soll ein kurzer Blick auf die Volkspartei um 1890 seinen politischen Standort verdeutlichen. Die Partei rekrutierte ihre Anhänger vor allem in den Kreisen des kleinen und mittleren Bürger- und Bauertums. Das Sprachrohr der württembergischen Regierung, der »Mercur«, bezeichnete ihre Klientel spöttisch als die »Halbgebildeten«³¹. Die Volkspartei war föderalistisch, drohte doch nach ihrer Einschätzung permanent eine »Verpreußung« sowohl des Reiches als auch Württembergs. Nach ihrer großdeutschen Option von 1864/66 war die Versöhnung mit dem Bismarckreich mehr ein Akt der Vernunft als der Überzeugung. Das Selbstverständnis als Opposition blieb im Reichstag erhalten, in Württemberg sollte es sich seit Mitte der 1890er Jahre allmählich wandeln³².

Neben ihrem traditionsreichen Parteiblatt, dem »Beobachter«, publizierte die Volkspartei seit 1889 alljährlich einen »Volkskalender«, den populär gehaltenen »Wegweiser«. Mit zwanzig Pfennig wohlfeil und in hoher Auflage gedruckt, erreichte er die eigentlichen Wähler und präsentierte ihnen Arbeit und Standpunkt der Partei, zusammen mit volkstümlichen Abhandlungen, Romanen und landwirtschaftlichen Informationen. Karikaturen der »Herren«, des Adels oder der Militärs dürften auf breite Zustimmung gestoßen sein. Zwei Zitate aus dem »Wegweiser« charakterisieren prägnant die Stellung der Partei. In einem Artikel zum Reichstag wurde 1890 der eigene Patriotismus in Kontrast zu dem der »Herrschenden« dargestellt: »Die Volkspartei will nicht umstürzen, sondern aufbauen das Recht des Volks; sie ist nicht gegen das Reich, sondern immerdar für die Einigkeit ... gewesen schon anno 48, aber immer gegen ein Junkerregiment; sie liebt ihr deutsches Vaterland so innig wie die Herrenpartei, und gerade weil sie es liebt, streitet sie für die Vermehrung seiner Freiheit und Wohlfahrt ...«³³. Im Folgejahr zog man ein Fazit der Bismarck-Ära, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ: »Elf Jahre nutzlosen »Kulturkampfs«, zwölf Jahre verhetzender Arbeiterverfolgung; die Ächtung jeder freiheitlichen, jeder selbständigen Mannesüberzeugung als »Reichsfeindschaft«, der amtliche Wahlterrorismus und die Herabdrückung der Beamten zu Parteigängern, das waren im Inneren Deutschlands die Früchte der »eisernen Politik«³⁴.

31 *J. C. Hunt: The People's Party in Württemberg and Southern Germany, 1890–1914...*, Stuttgart 1975, S. 45.

32 Zum Vorangehenden ausführlich *Hunt* (wie Anm. 31) und *K. Simon: Die württembergischen Demokraten ... 1890–1920*, Stuttgart 1969.

33 *Der Wegweiser: Ein Volkskalender aus Schwaben*, Stuttgart 1890, S. 34.

34 *Der Wegweiser ... 1891*, S. 18.

Landtags- und Reichstagswahlen 1891

Im Sommer 1891 wurde der Öhringer Abgeordnete Leemann als Professor an die Universität Tübingen berufen. Der bisherige Landwirtschaftsinspektor galt als Berühmtheit in landwirtschaftlichen Kreisen. 1881 hatte er den »Verband landwirtschaftlicher Kreditgenossenschaften Württembergs« ins Leben gerufen, er fungierte als landwirtschaftlicher Sachverständiger und war sowohl Vorstand des landwirtschaftlichen Bezirksvereins Heilbronn als auch des entsprechenden Gauverbandes. Der nationalliberalen Partei angehörend, vertrat er seit 1877 den Bezirk Öhringen in der zweiten württembergischen Kammer und war zudem seit 1884 Reichstagsabgeordneter im 11. württembergischen Wahlkreis, der die Bezirke Backnang, Hall, Öhringen und Weinsberg umfaßte. Im Reichstag war er mehrfach – wie erwähnt – für Getreideschutzzölle eingetreten³⁵. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß Leemann die durch seine Berufung erforderlichen Ersatzwahlen nicht fürchten mußte, zumal er bisher mit überzeugenden Ergebnissen abgeschnitten hatte.

Im August 1891 wußte das Haller Tagblatt zu berichten, daß sich die Volkspartei um die Gewinnung Hartmanns als Gegenkandidaten bemühe. Das Blatt kommentierte, der Wackershofer Ökonom sei »nicht allein politisch von anerkanntem und erprobten Freisinn«, er habe sich auch in der Agrarpolitik »von Illusionen freigehalten und ... dadurch das Vertrauen eines charaktvollen Mannes ... erworben«³⁶. Anfang Oktober gab Hartmann »einer größeren Abordnung« des Öhringer Volksvereins seine Zusage, wenig später nominierten ihn Vertrauensmänner-Versammlungen in Öhringen und Kupferzell zum Landtagskandidaten und läuteten damit den Wahlkampf ein³⁷. Obwohl Hartmann in seinem Programm-Aufruf versicherte, weder »auf einem einseitigen Parteistandpunkt« noch auf »prinzipieller Opposition« zu beharren, präsentierte er klassische volksparteiliche Forderungen. Das »Wohl des Volkes« sei »nicht in Bevormundung, sondern in der Entfaltung der gesunden bürgerlichen Regungen« zu suchen. Eine Wahrung der Reichsverfassung war ihm ebenso wichtig wie die Erhaltung der Rechtsstellung Württembergs innerhalb des Reiches. Als Anhänger des allgemeinen und geheimen Stimmrechts sprach er sich für die Wiedereinführung von Wahlumschlägen aus. Unter Betonung der volksparteilichen Bestrebungen um eine Verfassungsrevision in Württemberg forderte er die »reine Volkskammer« ohne Privilegierte; die erste Kammer sei nicht mehr »zeitgemäß«. Während er für »weise Sparsamkeit« des Staates plädierte, wollte er die Änderung der Steuergesetze »im Sinne stärkerer Heranziehung der hohen Vermögen und größerer Entlastung der Schwachen«³⁸.

35 S. Layer (wie Anm. 28), S. 105ff.

36 HT Nr. 187 v. 13. 8. 1891.

37 HB Nr. 126 v. 20. 10. 1891.

38 HB Nr. 127 v. 22. 10. 1891.

Ende Oktober setzte dann ein heftiger Wahlkampf mit Versammlungen beider Kandidaten und zahlreichen Wahlaufufen ein. Hartmanns Wahlkomitee prangerte Wahlbeeinflussungen an und versicherte, daß niemand Angst vor seinem Brotherren haben müsse. Den »Männern in Amt und Würden«, die durch ungesetzliche Unterschriftslisten für Leemann die kleinen Leute unter Druck setzten, drohte es eine Wahlanfechtung an³⁹. Die Nationalliberalen verurteilten Hartmanns Haltung in der Kornzollfrage und griffen zu maßlosen persönlichen Verunglimpfungen. Er sei ein »verkappter oder offener Sozialdemokrat« der in Wackershofen schon August Bebel beherbergt habe. Zur Volkspartei sei er nur getreten, weil »für die Sozialdemokratie bei uns noch kein Boden ist«. Mit den Vorwürfen, ein »ausgesprochener Atheist« zu sein, seit Jahren keine Kirche mehr zu besuchen und »unseren Luther« u. a. als »meineidigen Gesellen« bezeichnet zu haben, suchten sie Hartmann als nicht wählbar zu diffamieren. Die mehr als parteiische Redaktion des Hohenloher Boten offerierte »Beweise« für diese Behauptungen⁴⁰. Diese Verleumdungen, gegen die Hartmann gerichtliche Schritte ankündigte⁴¹, blieben jedoch ohne die erhoffte Wirkung. Die Wahl am 3. November brachte ein geradezu sensationelles Ergebnis, Hartmann erhielt mehr als die doppelte Stimmenzahl Leemanns⁴². Der von beiden Seiten bis zur »wahren Erbitterung« geführte Wahlkampf zähle »zu den heißesten«, die je geführt worden seien hieß es im Haller Tagblatt. Mit ein Grund für den Umschwung sei die ländliche Unzufriedenheit über die Kosten der neuen Sozialversicherung gewesen. Für das Blatt stand fest, daß der Wahlausgang auch die kommende Reichstagswahl beeinflussen würde⁴³.

Im Oberamt Öhringen lief der Wahlkampf weiter. Dazu gehörte etwa ein volksparteiliches »Freudenfest« in der Oberamtsstadt, auf dem über dreihundert Anhänger zusammen mit Hartmann und in Anwesenheit Friedrich Haußmanns den Erfolg feierten⁴⁴. Haußmann hatte ebenso wie sein Parteifreund Payer Hartmann bei Wahlveranstaltungen unterstützt⁴⁵; Payer dabei erklärt, daß ihm ein Bauer wie Hartmann lieber sei »als (ein) ganzer akademischer Senat«⁴⁶.

Bereits im Oktober – also vor der Öhringer Landtagswahl – hatte Hartmann einer Delegation von Vertrauensmännern aus den vier den 11. Reichstagswahlkreis bildenden Oberämtern seine Bereitschaft zur Kandidatur auch für den Reichstag erklärt. War damals noch ein »harter und heißer Wahlkampf« zu erwarten⁴⁷, bewog der Ausgang der Landtagswahl Leemann, auf eine Reichstagskandidatur zu

39 HB Nr. 130 v. 29. 10. 1891.

40 HB Nr. 131 v. 31. 10. 1891.

41 HT Nr. 263 v. 10. 11. 1891.

42 Ebd.

43 HT Nr. 259 v. 5. 11. 1891.

44 HT Nr. 265 v. 12. 11. 1891.

45 HB Nr. 126 v. 20. 10. 1891.

46 HT Nr. 252 v. 28. 10. 1891.

47 HT Nr. 242 v. 16. 10. 1891.

verzichten⁴⁸. Der Deutschen Partei gelang es nicht mehr, einen neuen Kandidaten zu finden; sie forderte daher ihre Anhänger zur Stimmenthaltung auf⁴⁹. Lediglich die Sozialdemokraten nominierten einen – chancenlosen – Gegenkandidaten⁵⁰.

Ungeachtet des sicheren Mandatsgewinns nahm Hartmann in den übrigen Bezirken den Wahlkampf auf. Ziel müsse ein überzeugendes Votum sein; auch »lässigere Freunde« wurden zur Stimmabgabe aufgefordert⁵¹. Auf einer gut besuchten Veranstaltung in Hall bat er »als Mann aus dem Volke« um Nachsicht dafür, daß Reden für ihn keine »alltägliche Beschäftigung« darstellten. Dennoch sehe er sich durch ständige Beschäftigung mit Tagesfragen, durch Erfahrungen im Beruf wie im öffentlichen Leben durchaus in der Lage, im Reichstag namentlich bei ökonomischen oder praktischen Themen mitzuwirken. Selbstbewußt und überzeugend begründete er seinen politischen Standort. Der Volkspartei gehöre er an⁵², weil deren Prinzipien seit 1848 »diejenigen gewesen seien, die dem Volke am meisten dienen.« Seine Partei wache heute über »bedrohte Volksrechte« und strebe gleichzeitig, diese zu erweitern. Entgegen den Behauptungen ihrer Gegner sei sie keine Partei des Umsturzes. »Wir haben nur das Herz, zeitgemäße Reformen zu fordern«; deren Notwendigkeit beweise die Gegenwart. Wahlrecht und -praxis gaben ihm Anlaß zur Kritik. Das Wahlgeheimnis ohne Umschläge nannte er illusorisch, die praktizierte »amtliche Wahlbeeinflussung« schien ihm unerträglich. Durch fehlende Diäten für Reichstagsmitglieder sei ein Mandat für Angehörige seines Standes ein ausgesprochenes Opfer, folglich präsentierten sich den Wählern zumeist nur »Beamte oder reiche Leute«.

Hartmann plädierte für eine Verkürzung der Wehrpflicht, sprach sich für die Öffentlichkeit von Militärgerichtsverfahren aus und betonte die Notwendigkeit eines friedlichen Ausgleichs in der sozialen Frage. Die Alters- und Invaliditätsgesetze erschienen ihm zu teuer und zu bürokratisch. Sich gegen die Bevorzugung einzelner Gruppen wendend, versprach er, sowohl für die Interessen der Landwirte als auch des Gewerbe- und Handelsstandes einzutreten. Den Regierungskurs der Handelsverträge mit dem Ausland werde er unterstützen – diese seien »notwendige Konsequenz« politischer Verträge und damit im Interesse der »Sicherheit Deutschlands«. Abschließend forderte er die Senkung der Kosten im Rechtswesen, »größte Sparsamkeit« im Reichshaushalt etwa durch Herabsetzung der »übermäßigen Offizierspensionen« sowie eine steuerliche Entlastung der kleinen Bauern. Die Volksnähe seines Programms wurde erneut durch die Forderung nach Steuergerechtigkeit, nach einer »stärkeren Heranziehung der ... überhohen Einkommen und der großen Vermögen in progressiven Sätzen« unterstrichen. Hartmanns

48 Leemanns Biograph verschweigt pietätvoll die Öhringer Wahlniederlage und spricht nur von einem Mandatsverlust durch die Ernennung zum Professor. *S. Loyer* (wie Anm. 28), S. 111.

49 HB Nr. 140 v. 21. 11. 1891.

50 HT Nr. 267 v. 14. 11. 1891.

51 HT Nr. 273 v. 21. 11. 1891.

52 Hartmann war seit 1884 auch Mitglied der in Frankfurt/Main domizilierenden reichsweiten Parteiorganisation, der Deutschen Volkspartei. Die Mitgliedschaft wurde dem Oberamt Hall durch den Frankfurter Polizeipräsidenten avisiert. KrA SHA 1/509. Zur polizeilichen Beobachtung der Volkspartei vgl. auch *Hunt* (wie Anm. 31), S. 60f.

Ausführungen und der Erklärung, dem »ehrvollen Rufe« weder aus Ehrgeiz noch um persönlicher Vorteile willen nachzukommen, folgten »lebhaftes Beifallsbezeugungen«. Sein Parteifreund Conrad Haußmann beglückwünschte die Wähler zu einem Mann, der sich »aufs tiefste den Zusammenhang mit den Gefühlen und Empfindungen des Volkes ... bewahrt habe«⁵³.

Nach einer Reihe weiterer Wahlveranstaltungen in den Bezirken Hall und Backnang mußte Hartmann Auftritte im Oberamt Weinsberg absagen; die Ärzte konstatierten einen Magenkatarrh »infolge zu großer Anstrengung«⁵⁴. Dennoch fiel das Wahlergebnis des 23. November überzeugend aus. Zwar lag die Wahlbeteiligung unter 50 Prozent, von etwa 9600 Abstimmenden hatten jedoch 7771 Wähler für Hartmann votiert⁵⁵. Eine Festversammlung in Hall mit Abordnungen aus den vier Oberämtern sowie Vertretern des Landeskomitees der Volkspartei feierte den wiedergewählten Abgeordneten und bedankte sich für seinen Einsatz⁵⁶. Der Sieg des einfachen Landwirtes über den bekannten und profilierten Leemann war ein politisches Ereignis ersten Ranges, hatten doch Beobachter Leemanns Reichstags-sitz als ungefährdet angesehen⁵⁷. Conrad Haußmann konstatierte den Anfang eines politischen Umschwungs: »Die ganze politische und wirtschaftliche Schattierung«, insbesondere die Schutzzollpolitik, die Leemann repräsentierte, »habe den Kredit bei der Bevölkerung verloren«⁵⁸.

Wahlkämpfe 1893–1898

Nach der Ablehnung ihrer Militärvorlage schrieb die Reichsregierung zum 15. Juni 1893 vorzeitige Neuwahlen zum Reichstag aus. Eine Versammlung der Volkspartei bedankte sich im Mai bei den württembergischen Reichstagsabgeordneten für »treue Mandatserfüllung«, vor allem für die Ablehnung der Militärvorlage. »Auf stürmisches Verlangen der Delegierten« nahm Hartmann zusammen mit seinen Kollegen ein neues Mandat an⁵⁹, wenig später versprachen die volksparteilichen Vertrauensmänner des 11. Wahlkreises, ihn »mit allen Kräften zu unterstützen«⁶⁰. Etwa gleichzeitig nominierte die Deutsche Partei den parteilosen Weinsberger Ökonomierat Mühlhauser als Gegenkandidaten⁶¹, auch die Sozialdemokraten und das Zentrum kündigten – allerdings chancenlose – Bewerber an⁶².

Der mit Wahlversammlungen in den vier Oberämtern und einer lebhaften Zeitungskampagne geführte Wahlkampf verlief nach einem Presseurteil »in ruhiger

53 Zum Vorangehenden: HT Nr. 263 v. 10. 11. 1891.

54 HT Nr. 272 v. 20. 11. 1891.

55 HT Nr. 277 v. 26. 11. 1891.

56 HT Nr. 287 v. 8. 12. 1891.

57 HT Nr. 187 v. 13. 8. 1891.

58 HT Nr. 263 v. 10. 11. 1891.

59 HT Nr. 112 v. 16. 5. 1893.

60 HT Nr. 117 v. 21. 5. 1893.

61 Ebd.

62 HT Nr. 124 v. 31. 5. 1893.

Weise⁶³. Hartmann versprach in einer kurzen Programmanzeige, erneut gegen die Militärvorlage zu stimmen und sich für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit einzusetzen. Eine »Ersparnis an militärischen Luxusausgaben« lag ihm ebenso am Herzen wie eine verbesserte Militärjustiz; der »Schutz gegen Soldatenmißhandlungen«. Er forderte eine Reform der Strafjustiz, die »Verhinderung absolutistischer Bestrebungen«, eine Einführung von Abgeordneten-Diäten und plädierte erneut für eine Steuerpolitik, die die »Erhaltung der wirtschaftlichen Kräfte des Mittelstandes« zum Ziel haben müsse. Sein Ruf nach einer »Bekämpfung aller Monopolgelüste« sowie die Ablehnung »der nutzlosen und daher verschwenderischen Kolonialpolitik«⁶⁴ zeigen, daß er mit seiner Partei in einer Fundamentalopposition zur Politik des Wilhelminischen Reiches stand.

Mühlhauser suchte sich in seinen Reden und mit einer aufwendigen Anzeigenkampagne als Mann des Ausgleichs darzustellen. Im Reichstag würde er sich zwar den Nationalliberalen anschließen, »blindem Parteigeist« sei er jedoch abhold. Da er in der Militärfrage für eine »mäßige Vermehrung der Armee« plädierte⁶⁵, warben seine Anhänger um die Stimmen derjenigen, die einen »maßvollen Vergleich einem unseligen Streit mit der Regierung« vorzögen⁶⁶. Während Hartmanns Wahlkomitee vor den Versuchen einer »künstlichen Erregung von Kriegsfurcht« warnte⁶⁷, instrumentalisierten seine Gegner dieses Thema. Wer dazu beitragen wolle, »den Frieden zu erhalten oder den Sieg zu sichern« müsse Mühlhauser wählen⁶⁸. Dessen Haltung in der Zollfrage – er sprach sich gegen weitere Opfer der Landwirte, d. h. eine Herabsetzung der Getreidezölle aus⁶⁹ – fand die Zustimmung des neugegründeten »Bundes der Landwirte«⁷⁰ und führte zu dessen aktiver Unterstützung⁷¹. Im Bezirk Öhringen forderten zudem Pfarrer zu seiner Wahl auf⁷²; der Ortsgeistliche von Untermünkheim polemisierte in »persönlich verletzender« Weise gegen Hartmann⁷³.

Trotzdem zeichnete sich während des Wahlkampfes bereits ein hervorragendes Abschneiden Hartmanns ab. Aus Untermünkheim wurde berichtet, der Ort habe »wohl noch nie« eine so zahlreiche und lebhaftige Versammlung erlebt⁷⁴, ein Auftritt in Ilshofen wurde als »imposante Kundgebung« charakterisiert⁷⁵, in Mainhardt begrüßte man ihn »mit Jubel«, sein Vortrag wurde von »anhaltenden Bravos« unterbrochen und mit »fast nicht enden wollenden Hochs« quittiert⁷⁶.

63 HT Nr. 131 v. 8. 6. 1893.

64 HT Nr. 127 v. 3. 6. 1893.

65 HT Nr. 121 v. 27. 5. 1893.

66 HT Nr. 136 v. 14. 6. 1893.

67 Ebd.

68 HT Nr. 137 v. 15. 6. 1893.

69 HT Nr. 121 v. 27. 5. 1893.

70 HT Nr. 122 v. 28. 5. 1893.

71 HT Nr. 137 v. 15. 6. 1893.

72 Ebd.

73 HT Nr. 136 v. 14. 6. 1893.

74 Ebd.

75 HT Nr. 118 v. 24. 5. 1893.

76 HT Nr. 135 v. 13. 6. 1893.

Auch in den übrigen Oberämtern war man seiner Wiederwahl sicher⁷⁷. Tatsächlich konnte Hartmann bei einer knapp 72 %igen Wahlbeteiligung ein geradezu triumphales Ergebnis erzielen. Während auf ihn 9938 Stimmen entfielen, votierten nur 4810 Wähler für Mühlhauser. Die SPD erhielt 890, das Zentrum nur 283 Stimmen⁷⁸. Hartmann bekam in den Bezirken Hall und Backnang etwa die doppelte, in Öhringen beinahe die dreifache Stimmenzahl Mühlhausers. Lediglich in dessen Heimatbezirk Weinsberg fiel der Vorsprung geringer aus⁷⁹. Gleichzeitig hatte die Volkspartei einen landesweiten Erfolg errungen, waren doch zehn der siebzehn württembergischen Reichstagsmandate an sie gefallen⁸⁰.

Die Landtagswahlen vom 1. Februar 1895 sollten die letzte Kandidatur Hartmanns bringen. In Übereinstimmung mit seinen Öhringer Parteifreunden wollte er sich erneut um das dortige Mandat bewerben. Zum Jahreswechsel 1894/95 ergab sich jedoch eine neue Situation. In Öhringen war ein Parteiloser als gemeinsamer Kandidat von Volkspartei und Deutscher Partei nominiert worden; ein Schachzug, gegen den sich die Anhänger Hartmanns vergeblich wehrten⁸¹. Damit war Hartmanns in Öhringen gegebene Zusage hinfällig. Nachdem sein Parteifreund, der bisherige Haller Abgeordnete Haigold⁸², aus Altersgründen auf eine weitere Kandidatur verzichtet hatte, trug der Haller Volksverein Hartmann das Mandat seines Heimatbezirks an⁸³. Hier war inzwischen ein ernstzunehmender Gegenkandidat, der Haller Apotheker Blezinger, angetreten. Dieser präsentierte sich zwar als Parteiloser; als Vertreter der Honoratiorenschicht bestand jedoch an seiner Nähe zur Deutschen Partei kein Zweifel. Blezinger berief sich auf »vielseitige Aufforderungen«⁸⁴; diese dürften vor allem aus den Reihen der leitenden Beamten sowie aus den Kreisen der führenden städtischen Kaufleute gekommen sein, stand doch Blezinger an der Spitze des einflußreichen Gewerbevereins. Wiederum präsentierten die Sozialdemokraten und das Zentrum eigene Kandidaten⁸⁵.

Der das »Ueberhandnehmen eines einseitigen Parteigeistes« monierende Blezinger versprach, im Landtag keiner Fraktion beizutreten und verkündete ein Programm, in dem zahlreiche Forderungen Hartmanns enthalten waren. So wollte er für Hilfe an die »notleidende Landwirtschaft« und die »bedrängten Gewerbe« eintreten, sich für eine stärkere Besteuerung größerer Einkommen einsetzen, auch das »Wohl der arbeitenden Klasse« lag ihm am Herzen. Er sprach sich ferner gegen die Privilegierten in der zweiten Kammer sowie für die Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher aus⁸⁶.

77 HT Nr. 131 v. 8. 6., Nr. 136 v. 14. 6. 1893.

78 Statistisches Jahrbuch für ... Württemberg 1893, Stuttgart 1893, S. 136.

79 HT Nr. 140 v. 18. 6. 1893.

80 Hunt (wie Anm. 31), S. 62.

81 HT Nr. 26 v. 31. 1. 1895.

82 Vgl. H. P. Müller: Johann Haigold aus Schwäbisch Hall-Tüngental (1817–1903) ..., in: WFr Bd. 73, 1989, S. 179ff.

83 HT Nr. 3 v. 4. 1. und Nr. 7 v. 9. 1. 1895.

84 HT Nr. 8 v. 10. 1. 1895.

85 HT Nr. 10 v. 12. 1. und Nr. 26 v. 31. 1. 1895.

86 HT Nr. 13 v. 16. 1. 1895.

Hartmann setzte sich während einer Versammlung mit Blezingers Parteilosigkeit auseinander. Bei der Erörterung konkreter Fragen müsse man ohnehin Stellung beziehen, »warum sollte man denn nicht Farbe bekennen?« Er gab zu bedenken, daß sich die Deutsche Partei zwar inzwischen populäre Forderungen der Volkspartei zu eigen gemacht habe – Blezingers Programm war dafür ein Beispiel –, »aber im Parlament zeige sich dann, daß zwischen Halten und Versprechen ein großer Unterschied« liege. Hartmanns mit großem Beifall aufgenommener Vortrag stellte eine landes- und reichspolitische tour d'horizon dar; seine Wähler sollten sich ein Bild von den Zielen und Bemühungen der Volkspartei machen. Er kritisierte den Kurs der württembergischen Regierung etwa in der Frage der gescheiterten Verfassungsrevision; hier habe nur seine Partei für die »reine Volkskammer« gekämpft. Neben längeren Ausführungen zum deutsch-russischen Handelsvertrag – sie werden noch behandelt – übte er Kritik an den Auswüchsen der Reichspolitik, dem Militarismus mit seinen anhaltenden Ausgabensteigerungen für Heer und Marine⁸⁷.

Während Hartmanns Anhänger polemisch gegen die »Honoratioren«-Kandidatur Blezingers agitierten und diesen als »politische Null« bezeichneten⁸⁸, suchten Blezingers Wahlhelfer Hartmann mit der Behauptung zu diskreditieren, man habe ihm die Öhringer Kandidatur wegen seiner freihändlerischen Reichstagsrede (s. u.) entzogen⁸⁹. Der hart geführte Wahlkampf endete mit einem Patt: Die Sozialdemokraten erzielten 211, das Zentrum 173 Stimmen, 1932 Wähler votierten für Hartmann, 1737 für Blezinger. Letzterer hatte in Hall die Mehrheit errungen, Hartmanns Stimmen kamen überwiegend aus den Landorten⁹⁰. Dieses Ergebnis machte eine Stichwahl zwischen den Erstplazierten notwendig.

Die Anhänger Blezingers beschworen nun die »Interessengemeinschaft zwischen Stadt und Land«⁹¹; in einem Flugblatt an die Landbevölkerung bezeichneten sie den Freihändler Hartmann als »Gegner der Landwirtschaft«⁹². Ein Aufruf der Sozialdemokraten, für Hartmann als dem eigenen Programm »am nächsten« stehend zu votieren, war ihnen ein »deutlicher Fingerzeig«⁹³. Demgegenüber warben die Freunde Hartmanns um die städtischen Wähler⁹⁴. Schließlich plädierte sein Landtagskollege Haigold warm für ihn: Mit seinen Abstimmungen, durch Reden und Taten habe er sich für die Interessen des Volkes eingesetzt, dessen »Beschwerden und Mühsale« er von Jugend an kenne. Zugleich wandte sich Haigold gegen das »politische Versteckspiel« des unerfahrenen Blezinger⁹⁵. Das Ergebnis der Stichwahl vom 14. Februar 1895 war deutlich: Hartmann erzielte

87 HT Nr. 13 v. 16. 1. und Nr. 14 v. 17. 1. 1895.

88 HT Nr. 24 v. 29. 1. 1895.

89 HT Nr. 26 v. 31. 1. 1895. Für Hartmanns Beliebtheit im Bezirk Öhringen spricht, daß dort 597 Stimmen auf ihn entfielen, obwohl er nicht kandidierte. HT Nr. 30 v. 5. 2. 1895.

90 HT Nr. 29 v. 3. 2. 1895.

91 HT Nr. 32 v. 7. 2. 1895.

92 HT Nr. 35 v. 10. 2. 1895.

93 HT Nr. 37 v. 13. 2. 1895.

94 HT Nr. 35 v. 10. 2. 1895.

95 HT Nr. 34 v. 9. 2. 1895.

2626, Blezinger 1923 Stimmen; die ländlichen Wähler hatten mehrheitlich für Hartmann gestimmt⁹⁶. Dessen Wahlsieg fiel mit einem Triumph seiner Partei zusammen, die nun mit 31 Abgeordneten stärkste Fraktion in der zweiten Kammer wurde und sich anschickte, eine neue Rolle zu übernehmen.

Parlamentarisches Wirken – Rücktritt von der politischen Bühne

Die Deutsche Volkspartei, der Zusammenschluß der süddeutschen, jedoch überwiegend württembergischen Demokraten, erreichte im Reichstag mit 10 bis 12 Abgeordneten nicht einmal Fraktionsstärke. Erst die Fraktionsgemeinschaft mit der Freisinnigen Volkspartei Eugen Richters seit 1893 sicherte ihnen die Mitwirkung in Ausschüssen und eine befriedigende Nutzung des Rederechts⁹⁷. Wie sie die Reichstagstätigkeit einschätzten beschrieb der »Wegweiser«: Der Reichstag besitze in seiner großen Mehrheit ein »reaktionäres Gesicht . . . Von den Konservativen bis zu den Nationalliberalen geht der rückläufige Zug, und zwar nicht nur in politischen Fragen und auf dem wirtschaftlichen Gebiet sondern – was als die traurigste Erscheinung bezeichnet werden muß – im gesamten geistigen Leben der deutschen Nation«⁹⁸. Das Wilhelminische Reich war für sie ein »Militärreich«, dessen Staatsschiff »mit Voldampf« zurückfahre⁹⁹. Die Übernahme eines Reichstagsmandates galt wegen des Fehlens von Diäten als »schweres Opfer« – so hatte es das Wahlkomitee Hartmanns formuliert^{99a}. 1893 konterte Hartmann den Vorwurf, von achtzehn Abstimmungen nur sieben beigewohnt zu haben damit, daß er bei wichtigen Gegenständen »niemals das Opfer« einer Reise nach Berlin gescheut, bei »unfruchtbaren Verhandlungen« allerdings die Anwesenheit im Landtag vorgezogen habe¹⁰⁰. Hier wird deutlich, daß die föderalistisch gesinnten Demokraten letztlich der Landtagsarbeit mehr Gewicht beimaßen.

Während die Parteiführer Payer und C. Haußmann den Löwenanteil der volksparteilichen Auftritte im Reichstag bestritten, hielt Hartmann dort nur eine einzige, allerdings vielbeachtete Rede. Das Haller Tagblatt, das sein Plädoyer für den deutsch-russischen Handelsvertrag am 1. März 1894 im Wortlaut veröffentlichte¹⁰¹, bestätigte ihm nicht nur, seinen bisherigen Ansichten treu geblieben zu sein, sondern auch, daß die Rede »im Reichstag Eindruck gemacht« habe. Das Blatt zitierte ausführlich die nationalliberale Kölner Zeitung, die hervorgehoben hatte, daß hier »ein wirklicher Bauer, kein Renommierbauer« aufgetreten war. Hartmann habe »sehr fließend« und für eine Jungfernrede bemerkenswert ruhig gesprochen. Schließlich äußerte die Kölner Zeitung den Wunsch, mehr solcher Volksvertreter im Reichstag zu finden.

96 HT Nr. 40 v. 16. 2. 1895.

97 Simon (wie Anm. 32), S. 76f.

98 Der Wegweiser . . . 1896, S. 20.

99 Der Wegweiser . . . 1897, S. 16f.

99a HT Nr. 127 v. 3. 6. 1893.

100 HT Nr. 135 v. 13. 6. 1893.

101 HT Nr. 52a v. 4. 3. 1894. Die Berichterstattung in HT Nr. 52 vom gleichen Tag.

Hartmann bestritt zunächst der Rechten des Hauses, alleinige Vertreter bäuerlicher Interessen zu sein. Diese Ehre nehme er als Repräsentant eines überwiegend ländlichen Wahlkreises auch für sich in Anspruch. Anschließend rechnete er scharf mit den Vertretern des Bauernbundes (Bund der Landwirte) ab, die eine reichsweite Kampagne gegen die Zoll- und Handelspolitik der Regierung Caprivi inszeniert hatten. Von der von ihnen behaupteten »großen Erregung« über den russischen Handelsvertrag habe er nichts verspürt. »Nicht eine einzige landwirtschaftliche Korporation« habe ihn aufgefordert, den Vertrag zu verwerfen, »und so viel mir bekannt ist, ist das auch keinem meiner Freunde passiert.« Sarkastisch fuhr er fort: »Wenn unsere Bauern hören, daß viele Herren, die an der Spitze des Bundes stehen ... die Nachkommen der einstigen Feudalherren sind, so vergeht ihnen die Lust, einzutreten, sie wollen von einer derartigen Bewegung überhaupt nichts wissen.« Die Lage der Landwirtschaft hätte sich zweifellos drastisch verschlechtert, »wenn man in den heutigen Zeiten des Weltverkehrs sich mit einer chinesischen Mauer umgeben würde.« Die derzeitigen Getreidezölle wirkten nur »als Finanz- und Ausgleichszölle«; wolle man sie im Sinne der Agrarier in Schutzzölle umwandeln, d. h. enorm erhöhen, so hätte dies eine Brotverteuerung mit ganz negativen Auswirkungen zu Folge.

In einer längeren, von großer Sachkompetenz zeugenden Passage erläuterte Hartmann dann die besonderen Verhältnisse der süddeutschen Landwirtschaft. Für diese sei eine Erhöhung der Produktionsfähigkeit weitaus »nützlicher als alles Rufen nach hohen Getreidezöllen«. Den meist kleinbäuerlichen Betrieben müßten Güterzusammenlegungen und Feldwegregulierungen, staatliche Hilfen zu Meliorationen und Be- und Entwässerungen unter die Arme greifen, auch sei die Selbsthilfe in Form von Genossenschaftsmolkereien anzustreben. Ferner gelte – bei gegenseitiger Abhängigkeit von Landwirtschaft und Industrie –, daß letzterer durch die Handelsverträge Absatzmöglichkeiten geschaffen würden, die wiederum positive Auswirkungen auf den landwirtschaftlichen Absatz ausübten. Dieser werde etwa dadurch stimuliert, daß sich die Kaufkraft der Arbeiterschaft erhöhe. Hartmann würzte seine gesamtwirtschaftliche Bilanz mit einer unter »Heiterkeit« registrierten Polemik: Bekanntlich verzehre der Arbeiter sein Geld ja nicht »im Sommer ... in der Schweiz und im Winter in Italien«. Als wirkliche Belastungen seiner Wählerschaft geißelte er »die allzu hohe Militärlast«, also den Entzug von Arbeitskräften, die »verhaßten kostspieligen Versicherungsgesetze« sowie »das den Kleinbauernstand so sehr belastende Branntweinsteuergesetz«.

In seiner abschließenden politischen Bewertung zeigte Hartmann, daß er weit mehr als nur Anwalt bäuerlicher Interessen war. Er entwickelte eine ihn und seine Partei ehrende Zukunftsvision: »Je mehr wir ... die Steine des Anstoßes, die den Verkehr hemmen und die gegenseitigen Interessen der Völker ... schädigen, aus dem Weg räumen, um so mehr wird es dann ... einmal möglich sein, auf politischem Gebiet jeden Anlaß zu Reibereien und Streit zu vermeiden«. Die Annahme des Handelsvertrages biete Gelegenheit, »die längst ersehnten Friedens-

bestrebungen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch wirken zu lassen...«¹⁰².

Im Stuttgarter Landtag meldete sich Hartmann bei zahlreichen Themen zu Wort. Zwar galten seine Reden hier überwiegend landwirtschaftlichen Fragen, er äußerte sich jedoch auch zu politischen Gegenständen und verfocht schließlich die Belange seines Wahlbezirks. Immer wieder setzte er sich für die Interessen des kleinen und mittleren Bauernstandes ein. Anlässlich eines Plädoyers für die Steuerbefreiung der Privatbierbrauer kritisierte er erneut die durch Reichsgesetzgebung geregelte Branntweinbesteuerung als bauernfeindlich¹⁰³. Während der Beratung des Nachbarrechtsgesetzes brachte er einen Antrag auf Änderung des Regierungsentwurfes mit dem Ziel ein, die bisherigen umfassenden Rechte der großen Waldbesitzer, des Staates und des Adels, zu beschneiden. Nicht länger mehr dürfe mit dem Waldbesitz ein »unangreifbares Privileg« verbunden sein, die Kammer sei daher aufgerufen, »eine sozialwirtschaftliche That« im Interesse der Bauernschaft zu vollbringen. Auf die scharfe Erwiderung des Innenministers, der Hartmanns Antrag als Eingriff »in die Eigentumsphäre« sowie als »Negation, wie sie stärker nicht gedacht werden kann«, zurückwies, entgegnete Hartmann selbstbewußt, die Stimmung seiner Öhringer Wähler zum Ausdruck gebracht zu haben. »Kein Bezirk hat mehr Veranlassung«, auf einen »Wandel« zu hoffen als jener mit seinen zahlreichen hohenlohischen Herrschaften¹⁰⁴. Der »Wegweiser« kommentierte das Scheitern der Initiative scharf als ein Zurückweichen der Regierung und der Kammermehrheit vor der »Adelskammer«. Diese habe damit erneut bewiesen, »wie schädlich ihr Bestand den Volksinteressen« sei¹⁰⁵.

1896 sprach sich Hartmann in einer längeren Rede gegen das von der Regierung vorgelegte Gesetz zur Besteuerung des Kunstweins aus. Mit zahlreichen Argumenten wies er sich als Kenner sowohl der Produktions- als auch der Konsumverhältnisse aus und bezeichnete den Entwurf als »Fata Morgana«. Er sei »gleichbedeutend mit der Aufgabe des Obstmostausschanks in öffentlichen Lokalen« und greife »tief in das wirtschaftliche Leben verschiedener ... Stände ein«¹⁰⁶. Als im folgenden Jahr darüber debattiert wurde, ob ein dem Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften gewährtes Staatsdarlehen abgeschrieben oder zurückgefordert werden sollte, sprach er sich dagegen aus, »den Staat als Lückenbüßer einzustellen«. Obwohl ein Freund des Genossenschaftswesens, kritisierte er »leichtfertiges Geschäftsgebaren« des Verbandes und warnte vor einem Präzedenzfall. Zwar gelte es, der »notleidenden« Landwirtschaft zu helfen, dies dürfe jedoch nicht »zum Schaden der Allgemeinheit« erfolgen¹⁰⁷. Hartmanns Haltung macht deutlich, daß einseitiges Funktionärsdenken ihm fremd war. Ganz ähnlich argu-

102 Stenogr. Berichte über die Verhandlungen des Reichstags, IX. Legislaturperiode, II. Session 1893/94, 2. Bd. (Berlin 1894), 1505–1508.

103 Verhandlungen d. Württ. Kammer der Abgeordneten (LT), 1893/94, 1. Pr. Bd., S. 120.

104 LT 1893/94, 1. Pr. Bd., S. 283–286.

105 Der Wegweiser ... 1894, S. 39f.

106 LT 1895/96, 3. Pr. Bd., S. 1695–1697.

107 LT 1895/97, 4. Pr. Bd., S. 2290f.

mentierte er während einer Debatte über die Staatsjagden. Angesichts ständig steigender Anforderungen an die Staatsfinanzen plädierte er für höhere Pachten. Gleichzeitig wies er jedoch – nun wieder ganz der »Volksmann« – Tendenzen zurück, Privatleute als angebliche Waldschadensverursacher von der Verpachtung auszuschließen. Sarkastisch betonte er, Privatjäger hätten »keine breiteren Stiefelsohlen ... als die Herren Forstleute«¹⁰⁸.

Während der – schließlich ergebnislosen – Beratungen um die Verfassungsreform im Jahre 1894¹⁰⁹ kritisierte Hartmann ebenso wie seine Parteifreunde den von der Regierung Mittnacht vorgelegten Kompromißentwurf scharf. Dieser habe überall »Erregung ... hervorgerufen ... , eine besondere Vertretung« einzelner Stände widerspreche der Realität, »da seit Bestehen des Deutschen Reiches gerade die Lasten und Pflichten in ungleicher Weise auf den Schultern der Minderbemittelten schwerer drücken als auf denen der Reichen«. Das Volk sei überzeugt, »es solle keine geborenen, sondern nur durch das allgemeine Wahlrecht hervorgegangene Volksvertreter ... geben«. Er sei zudem überzeugt, »daß eben jeder, welcher sich in den Dienst des Volkes stellen will, auch vor das Forum desselben zu treten habe, und da werde ihm jederzeit, je nach Qualifikation, sein Attest schon erteilt werden.« Die Hochschule brauche keinen eigenen Vertreter im Parlament, weil auch die Volksschule keinen habe. Auch »das sittliche und religiöse Bewußtsein in diesem Hause (bedürfe) keiner besonderen Anregung durch die Herren Vertreter der Kirche«, diese hätten »Gelegenheit genug, außerhalb dieses Hauses in weitem Rahmen ihre Thätigkeit geltend zu machen«. Den seiner Partei gemachten Vorwurf, demagogisch für die reine Volkskammer einzutreten, wies er zurück: »Die Agitation« sei den Abgeordneten von den Wählern geradezu »aufgezwungen worden«. Dem politischen Gegner, der Deutschen Partei, prognostizierte er den Verlust des Wählervertrauens, »wenn sie (sich) in dieser Frage nicht auf den richtigen Grund und Boden« stelle – das Wahlergebnis von 1895 sollte diese Vorhersage erfüllen. Hartmann schloß seine Ausführungen mit der Feststellung, sich an keiner Arbeit beteiligen zu wollen, von der es dann heiße: »Meister, dieselbe ist fertig, soll ich sie auch gleich flicken«¹¹⁰. Hartmanns kompromißloses und zugleich warmherziges Eintreten für eine wirklich demokratische Volksvertretung entsprang tiefster Überzeugung – er hatte hier sein politisches Glaubensbekenntnis formuliert. Die Volkspartei veröffentlichte die Reden ihrer Abgeordneten zur Verfassungsfrage in einer im ganzen Land verbreiteten Broschüre¹¹¹; ihr erdrutschartiger Wahlsieg von 1895 war nicht zuletzt auf ihre eindeutige Haltung in der Verfassungsfrage zurückzuführen.

Bei den Beratungen über den Etat des Kultministeriums im April 1897 trat Hartmann für Reformen im Volksschulwesen ein. Zur Besserstellung der Lehrer sei das sogenannte Altersklassenvorrückungssystem erforderlich. Sich gegen die

108 LT 1895/97, 4. Pr. Bd., S. 2526.

109 Vgl. dazu A. E. Adam: Ein Jahrhundert Württembergischer Verfassung, Stuttgart 1919, S. 183 ff.

110 LT 1893/94, 2. Pr. Bd., S. 1244.

111 Die Volkspartei und die Verfassungsrevision im Halbmondsaal, Stuttgart 1894.

geistliche Schulaufsicht wendend, betonte er, daß dieses System eine »mannbare Selbständigkeit« der Lehrer bewirke, »weil sie nicht mehr nötig hätten, nach der Gnadensonne ihrer Vorgesetzten sich zu richten«. Zugleich plädierte er für »mehr Reinlichkeit und Gesundheit« in den Schulen, für kleinere Klassen und eine Reduzierung des »Memorierstoffes«. Schließlich sei Religionsunterricht nur noch von Geistlichen zu erteilen, damit sich die Lehrer ihren »wirklichen Aufgaben« widmen könnten. Die Volksschulen seien durch Staatszuschüsse aufzuwerten, als Zukunftsperspektive gelte es die Errichtung von Mittelschulen mit Fremdsprachenunterricht anzustreben. »Unsere Zeit ... erfordert ... , daß jedem Staatsbürger, insoweit seine Gaben reichen, auch sein Pfund zukommen sollte«¹¹². Hartmann trat mit dieser Aussage klar für die Emanzipation breiterer Volksschichten ein.

Eine weitere Rede galt wiederum einem eminent politischen Thema, der Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Schultheißen. Nachdem er, wie gezeigt, in dieser Frage bereits in eigener Verantwortung gehandelt hatte, lieferte er im Landtag die Begründung. Die »Agitation« dazu sei längst »in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen«; er lebe »unter dem Volk« und kenne dessen Stimmung. Bezüglich der Pensionsberechnung der Berufsschultheißen lehnte er eine Besserstellung im Vergleich zur übrigen Beamtenschaft ab, die sogenannten Bauernschultheißen könnten wieder in ihren alten Beruf zurückkehren, sei »doch selbst ein römischer Konsul oder Diktator nach Aufgabe seines Amtes wieder hinter dem Pflug einhergelaufen«. Auch die Befürchtung, für einen älteren Ortsvorsteher sei eine Neuwahl »genant«, wies er mit dem demokratischen Argument zurück, einem pflichtbewußt Handelnden gereiche die Wiederwahl »zur ... hohen Ehre«. Zahlreiche Ortsvorsteher hätten sich zudem ja auch nicht gescheut, bei politischen Wahlen ungeniert einzugreifen¹¹³.

Auf Hartmanns Eintreten für Bezirksinteressen sei nur kurz eingegangen. 1895 forderte er dringend, für »die ärmlichen Räumlichkeiten« des Haller Postamtes Abhilfe zu schaffen. Sein Hinweis auf die allzulange strapazierte »Lammesgeduld der Haller« bewirkte die ministerielle Zusage eines Neubaus in der kommenden Etatperiode¹¹⁴. Als sich dieser Neubau wegen der Platzfrage zu verzögern drohte, forderte er Beschleunigung¹¹⁵. 1897 regte er an, das Salzbergwerk Wilhelmsglück aufzuwerten, die gesamte Salzgewinnung des Staates nach dort zu verlegen¹¹⁶. Umso enttäuschter reagierte er 1900, daß es mit der »Schließung so sehr pressiert« habe und verwies auf die Erregung unter den Betroffenen. Angesichts der noch vorhandenen Salzvorräte hätte man den Betrieb als »Akt der Pietät« gegenüber den Bergleuten zumindest langsamer auslaufen lassen können¹¹⁷. Eine weitere Initiative galt der Schaffung besserer Zugverbindungen zwischen Hall und dem

112 LT 1895/97, 4. Pr. Bd., S. 2459f.

113 LT 1895/98, 7. Pr. Bd., S. 4465f.

114 LT 1895, 2. Pr. Bd., S. 1051f.

115 LT 1895/98, 7. Pr. Bd., S. 4329, 4362.

116 LT 1895/97, 5. Pr. Bd., S. 2948.

117 HT Nr. 131 v. 8. 6. 1900.

Knotenpunkt Crailsheim. Hartmann wies nach, daß die derzeitigen Fahrpläne in Richtung Ulm, Mergentheim und Nürnberg unbefriedigend seien und bat um baldige Abhilfe¹¹⁸.

Die zahlreichen Redebeiträge Hartmanns zeigen, daß der einfache Landwirt zu den rührigen Mitgliedern seiner Fraktion gehörte¹¹⁹. Zwar stand er zwangsläufig – wie das Gros seiner Kollegen – im Schatten der Parteiführer Payer oder der Gebrüder Haußmann, diese waren jedoch praktisch Berufspolitiker. Sein Wirken blieb nicht auf das eines landwirtschaftlichen Experten beschränkt, er war weitaus mehr als nur Interessenvertreter seines Berufsstandes. In seinen Reden bewies er Sachkompetenz und großes politisches Engagement. Seine Sprache war volkstümlich, mitunter belegte er die politischen Gegner mit Spott.

Hartmanns Rückzug aus der Politik erfolgte unfreiwillig. Immer wiederkehrende Magengeschwüre zwangen ihn zur Hofübergabe an seinen Schwiegersohn und nötigten ihm Zwangspausen auf. 1895 etwa berichtete die Lokalzeitung von einer Magenblutung, die Anlaß zu »ernsten Besorgnissen« gebe¹²⁰. Im Sommer 1898 dementierte das Blatt eine Meldung von seinem Ableben, allerdings sei er wiederum an seinem »alten Leiden« erkrankt¹²¹. Unter diesen Umständen mußte Hartmann die ihm 1898 erneut angetragene Reichstagskandidatur ablehnen. Nachdem ein Kandidat im Wahlkreis nicht zu finden war, nominierte die Volkspartei den in Hall aufgewachsenen Professor Hoffmann aus Stuttgart. Hartmann bat seine Wähler, das in ihn gesetzte Vertrauen auf diesen zu übertragen; er sei wie er »Bauernsohn« und kenne die »bedrückten Stände«¹²². Hoffmanns Gegenkandidat, ein vom Bauernbund nominierter und von der Deutschen Partei unterstützter Landwirt¹²³ unterlag schließlich nach heißem Wahlkampf in einer Stichwahl¹²⁴. Hartmann hatte das »demagogische« Auftreten des Bauernbundes heftig kritisiert¹²⁵.

Trotz seiner angegriffenen Gesundheit gehörte er dem Landtag bis 1900 an. Anlässlich der Neuwahlen im Herbst dankte er seinen Wählern für das ihm »in so reichem Maße entgegengebrachte Vertrauen« und bat sie, dieses wiederum auf Hoffmann zu übertragen, seine Krankheit mache ihm eine weitere Mandatsausübung unmöglich¹²⁶. Sein »Herzenswunsch«¹²⁷ ging jedoch nicht in Erfüllung. Erstmals seit 1876 fiel der Haller Landtagssitz wieder an die Deutsche Partei. Mit Hartmanns Rücktritt war im Bezirk Hall eine politische Trendwende eingetreten,

118 LT 1895/97, 5. Pr. Bd., S. 3002f. – Mit einer weiteren Rede kritisierte Hartmann die seit 1849 währende unentgeltliche Unterbringung des Schwurgerichts im Haller Rathaus. HT Nr. 91 v. 20. 4. 1899.

119 Seit 1895 gehörte er der Geschäftsordnungs-, Justizgesetzgebungs- und der Steuerkommission des Landtages an. Der Wegweiser ... 1896, S. 38.

120 HT Nr. 59 v. 10. 3. 1895.

121 HT Nr. 152 v. 3. 7. 1898.

122 HT Nr. 113 v. 17. 5., Nr. 133 u. 134 v. 11. und 12. 6. 1898.

123 HT Nr. 137 v. 16. 6. 1898.

124 HT Nr. 146 v. 26. 6. 1898.

125 HT Nr. 134 v. 12. 6. 1898.

126 HT Nr. 274 v. 23. 11. 1900.

127 Ebd.

die Linksorientierung der Wählermehrheit zu Ende gegangen¹²⁸. Nur um wenige Monate sollte er das Ende seiner politischen Laufbahn überleben. Er verstarb am 13. Juni 1901 in Hall, wo er seine letzten Lebensjahre verbracht hatte¹²⁹.

Schon zu Lebzeiten erfuhr der allzu früh Verstorbene Zeichen des Dankes und der Anerkennung. Der Volksverein Öhringen verlieh ihm 1895 in Würdigung »patriotischer parlamentarischer Thätigkeit« die Ehrenmitgliedschaft¹³⁰ und widerlegte damit das von politischen Gegnern lancierte Gerücht über politische Differenzen. An Neujahr 1899 bedankten sich die vier Volksvereine des 11. württembergischen Wahlkreises mit einem künstlerisch gestalteten Diplom für die »opferwillige« Vertretung im Reichstag sowie seine Tätigkeit im Sinne der Volksvereine¹³¹.

Mehrere Abgeordnete, zahlreiche Parteifreunde sowie ein »großer Trauerkondukt« gaben Hartmann das letzte Geleit, die Volksvereine Hall, Öhringen/Neuenstein und Heilbronn ehrten ihn mit Kränzen. Sein Heilbronner Landtagskollege Betz lobte die »unerschütterliche Ueberzeugungstreue« und den »ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit«, verbunden mit einer »sprichwörtlichen Freiheitsliebe«. Hartmann, dem seine politischen Gegner »Unbill, Ungerechtigkeit und Weh« zufügten, sei ein »Sendbote jener Klasse des Volkes (gewesen), die nicht zu den oberen Zehntausend« gehörte. Sein Selbstverständnis wie sein politisches Wirken waren damit überaus treffend skizziert.

Auch sein Parteifreund, Kammerpräsident Payer, gedachte in warmen Worten des Verstorbenen. Sein Eintritt in die parlamentarische Laufbahn sei ein »glücklicher Tag« für die Volkspartei gewesen. Während er Hartmanns »natürliche Beredsamkeit« und die »beispiellose Aufopferung« in der Zeit seiner Erkrankung betonte, wies er auf dessen nichtöffentliches Wirken für die Partei hin. Diese habe für »Belehrung« in vielerlei Form zu danken, für das, »was er ... in den Beratungen in den Fraktionen und Kommissionen und in den verschiedenen Ausschüssen zu leisten imstande war«¹³².

Wie angedeutet war Hartmann zweifellos eine der herausragenden politischen Persönlichkeiten unseres Raumes. Für die Zeit des Kaiserreichs wie der Weimarer Republik war er der einzige aus dem Bezirk Hall kommende Reichstagsabgeordnete. Zutreffend bezeichnete ihn das Lokalblatt als richtigen »self-made-Mann«¹³³. Sein umfassendes Sach- und Fachwissen, das sich der Volksschulabsolvent neben seiner Berufsarbeit im Selbststudium aneignen mußte, machte ihn zum geschätzten Ratgeber seiner Partei. Offenbar fungierte er dort als landwirt-

128 Dies entsprach durchaus dem allgemeinen Trend. Seit 1900 gingen die Landtagsmandate der Volkspartei in Württemberg zurück. *Hunt* (wie Anm. 31), S. 70.

129 *Schmidt-Buhl* (wie Anm. 2, S. 101) berichtet, Hartmann sei als Ruheständler während einer Volksversammlung zusammengebrochen; »fast tot« habe er nach Hause gebracht werden müssen. Ein Beleg dafür ließ sich nicht finden.

130 HT Nr. 260 v. 5. 11. 1895.

131 *Schmidt-Buhl* (wie Anm. 2), S. 98f. Dort auch eine Abbildung des Diploms.

132 HT Nr. 139 v. 17. 6. 1901. Mindestens seit 1898 gehörte Hartmann dem 22-köpfigen »weiteren Ausschuß« der Deutschen Volkspartei, also der Reichsorganisation, an. HT Nr. 226 a v. 28. 9. 1898.

133 HT Nr. 137 v. 14. 6. 1901.

schaftlicher Experte, waren doch in den Landtags- und Reichstagsfraktionen der Volkspartei die Landwirte unterrepräsentiert; die Parteiführung bestand aus Juristen.

Friedrich Hartmann verkörperte fast idealtypisch die Ziele der süddeutschen Demokraten. Sein Handeln erfolgte in völliger Übereinstimmung mit dem Parteiprogramm, das 1895 die Volkspartei als Partei des Friedens, des politischen Fortschritts und der wirtschaftlichen Reformen definiert hatte¹³⁴. Sein Einsatz war ein Kampf gegen Privilegien und den Obrigkeitsstaat, für die berufliche und soziale Emanzipation der kleinen Leute. Zum Weltmachtanspruch der Wilhelminischen Gesellschaft, zum »Hurra-Patriotismus« der Etablierten stand er – letztlich an den Idealen von 1848 orientiert – in scharfem Gegensatz. Das Gesellschaftsbild seiner Partei verlor jedoch seit der Jahrhundertwende – mit einer sich zuspitzenden politischen Polarisierung – seine Tragfähigkeit¹³⁵. Hartmann mag den – langfristig verheerenden – politischen Umschwung geahnt haben, warnte er doch immer wieder vor der maßlosen Demagogie des Bauernbundes, jener Gruppierung, die den politischen Antisemitismus in Württemberg etablierte¹³⁶ und die seit Beginn unseres Jahrhunderts – zunächst noch im Verein mit den Nationalliberalen – zur Mehrheitspartei im Bezirk Hall wurde.

Einige Jahre nach seinem Tod konnte ein Zeitgenosse noch schreiben, daß über seinen Reichstagswahlkreis hinaus Hartmanns »Andenken nicht erloschen . . . , das trauernde Erinnern an einen, der emporrage aus seinen Mitbürgern« noch wach sei¹³⁷. Heute ist er jedoch – auch in seiner Heimatgemeinde – völlig in Vergessenheit geraten. Sein früheres Hofgut, der sogenannte Weidnerhof, ist heute zentraler Teil des Hohenloher Freiland-Museums. Dort soll in Zukunft an den »Volkmann« aus Wackershofen erinnert werden.

134 Abgedruckt z. B. im HT Nr. 189 v. 11. 8. 1895.

135 *Simon* (wie Anm. 32), S. 43.

136 *Hunt* (wie Anm. 31), S. 98.

137 *Schmidt-Buhl* (wie Anm. 2), S. 96f.

Hermann Lenz – ein Hohenloher Schriftsteller?

VON RAINER MORITZ

Die vermeintlich einfache Frage hat ihre Tücken. Denn was soll es heißen, einen Schriftsteller kurzerhand einer Landschaft und deren Menschen zuzuschlagen, ihn gleichsam als ›Heimatautor‹ oder ›Lokalschriftsteller‹ mit dem Geruch des Provinziellen zu umgeben? Die Tradition, Literatur nach Stämmen oder Rassen zu untergliedern, hat im 20. Jahrhundert die unangenehmsten Blüten getrieben, und so wollen meine Ausführungen eine ideologisch ausgerichtete Vorstellung von Wissenschaft gewiß nicht reaktivieren. Und dennoch: Eine einmal fälschlich gegebene Antwort desavouiert die Fragestellung nicht für alle Zeiten. Es bleibt zu fragen, inwieweit ein künstlerisches Werk von der geographischen Herkunft seines Verfassers abhängt. Anders gefragt: Schreibt ein Oberösterreicher wie ein Oberösterreicher – oder in unserem Fall: ein Hohenloher wie ein Hohenloher?

So wenig ich beanspruche, derartige Spekulationen bündig auflösen zu wollen, so deutlich sei das zentrale Problem benannt. Insbesondere die mit den siebziger Jahren einsetzende Renaissance der sogenannten Heimat- und Dialektliteratur hat das Augenmerk verstärkt auf diese verschlungenen Beziehungen gerichtet. Wie sinnvoll die Antworten im einzelnen auch sein mögen, ihr Spektrum bewegt sich zwischen zwei diametralen Auffassungen: auf der einen Seite vielleicht Goethe, der den *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans* die vielzitierten Verse voranstellt:

*Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen*¹.

Und auf der anderen Seite ein Zitat aus unseren Tagen, aus Thomas Bernhards Roman *Auslöschung. Ein Zerfall*:

*Hüten Sie sich, Gambetti, die Orte der Schriftsteller und Dichter und Philosophen aufzusuchen, Sie verstehen sie nachher überhaupt nicht, Sie haben sie in Ihrem Kopfe tatsächlich unmöglich gemacht dadurch, daß Sie ihre Orte aufgesucht haben, ihre Geburtsorte, ihre Existenzorte, ihre Sterbeorte. Meiden Sie wie nichts sonst die Geburts- und Existenz- und Sterborte unserer Geistesgrößen [...]*².

Die Pole sind markiert und mit ihnen zumindest das Dilemma, das der harmlos anmutende Titel dieses Aufsatzes einschließt.

1 *Johann Wolfgang Goethe: Werke.* Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hg. von Erich Trunz, Bd. 2, München ¹³1982, S. 126.

2 *Thomas Bernhard: Auslöschung. Ein Zerfall* [1986]. Frankfurt/Main 1988, S. 159.

Hermann Lenz als hohenlohischen Schriftsteller zu klassifizieren ist längst keine Besonderlichkeit mehr. Eingeweihten Lesern schien diese Zuordnung seit dem Erscheinen des Romans *Verlassene Zimmer* (1966)³ legitim, und spätestens nachdem das Zweite Deutsche Fernsehen im Januar 1990 in seiner Reihe »Ganz persönlich« Hermann Lenz durch das Hohenloher Land streifen ließ, war der Bezug offenkundig. Im folgenden geht es darum, dieser Nähe zwischen Autor und Landschaft nachzugehen und die Rolle zu umreißen, die der letzteren im Werk zukommt. Kein Anliegen ist es, akribisch all jene Passagen des Lenzschen Œuvres aufzulisten, in denen Hohenlohisches in irgendeiner Weise aufscheint, obschon sich damit manche Festansprache literarisch würzen ließe. Statt dessen soll nach möglichen »Urerfahrungen« geforscht werden, die nachweislich in dieser Gegend wurzeln und in der Folge Werk und Person des Schriftstellers beeinflussen.

Die Suche nach Urerfahrungen bestimmt vielleicht das Gewicht, das Hohenlohe im Lenzschen Werk zukommt, und sie hilft so die Frage: Warum erzählt Lenz von seiner Hohenloher Zeit? zu beantworten. Als Motto dieser Recherche darf ein Zitat aus *Verlassene Zimmer* stehen: [...] *denn jeder Mensch richtete sich nach dem Ort, an dem er aufwuchs*⁴. Sich nach dem Ort richten – was heißt das?

Vertrauen wir zuerst den verlässlichen biographischen Eckdaten: Im Jahre 1912 wird der Zeichenlehrer Hermann Lenz sen. nach Künzelsau versetzt und zieht mit Frau und Schwiegermutter in die Keltergasse um. Am 26. Februar des folgenden Jahres – einen Tag nach dem Geburtstag des württembergischen Königs Wilhelm II. – wird das erste Kind der Lenzens geboren, der Sohn Hermann Karl. Doch – in Künzelsauer Perspektive – tragischerweise hat Vater Lenz für seine Frau einen Platz an der Württembergischen Landeshebammschule in Stuttgart reservieren lassen, so daß das Kind in der Residenz und nicht in der hohenlohischen Oberamtstadt geboren wird. Wenige Tage später kehren Mutter und Kind an den Wohnort zurück, an Hermann Lenz' ersten »Existenzort«. Elf Lebensjahre verbringt er in Künzelsau, ehe die Familie wieder nach Stuttgart in das neuerbaute Haus in der Birkenwaldstraße übersiedelt. In fast allen Lebensabschnitten wird Hermann Lenz, zu kürzeren und längeren Aufenthalten, nach Künzelsau zurückkehren. Der eigentliche Bezugspunkt bleiben indes die Jahre von 1913 bis 1924, während derer das Kind Hermann, durch den Filter der Provinz, den Ersten Weltkrieg, die bürgerkriegsähnlichen Unruhen danach und die Umbruchphase der Weimarer Republik erlebt.

Soweit das biographische Gerüst, eine Datensammlung, die erst dadurch mit Leben erfüllt wird, daß Hermann Lenz in seinen literarischen Arbeiten wieder und wieder auf Künzelsauer Erinnerungen zurückgegriffen hat, bis in die Gegenwart hinein. Die maßgeblichen Texte, in denen sich diese – unterschiedlich tiefen – Spuren finden, sind vor allem die mittlerweile siebenbändigen autobiographischen Eugen-Rapp-Romane, allen voran *Verlassene Zimmer*. Daneben hat der im

3 *Hermann Lenz: Verlassene Zimmer. Roman [1966]. Frankfurt/Main 1978.*

4 *Lenz: Zimmer, S. 137.*

Zusammenhang mit einer Fernsehsendung entstandene Band *Im Hohenloher Land*⁵ Gewicht.

Nicht unerheblich für einzelne Aspekte des Themas sind kleinere Texte wie *Das Wunderbare wartete im Großen Zimmer*⁶ und *Augenblicke des Trostes*⁷ oder Passagen aus den Erinnerungsbüchern *Leben und Schreiben*, *Bilder aus meinem Album* sowie einige Interviews⁸. Und nicht zuletzt: Je weiter sich der Schriftsteller zeitlich von seinen biographischen Anfängen entfernt, desto unbefangener spielt er mit diesen Bezügen. Die 1989 erschienene Erzählung *Jung und Alt* beispielsweise läßt ihren Protagonisten Robert Roß mit einer Gräfin zusammenkommen:

Sie interessierte sich für seine Arbeit, weil er in Hohenlohe-Franken aufgewachsen war, übrigens wie ein gewisser Eugen Rapp, Schriftsteller seines Zeichens. Ob er den kenne?

*Nein, Robert erinnerte sich nicht an ihn*⁹.

Wer also das Bild Hohenlohes im Lenzschen Werk – und insbesondere dessen Bedeutung – rekonstruieren möchte, sollte sich nicht allein auf die Haupttexte verlassen. Denn Lenz' Schreiben ist wesentlich dadurch bestimmt, bereits Erzähltes ständig durch Nachträge und Reprisen in ein anderes Licht zu stellen. Die Darstellung der Biographie ist mit dem autobiographischen Zyklus keineswegs an ihr Ende gekommen; die Behauptung des Autors, bereits in *Verlassene Zimmer alles aufgeschrieben*¹⁰ zu haben, ist – nicht nur auf die hohenlohische Zeit bezogen – eine Irreführung.

Die permanente Rückbesinnung auf ein und dieselben Ereignisse basiert auf der poetologischen Maxime, die Konturen der Erinnerungsbilder nicht zu scharf zu zeichnen. Es bleibt die – für die moderne Autobiographie typische – Unschärfe, die oft bis zum radikalen Zweifel am autobiographischen Schreiben führt¹¹.

Der biographische Rahmen, die maßgeblichen Texte – nach diesen Präliminarien muß es nun darum gehen, zu fragen, welche Ansicht Lenz von seinem »Existenzort« Künzelsau präsentiert und warum letztlich überhaupt von dieser Zeit so nachhaltig berichtet wird.

Daß die ersten Lebensjahre eines Schriftstellers sich in seinem Werk spiegeln, ist beileibe keine Seltenheit, jedoch auch keine Selbstverständlichkeit. Im Falle Hermann Lenz hat die Rückkehr zu den Ursprüngen in erster Linie mit der autobio-

5 *Hermann Lenz*: Im Hohenloher Land. Freiburg 1989.

6 *Hermann Lenz*: Das Wunderbare wartete im Großen Zimmer. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 24. 12. 1986.

7 *Hermann Lenz*: Augenblicke des Trostes. In: Was mich tröstet. Literaturalmanach 1988. Salzburg/Wien 1988, S. 77–80.

8 *Hermann Lenz*: Leben und Schreiben. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt/Main 1986. *Hermann Lenz*: Bilder aus meinem Album. Frankfurt/Main 1987. Es erinnert sich: Hermann Lenz. Peter Köster befragt den Schriftsteller über Kindheit, Jugendjahre und Studienzeit. In: Süddeutscher Rundfunk, 2. Programm, 29. 5. 1985. *Wolfgang Kraus*, Jour fixe: Dichtung und Zeit. Gespräch mit Hermann Lenz. In: Österreichisches Fernsehen, 1. Programm, 25. 5. 1986; u. a.

9 *Hermann Lenz*: Jung und Alt. Erzählung. Frankfurt/Main 1989, S. 142.

10 *Lenz*: Hohenloher Land, S. 41.

11 Vgl. dazu ausführlich *Rainer Moritz*: Schreiben, wie man ist. Hermann Lenz: Grundlinien seines Werkes. Tübingen 1989, Kap. VIII.

graphischen Grundierung aller seiner Bücher zu tun. Lenz-Leser wissen es: Nahezu alle Zentralfiguren der Romane und Erzählungen sind Seelenverwandte des Autors bzw. seiner »Volksausgabe« Eugen Rapp, sei es August Kandel in *Der Kutscher und der Wappenmaler*, der Hauslehrer Wilhelm in *Die Begegnung*¹² oder die vermeintlich nicht-fiktionalen Ich-Sager in den Erinnerungstexten der achtziger Jahre.

Die Verkleidungen und Aufspaltungen, die Masken und Differenzierungen verfolgen ein gemeinsames Ziel: Sie suchen Identität, die Chimäre der Moderne, und am wahrscheinlichsten, so hofft man, ist sie vielleicht in den Lebensjahren zu finden, die unverstellt und ungetrübt die Konstanten des Ichs bewahren. Parallel zu den Entdeckungen der Psychoanalyse haben nicht wenige Autoren unseres Jahrhunderts alle Mühe darauf verwandt, nach den ersten erinnerlichen Momenten zu forschen – man denke zum Beispiel an den Auftakt in Elias Canettis *Die gerettete Zunge*.

Die Lenzsche Zuspitzung dieses Ansatzes besteht darin, Herkunft und Familiengeschichte der eigenen Identität einzuverleiben. Die autobiographische Recherche beginnt so nicht mit der Geburt, sondern – in *Verlassene Zimmer* – mit dem Leben der Gablenberger Großeltern. Und nach Künzelsau erinnernd zurückzukehren ist, so gesehen, keine nostalgische Marotte; es zählt die Absicht, dem Ich und seinem Geheimnis gerade hier auf die Spur zu kommen. Die in späteren Jahren unternommenen Ausflüge nach Hohenlohe dienen dann dem Zweck, Heute und Gestern beständig miteinander zu vergleichen und zu prüfen, ob die ersten Lebensjahre die Bürde, die man ihnen zuzumessen hofft, tragen können.

Mit Hartnäckigkeit werden deshalb jene Umstände hervorgehoben, die – zuerst einmal äußerlich – Kontinuität verheißen: am offenkundigsten das 1711 erbaute Wohnhaus Keltergasse 428, das in fast allen Künzelsau-Texten beschworen wird. Dessen zudem weit in die Geschichte zurückreichende Unverletzlichkeit suggeriert einen Zustand, den das Ich für sich selbst gewinnen möchte: Stabilität und Dauer. Ob Illusion oder Realität, immer wieder reflektieren die späteren Besuche diesen Kontrast; in den fünfziger Jahren wirkt die Stadt mal, *als ob sich nichts verändert hätte*¹³, mal, *als habe sich seit seiner Kindheit etwas verflüchtigt*¹⁴. Und der in den sechziger Jahren angesiedelte Roman *Der Wanderer* resümiert den Prozeß, der sich zwischen Vergangenen und Wiedergesehenem abspielt: *Alles, was er früher gesehen hatte und jetzt wiedersah, schmiegte sich an ihn und verschmolz mit seiner Erinnerung*¹⁵. Künzelsau, das ist für Hermann Lenz eben nicht auf das wie stark auch prägende erste Lebensjahrzehnt zu beschränken; die Erinnerung verändert sich permanent und ist – eine Binsenweisheit des autobiographischen Schreibens – vom Zeitpunkt des Erinnerns nicht zu lösen. Folglich entstehen unentwegt neue

12 Hermann Lenz: *Der Kutscher und der Wappenmaler*. Roman [1972]. Frankfurt/Main 1978. Hermann Lenz: *Die Begegnung*. Roman. Frankfurt/Main 1979.

13 Hermann Lenz: *Ein Fremdling*. Roman. Frankfurt/Main 1983, S. 105.

14 Lenz: *Fremdling*, S. 106.

15 Hermann Lenz: *Der Wanderer*. Roman. Frankfurt/Main 1986, S. 227.

Bilder Hohenlohes, und es sind auch die vermeintlich unbewegten Bilder der Jahre bis 1924, die zum Vibrieren gebracht werden. Für das autobiographische Schreiben ist die Konsequenz unverkennbar: Das Ich ist ohne Dauer; es muß beständig überprüft werden.

Mag so das Warum der erzählerischen ›Heimkehr‹ deutlicher werden, über die Inhalte, über die Konturen des Hohenlohe-Bildes ist damit noch wenig gesagt. Ein Zusammenhang wenigstens bietet sich sofort an: Die Suche nach Stabilität und Dauer fällt im Hohenlohischen leichter, weil dieser Landstrich, nicht nur in den Augen Lenz', den Charakter des Provinziellen bis heute bewahrt. Noch das Vorwort zu *Im Hohenloher Land* zitiert diesen Topos: *Hohenlohe, wo ist das eigentlich? werden wir oft gefragt, wenn wir von unserem Plan erzählen, diese Landschaft zu beschreiben. [...] Ein Land im Verborgenen, Dornröscheland [...]*¹⁶. Was immer man von dieser Einschätzung halten mag: Für Hermann Lenz ist das erinnerte Hohenlohe eben dieses Land der Abgeschlossenheit, das *Eulenkräut*¹⁷, das – wie es in *Verlassene Zimmer* programmatisch heißt – *abseitig und wie fast außerhalb*¹⁸ wirkt. Im Ersten Weltkrieg schlüpft die Familie Lenz in diesem Winkel unter, und knapp dreißig Jahre später, während des Zweiten Weltkriegs, dient das Land erneut als *Ausweichquartier oder als eine Art Idylle*¹⁹. *Abseitig und wie fast außerhalb* – in dieser Wendung liegen Schlüsselvokabeln des Lenzschen Werkes: zum einen das Abseitige als das Provinzielle, Abgelegene, das in vielfältigen Verkleidungen – sei es im Bayerischen Wald oder in der Stuttgarter Altstadt – bis in die jüngsten Texte hinein aufgesucht wird; zum anderen das vorrangig zeitlich zu verstehende Außerhalb, der Zustand des historischen Stillstands, jenes verharrenden Moments, da die als Niedergang empfundenen Mächte des 20. Jahrhunderts nicht zu greifen vermögen.

Beide Aspekte scheinen sich in der Erinnerung an Künzelsau zu vereinen, und wie immer bei solchen Passagen drängt sich der Eindruck auf – und nicht wenige Kritiker haben die Lenzschen Arbeiten deswegen verworfen –, es gehe darum, eine wehmütige Klage über die Gegenwart zu führen und eine triviale Verklärung der ›guten alten Zeit‹ zu betreiben²⁰. Doch die Sachlage ist komplizierter: Natürlich lassen sich Zitate anführen, die einer klischierten konservativen Zivilisationskritik nahe sind. Die Erinnerung an Kloster Schöntal zum Beispiel mündet in der Reflexion: [...] *denn damals [...] mußte man sparen; ein Wort, das aus der Mode gekommen ist*²¹. Darüber mag man, je nach Einstellung, sich freuen oder ärgern: Allein die derart explizit gemachte Konfrontation von schlechter Gegenwart und guter Vergangenheit ist nicht das wesentliche Merkmal der Lenzschen Poetik. Wie

16 Lenz: *Hohenloher Land*, S. 5.

17 Lenz: *Zimmer*, S. 126.

18 Lenz: *Zimmer*, S. 127.

19 *Hermann Lenz: Neue Zeit*. Roman [1975]. Frankfurt/Main 1979, S. 328f.

20 Bei Wohlmeinenden wird dieses vermeintliche Charakteristikum positiv gewertet; vgl. z. B. *Otto Heuschele: Schwäbisches Erbe und Weltliteratur* [1967]. In: *Rainer Moritz* (Hg.): *Einladung, Hermann Lenz zu lesen*. Frankfurt/Main 1988, S. 26–29.

21 Lenz: *Hohenloher Land*, S. 37.

es etwa die im Biedermeier, also in einer ›Sehnsuchtszeit‹, angesiedelten Texte *Die Begegnung* oder *Erinnerung an Eduard*²² offenlegen, ist das Positive, das Lebensrettende des Sich-Erinnerns nicht an einen bestimmten historischen Zeitpunkt gebunden. Erinnern schafft schlechthin Klarheit und Befreiung – oder in Lenzschen Worten: *[D]enn immer war ein heller, heißer Nachmittag im Sommer da, wenn er an seine Kindheit dachte*²³. Sehr klar tritt dieses Konzept im autobiographischen Roman *Andere Tage* hervor:

*Sein Wäschekorb kam und knarrte, als er ihn aufmachte; der war innen mit Leinen gespannt. Es roch nach frischen Hemden, und zwischen den Hemden fand er einen Kuchen, ja sogar ein Glas mit Honig, von der Mutter in Guttapercha eingewickelt, jener brüchigen Guttapercha, die damals in Künzelsau für Halswickel benützt worden war. Erinnerungsgefühle, Gefühle, daheim zu sein und zu wissen, wohin er gehörte, die ordneten sich in die andern Tage hier in Heidelberg, wo er neckaraufwärts sein Elternhaus wußte*²⁴.

Die zufällig – über das Guttapercha – sich einstellende Erinnerung markiert einen zentralen Zusammenhang: Heimat und Erinnerung bedingen einander; erst die letztere vermag es, den realen Ort – Künzelsau bzw. Stuttgart – zum symbolischen Ort, zur ›Heimat‹ werden zu lassen. Das Beglückende liegt folglich nicht zuerst in der Qualität der erinnerten Ereignisse, sondern im Akt der Rückschau, der eine Verbindung der verschiedenen Ich-Stadien ermöglicht. Und deshalb treten, verteilt auf das ganze Werk, wieder und wieder marginal scheinende Erinnerungspartikel aus den Hohenloher Kindertagen an die Oberfläche; der betörende Jasminduft in etlichen Texten läßt sich beispielsweise bis in den Künzelsauer Seminargarten zurückverfolgen, und das Dohlen-Motiv im Werk hat seine Grundlage in einem Kindheitserlebnis. Für die Motive und Bilder selbst heißt dies nicht, daß sie in späteren Texten nicht Selbständigkeit gewinnen und sich von ihren Ursprüngen lösen könnten, doch das Gewicht, das sie im Werk beanspruchen dürfen, verdankt sich ihrer autobiographischen Legitimierung.

»Abseitig« und »außerhalb« zu liegen, dieses Merkmal macht(e) Hohenlohe zum geeigneten Objekt der Erinnerung, wie sie Lenz versteht. Darüber hinaus scheint es jedoch möglich zu sein, in den Künzelsau-Bildern, die vor dem Leser ausgebreitet werden, gewisse elementare Erfahrungen aufzudecken, die sich, im nachhinein, als Säulen des Erzählwerkes erweisen. Thesenhaft sei dies komprimiert: In Künzelsau macht der junge Hermann Lenz seine ›Urerfahrungen‹ des Schreckens auf der einen und der Befreiung auf der anderen Seite. Was ist darunter zu verstehen? Wer die Lenzsche Autobiographie nicht allein als gemütvolle oder historisch lehrreiche Wiedererweckung vergangener Zeiten liest, wird in ihr rasch ein untergründiges Kabinett des Schreckens wahrnehmen. Das anheimelnde Beisammensein mit Eltern und Großmutter in Künzelsau verbirgt die latente Bedrohung

22 Hermann Lenz: *Erinnerung an Eduard*. Erzählung. Frankfurt/Main 1981.

23 Lenz: *Zeit*, S. 277.

24 Hermann Lenz: *Andere Tage*. Roman [1968]. Frankfurt/Main ²1979, S. 217f. Zur ›Erinnerung‹ bei Lenz vgl. Moritz: *Grundlinien*, S. 171 ff.

nicht. Was sich historisch als die verschwommene Kontur des Weltkriegs und des ›Bürgerkriegs‹ abzeichnet, ist auf der kindlich-persönlichen Ebene die Erfahrung immer neuer Ängste. Einmal für diese Konstellation sensibilisiert, erkennt man deren dichtes Netz: die Lektüre des Knüppel-aus-dem-Sack-Märchens ruft ein *eingegrabenes Gefühl*²⁵ des Erschreckens wach; der Anblick furchteinflößender Wahlplakate oder die Erlebnisse des Vaters als Kommandant der Bürgerwehr – *Noske-Hund* wird ihm nachgerufen²⁶ – lassen erstmals den Einfluß der Politik spüren; unangenehme Klassenkameraden wie der Sohn des Lehrers Schöllkopf²⁷ wecken Gefühle der existentiellen ›Fremdheit‹. All dies sind unscheinbare Episoden in *Verlassene Zimmer*; ihre Kulmination und damit auch ihre wahre Bedeutung erreichen sie in der Auseinandersetzung Eugen Rapps mit seinem Lehrer Wurster: [...] *und niemand treibt ihm das Entsetzen aus, denn das ist jetzt in ihn hineingehauen worden*²⁸. Der prügelnde Patriarch und Despot im Klassenzimmer, das ist natürlich längst ein festes Motiv der Schulliteratur; innerhalb der Lenzschen Autobiographie zählt jedoch nicht dieser Aspekt, sondern die dauernde Verletzung, das »Entsetzen«. Welche Bedeutung diese Szenen für Lenz haben, erschließt sich am besten aus dem kleinen Prosatext *Augenblicke des Trostes*, den Lenz fast siebzig Jahre nach diesen Ereignissen publizierte. Schroffer noch als in *Verlassene Zimmer* (und jetzt auch mit unverdecktem Namen) wird die prägende Verletzung benannt:

Weil ich eine Klassenarbeit im Fach Rechnen mit mehreren Fehlern abgeliefert hatte, rief mein Lehrer: ›Auf die Bank!‹ Er holte einen seiner langen und dünnen Meerrohrstecken aus dem Schrank, während ich mich auf das schräge Schreibpult der Bank bei den Fenstern legen und mich mit den Händen auf ihrem Sitzbrett festhalten mußte, damit meine Hose straff gespannt blieb. Mit dem äußersten Ende seines Steckens betupfte er dann mein Hinterteil, bevor er mit voller Wucht zuschlug.

Ich bäumte mich auf, schrie und heulte. Er ging zwischen den Bänken des Klassenzimmers hin und her, sagte: ›Jeder kommt dran, wenn er wie du ...‹ und wartete, bis der Schmerz nachgelassen hatte.

Dann schlug er wieder zu. Und so drei Mal. – ›Das nächste Mal bekommst du sechs‹, fügte er hinzu.

Mein Hinterteil schwoll an, die Striemen wurden blau und grün. Mein Vater sah sie Sonntag früh, als ich im Bett lag. Er fragte: ›Was hast du da?‹ Ich antwortete: ›Auf dem Badeplatz hat mir einer über den Hintern gehauen‹, und dachte: wenn du ihm die Wahrheit sagst, läßt er seinen Kollegen Waldmann (so hieß mein sadistischer Lehrer) wissen: ›Meinem Hermann tut's bloß gut, wenn er scharf hergenommen wird.‹²⁹

25 Lenz: Zimmer, S. 143.

26 Lenz: Zimmer, S. 177.

27 Jahre später begegnet Hermann Lenz bzw. Eugen Rapp dem jungen Schöllkopf in einer Tübinger Studentenverbindung wieder; Modell für die literarische Figur ist der als Nazi-Dichter bekannt gewordene Gerhard Schumann. Vgl. Rainer Moritz: Und nie mehr zurückkehren. Hermann Lenz als Theologiestudent in Tübingen. In: Schwäbisches Tagblatt, 6. 4. 1988.

28 Lenz: Zimmer, S. 194.

29 Lenz: Augenblicke, S. 77.

Was sich in diesem späten Text bündelt, ist das Entsetzen, das in diesen Künzelsauer Erfahrungen zusammenkam: Ob durch die Schule, ob durch die (gefilterte) Politik, ob durch Mitschüler oder düsteren Lesestoff: Die Gefühle der Urangst, des Uerschreckens beginnen sich einzunisten und lehren das Kind, sich vor seiner Umwelt in acht zu nehmen – eine Lektion, von der das Verhalten aller Lenzschen Erzählfiguren zeugt. Die in *Der Kutscher und der Wappenhauer* zitierten Wilhelm-Busch-Verse *Wer einsam ist, der hat es gut / Weil niemand da, der ihm was tut*³⁰ bringen diese selbstgewählte wie erzwungene Einsamkeitserfahrung auf den kürzesten Nenner. Ihre Wurzeln liegen in der scheinbaren Idylle Hohenlohes.

Lenz' Prosa bezieht ihren eigentümlichen (und verstörenden) Reiz nicht aus der – in der modernen Literatur weitverbreiteten – Konzentration auf negativ besetzte Themen. Die Besonderheit – von manchen gar als Anachronismus empfunden – liegt in dem Versuch, den Eindrücken des Schreckens aus eigener Kraft zu begegnen. Das Schreiben des Hermann Lenz lebt vom unentwegt betriebenen Wechselspiel zwischen (durchgängiger) Bedrohung und (zeitweiliger) Errettung, und wieder lassen sich die ersten geglückten Befreiungen in den Hohenloher Kinderjahren verankern.

Kehren wir zurück zu dem eben zitierten Text *Augenblicke des Trostes*. Auf die auch Jahrzehnte später noch penibel genau beschriebenen sadistischen Prügelszenen schließt sich das Bemühen des Kindes an, sich aus eigener Kraft zu kurieren: *Ich ging dann allein den steilen Weg nach Garnberg hinauf, einem oberhalb Künzelsaus gelegenen Dorf. Schlich mich abseits unter Buchengebüsch, kletterte aufwärts durchs Gestrüpp, setzte mich und sah hinauf in junge Blätter, die durchleuchtet wurden. Es bewegten sich Schatten und Helligkeit, ein Durcheinanderhuschen, Verschwinden, Wiederkommen, als ob das Licht erneuert würde in den dünnen durchscheinenden Blättern. Das war für mich ein Trost*³¹.

Allem Entsetzen zum Trotz: Der ›Trost der Bäume‹ verfehlt seine Wirkung nicht. Die Natur wird, wie im gesamten Werk, zum Fluchtraum, zum transsubjektiven Ort der vorübergehenden Rettung. Die allenthalben virulente Symbolik des Lichtes deutet in dieser Garnberg-Passage auf die gleichsam metaphysische Grundierung, die nahezu allen Lenzschen Naturschilderungen eigen ist.

Eng mit diesem Aspekt ist die religiöse Komponente verbunden. Denn *Verlassene Zimmer* ist auch ein religiöser Roman, der das feste Gottvertrauen der Großeltern in ihrem Todeserleben spiegelt. Beide Romanteile enden mit dem Bild der Wendeltreppe, deren verschlungener Weg nach oben die Stufenfolge ins Jenseits, in das ewige Licht darstellt. Als Folie des Motivs diente die Wendeltreppe im Künzelsauer Schloß, die der Vater im Jahre 1919/20 zeichnete und die der Insel-Verlag 1979 auf dem Umschlag des Romans *Die Begegnung* reproduzierte³². Die religiöse

30 Lenz: Kutscher, S. 129.

31 Lenz: Augenblicke, S. 77f.

32 Auch die Wendeltreppe wird (deswegen?) zu einem vertrauten Objekt der Lenzschen Texte. Kein Zufall wohl, daß sich Eugen Rapp und seine spätere Frau Hanni Treutlein auf einer Wendeltreppe näherten.

Gewißheit, die Großeltern und Eltern in sich tragen, hat sich für Hermann Lenz, trotz aller Anfechtungen einer religionskritischen Zeit, nicht verloren. *Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen . . .* – der in *Verlassene Zimmer* vom Vater zitierte Psalm³³ wird behutsam säkularisiert; der Sohn hält es, nach außen hin, zum Beispiel mit den Maximen der Stoiker und mit den Worten des Steinklopferhanns aus Anzengrubers *Kreuzelschreibern: Es kann dir nix geschehn*³⁴.

Die Zurücknahme der religiösen Rede bedeutet nicht, daß sich deren Gewicht für Lenz verringert hätte. Sie bleibt eine der geheimen Instanzen seiner Texte.

Natur und Religion bilden so, bereits in der Kindheit, die ichübersteigenden Antworten auf die erlittene Angst. An die Seite dieser gewissermaßen offen verfügbaren Rettungsangebote tritt eine Art Privatmythologie, mit der sich das Kind zu absentieren sucht. Eine dieser Lösungen wird über Jahrzehnte hinweg wachgehalten:

Später sah ihn Frau Krumm vor dem Haus ein Viereck in die graue Mauer kratzen. In der Viereckmitte zeichnete er ein Quadrat und zog Linien von den Ecken zum Quadrat, daß es wie die Rückseite eines Briefes aussah. Dann stand er dicht davor und schaute auf die Zeichnung. Der Händler Wittig kam und zeigte Frau Krumm frische Aale [. . .] ›Mach dem Herrn Wittig doch einen Kaffee‹, sagte der Bub. Frau Krumm sagte: ›Den kriegt Herr Wittig immer, wenn er zu uns kommt‹ und fragte Eugen, was er dort gezeichnet habe. – ›Das ist mein Gang. In den gehe ich weg, und niemand merkt's‹³⁵.

Die in vielen Texten wiederholte und variierte Szene bieten einen exemplarischen Fluchtweg: den ›Gang‹ in die Imagination, in eine selbsterrichtete Wagenburg, die von den anderen unerkannt bleibt und daraus ihre Unzerstörbarkeit herleitet. Zählt man die ›realeren‹ Fluchtwinkel in *Verlassene Zimmer* – etwa den Rückzug auf den elterlichen Dachboden – hinzu, so eröffnet sich ein breites Spektrum von Abschottungsmechanismen. Anderthalb Jahrzehnte später, im Dritten Reich, erwächst daraus die lebenserhaltene Position, sich allein dem ›inneren Bezirk‹ (so auch der Titel einer Romantrilogie)³⁶ anzuvertrauen.

Von der Imagination führt ein direkter Weg zur zentralen Therapieform, zum Schreiben. Ein kleiner Text, 1983 zuerst publiziert, stellt diese Verbindung heraus: *Manchmal gehe ich die Keltergasse in Künzelsau, einer Oberamtsstadt in Hohenlohe-Franken, hinunter und komme zum Haus, in dem ich aufgewachsen bin. Es hat einen schmiedeisernen Türklöpfer, und seine Inschrift mit der Jahreszahl 1711 erinnert an die Herren von Gleichen und Cranichfeld. Unterm vorragenden ersten Stock nisten, wie vor siebzig Jahren, Schwalben in zwei aneinandergeklebten Nestern, als wäre, mir zuliebe, die Zeit stehengeblieben. Das Bild eines Ganges, das ich als Kind in den Verputz des Hauses kratzte, sollte es mir möglich machen, mich durch diesen Gang aus der Zeit wegzustehlen. Heute ist von dieser Kritzelei in der frisch verputzten Wand nichts mehr zu sehen.*

33 Lenz: Zimmer, S. 185.

34 Vgl. Moritz: Grundlinien, S. 94.

35 Lenz: Zimmer, S. 169; vgl. auch S. 182, 210.

36 Hermann Lenz: Der innere Bezirk. Roman in drei Büchern. Frankfurt/Main 1980.

Später wurde ich ›ein Schreiberling‹, wie heute noch manche zu sagen pflegen. Ich wollte etwas zustande bringen, das die Zeit eindämmt und staut, als verwandle sie sich in etwas Festes, Helles und Durchsichtiges, ähnlich dem Bernstein³⁷.

Sich in die Imagination oder in das Schreiben zurückziehen, das sind verwandte Refugien³⁸. Und dennoch ist ihr Anspruch verschieden: Während es die Kindheitszeichnung ermöglichen sollte, sich *aus der Zeit wegzustehlen*, ist das Schreiben, die Literatur eine Kraft, die *Zeit eindämmt und staut*. Anders gesagt: Wer schreibt, flüchtet nicht vor dem Entsetzen oder verdrängt es, sondern verwandelt es: in *Festes, Helles und Durchsichtiges*. Was Lenz hier zusammenfaßt, ist seine Poetik in nuce. Imaginieren und Schreiben sind Methoden, der unaufhaltsamen historischen Zeit auf individuelle Weise Einhalt zu gebieten. Das Schreiben letztlich verfolgt dabei keine bescheidenen Ambitionen: Der Dichter – und das ›altmodische‹ Wort ist hier bewußt gesetzt – stiftet, in Andeutungen zumindest, noch einmal einen Sinn, der jenseits der alltäglichen historischen wie persönlichen Erfahrung zu suchen ist. Diesem Impuls ist das Lenzsche Schreiben bis heute treu geblieben. Frühe Werke wie *Das stille Haus* (1947)³⁹ knüpften noch eher an die imaginierenden Formen des Sich-Wegstehens an; sie transportierten Biographisches auf verhältnismäßig durchsichtige Weise in andere Zeiten. Spätere Arbeiten – und hier wäre zum Beispiel der sechste Band des Rapp-Zyklus, der Roman *Der Wanderer*, an erster Stelle zu nennen – entsprechen jener in *Der andere Bezirk* zitierten Vorstellung einer Literatur als Verwandlungskünstlerin. Ob und inwieweit man dies bereits auf den kleinen Text beziehen kann, der am 8. April 1922 in Künzelsau entstand⁴⁰ (und damit bislang die Werkchronologie anführt), sei dahingestellt.

Zurück zum Ausgangspunkt: In welcher Weise darf man und sollte man Hermann Lenz als Hohenloher Schriftsteller bezeichnen? Sicher ist, daß das Lenzsche Œuvre nicht dazu verführt, Künzelsau und seine Umgebung zu verklären oder zu glorifizieren. Und sicher wäre es anmaßend zu behaupten, die beschriebenen primären Erfahrungen seien an diesen Landstrich und dessen Menschen gebunden, hätten sich anderswo nicht auf verwandte Weise eingestellt.

Will man die Eingangsfrage guten Gewissens bejahen, so scheint mir dies mit zwei Argumenten möglich: Zum einen erlauben es die vielen präzisen (wenn auch nicht an ›realistischer‹ Widerspiegelung interessierten) Hohenlohe-Beschreibungen, vom »Kochertal als Literaturlandschaft«⁴¹ zu sprechen. Ob in den zitierten Partien oder in den ausgelassenen⁴², Hermann Lenz hat ein Hohenlohe-Bild gezeichnet, das in

37 Hermann Lenz: *Der andere Bezirk*. Uebers Schreiben. In: Neue Zürcher Zeitung, 24. 6. 1983.

38 Ein Verbindungsglied ist die Lektüre: Der junge Eugen Rapp bevorzugt neben seinem Naturkundebuch bezeichnenderweise Defoes *Robinson Crusoe* (vgl. Zimmer, S. 180).

39 Hermann Lenz: *Das stille Haus*. Erzählung. Stuttgart 1947.

40 Vgl. die ironisch gefärbten Passagen in Lenz: *Vorlesungen*, S. 13.

41 Vgl. Wolfgang Kunzfeld: *Das Kochertal als Literaturlandschaft*. In: Hohenloher Tagblatt, 9. 10. 1984.

42 Zu nennen wären etwa Eugen Rapps Gespräche mit dem Bartensteiner Schäfer Johann Präg (vgl. Hermann Lenz: *Seltsamer Abschied*. Roman. Frankfurt/Main 1988, passim. Lenz: *Hohenloher Land*, S. 24f. Hermann Lenz: *Der Hofgarten des Schlosses zu Bartenstein*. In: Hermann Lenz: *Zeitlebens*. Gedichte 1934–1980. München 1981, S. 121).

der lokalen Geschichtsschreibung oder in der Literaturgeographie nicht so rasch in Vergessenheit geraten wird.

Wichtiger jedoch erscheint mir, zum anderen, eine Beweisführung, die die hier beschriebenen Künzelsauer ›Urerfahrungen‹ ernst nimmt. Die vielfältigen Formen des Erschreckens hier und die nicht minder einfallsreichen Versuche der Rettung da haben ihre primären, gleichsam unverdorbenen Ausprägungen im ersten (Künzelsauer) Lebensjahrzehnt des Schriftstellers. Die elementare Bewegung seines ganzen Werkes ist darin vorgezeichnet, und vieles entfaltet nur, was in diesen Jahren *eingegraben* und *hineingehauen* wurde.

Dennoch sei ein letzter Einspruch angebracht: Lenz' literarische Rückkehr ins Hohenlohische ist, wie eingangs dargelegt, eine bewußte Rückkehr zu den Anfängen und dabei bestrebt, Konstanten und Wurzeln der eigenen Identität festzumachen. Und deshalb läßt sich auch hier die Aporie allen autobiographischen Schreibens nicht abstreiten: Der Autobiograph findet nur, was er schon wußte. Die Selektion, die zu Büchern wie *Verlassene Zimmer* führt, vergißt, wer weiß es, das Wesentliche, weil es der Autobiograph von heute ist, der sich an sein Gestern erinnert. Daß Hermann Lenz sich dieses Dilemmas bewußt ist, zeigt sich in seinem Verfahren, die Autobiographie jeder Lebens Epoche offenzuhalten, sie durch Nachträge gegebenenfalls zu modifizieren. Die Möglichkeit, daß sich letztlich nichts Definitives sagen läßt, ist eine Weisheit, auf die sich Dichter wie Interpret zurückziehen dürfen:

Im Gehen

*Gras unterm Fuß haben
Und die Sonne auf nackter Brust
Der Wind trocknet den Schweiß.*

*Du gehst und erinnerst dich
An den Jasminduft der Laube
Im Seminargarten zu Künzelsau.*

*Was hast du seitdem gelernt?
Der Mensch ist ein blinder
Unterwasserschwimmer⁴³.*

43 Hermann Lenz: *Im Gehen*. In: *Lenz: Zeitlebens*, S. 112.

Neue Bücher

1. Quelleneditionen, Bibliographien, Nachschlagewerke

Mosbacher Urkundenbuch. Stadt und Stift im Mittelalter / bearb. von Konrad Krimm unt. Mitarb. von Hans Schadek. – Elztal-Dallau: Laub, 1986. – XXII, 452 S. (Veröffentlichung d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg)

Das Archiv der Stadt Mosbach zählt zu den bedeutendsten der Region Franken. Sein mittelalterlicher Grundstock sind Urkunden, die auch den Hauptteil dieses vorliegenden Urkundenbuches bilden. Aufgenommen wurden Quellen zum Stift und zur Stadt Mosbach, da beide wirtschaftlich und kulturell eng miteinander verflochten waren. Die ersten Quellen, in denen der Name Mosbach auftaucht, waren das Reichenauer Verbrüderungsbuch (um 824) und die Schenkung Ottos II. an Worms (976). Als Endpunkt ihrer Quellensammlung setzen die Herausgeber etwas willkürlich das Jahr 1499. In diesem Jahr erlosch mit dem Tode Pfalzgraf Ottos II. die Mosbacher Linie, und die Stadt fiel wieder an die kurpfälzische Linie zurück. Die Quellen sind als Texte mit Kopfregesten oder durch Vollregesten wiedergegeben. Für Urkunden, die nur wegen einer Namensnennung aufgenommen wurden, wählte man Kurzregesten. Die 562 Quellen sind drucktechnisch gefällig wiedergegeben. Ein ausführliches Orts- und Personenregister erschließt das Material auch für den weiteren Umkreis um Mosbach in vorbildlicher Weise.

A. Zieger

Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik / hrsg. von Wolfgang Benz; Hermann Graml. – München: Beck, 1988. – 392 S.

Das vorliegende Handbuch beschreibt in fast 500 Einzeldarstellungen Leben und Wirken von Männern und Frauen, die das öffentliche Leben der Weimarer Republik entscheidend prägten. Die Herausgeber Benz und Graml, die zusammen mit einem 59-köpfigen Autorenteam die Biographien erarbeiteten, legten den Schwerpunkt weniger auf familiengeschichtliche Details als vielmehr auf das »öffentliche Persönlichkeitsbild« der einzelnen Personen. Ein Lexikon der vorliegenden Art wäre sonst auch nicht zu verfassen gewesen. So erläutern diese Lebensbeschreibungen aber nicht nur Einzelschicksale, sondern geben zugleich ein beredtes Zeugnis über die Geschichte der Weimarer Republik.

Neben Politikern, die mit über 200 Biographien die größte Gruppe im vorliegenden Band bilden, erscheinen aber auch Schriftsteller, Maler, Journalisten, Wissenschaftler und Unternehmer. Der berühmte Mediziner Ferdinand Sauerbruch ist ebenso zu finden wie der Ethnologe Leo Frobenius oder Ferdinand Porsche, Max Weber, Stefan Zweig, Max Reinhardt, Robert Bosch, Karl Jaspers, Erich Kästner und Max Planck, um nur einige der in diesem Buch vertretenen Persönlichkeiten zu nennen.

Daneben nahmen die Herausgeber aber auch einige Personen auf, die nicht Staatsangehörige des Deutschen Reiches waren, so u. a. Robert Musil, Karl Kraus, Franz Kafka, C. G. Jung und Sigmund Freud. Benz und Graml wollten der Tatsache Rechnung tragen, daß die Arbeiten dieser Menschen nicht vor politischen Grenzen haltmachten, sondern ihre Wirkung auf den gesamten deutschen Sprachraum entfalteten. Es ist natürlich verständlich, wenn die Biographen von Konrad Adenauer und Kurt Schuhmacher, um nur zwei zu nennen, nicht mit dem Jahr 1933 schließen, sondern auch deren weiteres Leben beschreiben. Dieses Buch ist kein Werk, das man in einem Zuge durchlesen kann oder sollte. Vielmehr

macht es unheimlich Spaß, in ihm wie in einer kleinen Schatztruhe zu stöbern: Man stößt immer wieder auf Neues. Betroffen macht aber auch die Erkenntnis, daß mit dem Herannahen der Nazi-Herrschaft viele dieser Menschen Deutschland verließen, verlassen mußten, wollten sie am Leben bleiben. Es ist wohl kaum zu übersehen, welche geistige Potenz dadurch dem Deutschen Reich verloren ging.

H.-D. Bienert

Wörterbuch der Mystik / Hrsg.: Peter Dinzeltacher. – Stuttgart: Kröner, 1989. – XVIII, 530 S. (Kröners Taschenbuchausg.; Bd. 456)

Prof. Dr. Peter Dinzeltacher, Dozent an der Universität Salzburg, ist es in Zusammenarbeit mit verschiedenen Fachwissenschaftlern gelungen, ein Wörterbuch der Mystik von A bis Z mit ca. 1200 Einzelartikeln und zusätzlichen bibliographischen Angaben zu veröffentlichen. In diesem Werk wird die europäische Mystik von der Antike bis zur Gegenwart mit dem Schwerpunkt der christlichen Mystik erschlossen. Außerdem sorgen aber auch ergänzende Artikel zur jüdischen, islamischen und asiatischen Mystik für eine umfassende Information. Wertvoll für den Benutzer dieser Taschenbuchausgabe ist der systematische Aufbau: Nach einem Inhaltsverzeichnis folgen ein Verzeichnis der Mitarbeiter, ein Vorwort, eine Liste der allgemeinen Abkürzungen, der Abkürzungen der Verlagsorte, ein Siglenverzeichnis der Zeitschriften und Sammelwerke und eine weiterführende Bibliographie in engerer Auswahl, ehe der alphabetische Wörterbuchteil einsetzt.

Schon im Vorwort leistet Dinzeltacher eine klärende Definition der Mystik, vor allem der christlichen Mystik, die er in summa nach der klassisch gewordenen Definition des mittelalterlichen Theologen und Mystikers, des Franziskaners Bonaventura von Bagnoregio vorstellt, als *cognitio Dei experimentalis*, auf Erfahrung gründende Gotteserkenntnis. Mystik ist im Sinne des Herausgebers nicht nur der Kulminationspunkt dieser Erfahrung, der Vereinigung Gottes mit der Seele (*Unio mystica*), sondern die gesamte Frömmigkeitshaltung des Menschen, die zu diesem Erleben hinführen will. Hier handelt es sich um das Streben des Menschen nach unmittelbarem Kontakt mit Gott vermittelt persönlicher Erfahrung bereits in seiner Lebenszeit (!), um seine Empfindungen und Reflexionen auf diesem Weg und um die Erfüllung dieses Strebens.

In seinem Wörterbuch bittet Dinzeltacher bereits im Vorwort um Anregungen zur weiteren Gestaltung des Werkes und um Corrigenda für den Verlag. Aus diesem Grunde seien dem Rezensenten einige Anmerkungen gestattet:

In dieser Taschenbuchausgabe des Wörterbuches müssen die einzelnen Fachbeiträge so kurz wie möglich gehalten sein. Deshalb sind auch spezielle Untersuchungen zu Sachthemen wie in größeren Kompendien nicht möglich. Dennoch wäre in manchen dargebotenen Einzelbeiträgen anstelle einer »Straffung« und »Vereinfachung« eine gewisse »Differenzierung« des Lehrstoffes vonnöten gewesen.

Hierzu möchte ich wahlweise nur drei Beispiele herausgreifen.

1. Auf S. 191/192 wird Glossolalie nach ntl. Sprachgebrauch als »Ausdruck zur Kennzeichnung ekstatischen und unverständlichen Redens in christlichen Gruppen« definiert. Genau das Gegenteil aber arbeitet neuerdings Sylvia Renz, *Reden in den Wind?*, Bretzfeld, 1. Aufl. 1990, heraus, die griech. *glossē lalein* gemäß Apg 2,4 als die bleibende Fähigkeit bezeichnet, unabhängig von Extase und Gefühlen und auch außerhalb des Mißbrauches von Selbstdarstellung und liebloser Manier eine nicht erlernte Fremdsprache, d. h. eine fest umrissene Sprache, zu verstehen und fließend zu sprechen. Auch in 1 Kor 14,9 liegt ihrer Auffassung nach der Schwerpunkt vielmehr auf sinnvoller, verständlicher Kommunikation, nämlich dem Verkündigen des Evangeliums. »Im Geist redet er Geheimnisse (= das »Geheimnis« des Evangeliums)« – 1 Kor 14,2 – erschließt sich auch aus folgenden Texten: 1 Kor 2,7; 15,51; Eph 6,19; Kol 1,26; Offb 10,7 etc.

2. Was die kurzen konfessionskundlichen Fachbeiträge betrifft, sollte man zukünftig polemisch-unsachliche Darstellungen zu den amerikanischen protestantischen Denominationen des 19. Jahrhunderts und den sich bis in die Gegenwart herausgebildeten Glaubensgemein-

schaften vermeiden, vor allem den oft abwertenden Terminus »Sekte«, erst recht, wenn er theologisch ungerechtfertigt ist. So sind z.B. die Adventisten, S.2, gegenwärtig die »Adventgemeinde« oder die »Gemeinschaft der STA« (engl. Seventh-day Adventist) keine »Sekte«, sondern eine protestantische Freikirche (!). Der evangelische Theologe und Konfessionskundler A. Rössler verhandelt sie sogar unter den »reformatorischen Kirchen«. Auf neuere Literatur ist deshalb zwingend aufmerksam zu machen, da die älteren Darstellungen nicht mehr up-to-date sind: A. Rössler, Positionen, Konfessionen, Denominationen, Stuttgart 1988; ders. Evangelisches Gemeindeblatt für Württemberg Nr. 9 1989, 4; E. Geldbach, Freikirchen – Erbe, Gestalt und Wirkung; Göttingen 1989; Christian Noack, Adventecho Nr.9 1990, 12–14. Zu den verschiedenen »neuen religiösen Bewegungen« siehe auch das Heft Nr. 32 1. Hj. 1989 der Reihe »Gewissen und Freiheit«, Bern.

3. Der Rezensent vermißt zum Fachbeitrag Chassidim/Chassidismus, S.84, eine kurze Definition und zum Artikel Jüdische Mystik, S.282–285, eine kurze Darstellung der historischen Wurzeln des Chassidismus. Die Ursprünge finden sich m.E. bei den hebr. Hasidim, griech. Asidaioi, einem Bund von »Frommen« und »Gottesfürchtigen« des konservativen antihellenistischen Judentums der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. vor den Makkabäerkriegen, den geistigen Vätern des sich herausbildenden Essenertums in Palästina-Syrien. Nach H. Bardtke, Zur Nachgeschichte der Qumrängemeinde, Theologische Versuche VII, Berlin 1976, 11–40, konnte essenisches Gedankengut bei den Mandäern, im frühen christlichen Mönchtum, in der griechisch-römischen Literatur, im Koran des Islam, im 8./9. Jahrhundert bei den Karäern und in der altjüdischen Mystik des Mittelalters nachgewiesen werden. Wie langlebig die Tradition dann geblieben ist, beweist erst recht die Erneuerungsbewegung des Chassidismus in Polen im 18. Jahrhundert unter seinem Führer Israel Baal-Schem-Tob. – Siehe hierzu Gotthard G. G. Reinhold, Ursprung und Entfaltung der Essener, Manuskript, Murrhardt 1989, vorgesehen für die Zeitschrift Spes Christiana, Darmstadt.

Meine kurzen Anmerkungen sollen nicht den besonderen Wert des Wörterbuches der Mystik schmälern. Im Gegenteil: Mit seinem fachwissenschaftlichen Autorenkollektiv sollte P. Dinzlacher die Gelegenheit nutzen, die bisher gesammelten Fachbeiträge durch Corrigenda und neues Forschungsmaterial zu ergänzen und an einer größeren Ausgabe des Wörterbuches zu arbeiten. Künftige Kirchenhistoriker und Mediävisten werden es ihm danken.

G. G. Reinhold

2. Allgemeine Geschichte, Kirchengeschichte

John C. G. Röhl: Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik. – 3. durchges. Aufl. – München: Beck, 1988. – 263 S.

Das hier vorliegende Buch über Wilhelm II., den letzten Deutschen Kaiser und König von Preußen beschäftigt sich nicht nur mit der Person des Kaisers selbst, die der Autor einleitend in Form einer »Charakterskizze«, wie er das Kapitel auch umschrieben hat, kennzeichnet. Im Mittelpunkt des Buches stehen vielmehr verschiedene Kapitel, die »(...) die Mentalität der Menschen, die Wilhelm II. als Freunde und Berater zu Seite standen, sowie die Strukturen, die sein sogenanntes »Persönliches Regiment« stützten und damit überhaupt erst ermöglichten (...)«.

Dem Kapitel über »Graf Philipp zu Eulenburg – des Kaisers bester Freund« folgt eine Darstellung über »Hof und Hofgesellschaft unter Kaiser Wilhelm II.«. Bereits die ersten drei Kapitel zeigen, daß mit John C. G. Röhl sich ein Fachmann eines nicht einfachen Themas angenommen hat. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat zeigt, daß die Arbeiten mit wissenschaftlicher Akribie verfaßt wurden. Sie sind aber auch in einer Sprache geschrieben, die dem Nichtfachmann eine spannende Lektüre bietet.

Die folgenden Aufsätze stehen unter den Überschriften »Der »Königsmechanismus« im

Kaiserreich«, »Die höhere Beamtenschaft im wilhelminischen Deutschland«, »Glanz und Ohnmacht des deutschen diplomatischen Dienstes« und »Der militärische Entscheidungsprozeß in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkriegs«.

Röhl zeigt die oft unheilvollen Verwicklungen im Machtapparat des deutschen Kaiserreiches auf, macht aber auch deutlich, wie hilflos oft selbst Deutschlands politische Eliten dem Machtanspruch und den Launen des Kaisers und seines engsten Beraterstabs ausgesetzt waren. Röhl hat mit diesem Buch, dessen Kapitel, wie er einleitend betont, zuerst als Einzelstudien entstanden sind, die Literatur über Wilhelm II. und seine Regierungszeit gewiß bereichert.

H.-D. Bienert

Die deutsche Revolution von 1848/49 / hrsg. von Dieter Langewiesche. – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft, 1983. – 404 S. (Wege der Forschung; Bd. 164)

Betrachtet man den Titel dieses Buches, könnte man meinen, es handle sich um eine Gesamtdarstellung der revolutionären Ereignisse der Jahre 1848/49. Zwar erfährt der Leser in dieser Aufsatzsammlung manches über die Geschehnisse der bewegenden Jahre, im Mittelpunkt steht aber die Einschätzung der Revolution aus der Sicht von Historikern von früher und heute und aus Ost und West. Die dabei hervortretenden ideologischen Unterschiede tragen ebenso zur Erkenntnisgewinnung bei, wie sie zur Kritik anregen.

O. Windmüller

Kirche und Revolution 1848 / hrsg. von Martin Brecht [u. a.]. – Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1979. – 316 S. (Pietismus und Neuzeit; Bd. 5)

Hauptgewichtig werden in diesem Band fünf Vorträge, die im April 1978 bei der Tagung der Sektion Kirchengeschichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie in Berlin unter dem Rahmenthema »Die evangelischen Kirchen und die Revolution von 1848« gehalten wurden, vorgestellt. Dabei seien besonders die beiden Arbeiten aus dem Bereich der badischen und der württembergischen Landeskirche hervorgehoben: »Theologischer Rationalismus und kirchlicher Protest in Baden 1843–1849« von Hermann Rückleben, Karlsruhe, und von Dr. D. Gerhard Schäfer, Stuttgart, »Die evangelische Kirche in Württemberg und die Revolution 1848/49«. Zur Geschichte der ersten deutschen Bibelanstalt, der von Cansteinischen Bibelanstalt in Halle an der Saale, hat Beate Köster, Münster i. W., einen guten Beitrag bereitgestellt. Die ausgezeichneten Besprechungen der 21, zumeist der pietistischen Provenienz angehörenden Bücher auf den Seiten 218 bis 284, sind für den Fachmann und den »Nur-Liebhaber« gleichermaßen interessant und ertragreich, wobei sie freilich das Lesen der Bücher nicht überflüssig machen wollen.

M. Wissner

Hans Roser: Klöster in Franken. Werke und Gestalten einer europäischen Kulturlandschaft. – Freiburg i. Br.: Eulen, 1988. – 408 S.: Ill.

Das vorliegende Buch ist kein Reiseführer, kein Kunstbrevier und keine Geschichte Frankens; es ist auch kein wissenschaftliches Werk oder ein Lexikon der Klöster in Franken. Es ist ein erzählerisches Handbuch, das in lockerer Form mit persönlichen Akzenten über Heiligenverehrung, Mönchtum, Klöster und Orden in Franken informiert. Auch neue evangelische Kommunitäten des 20. Jahrhunderts werden dabei berücksichtigt. 87 Abbildungen und eine Karte lockern das Buch auf. Manche Informationen verdienen Skepsis, z. B. daß die Kumburg bis heute als »Frankens große Grabsburg« (S. 116) zu betrachten sei. Vermutlich soll es Gralsburg heißen. Oder: »1684 nahmen die Kapuziner auf der Kumburg das Heft in die Hand (ebd.). Richtig ist, daß Dekan Johann Heinrich Graf von Ostein (1674–1695) zahlreiche gegenreformatorische Maßnahmen einleitete und dabei u. a. vier Kapuziner und einen Laienbruder aus dem Bayerischen holte und ihnen auf der Kleinkumburg eine Wohnung zuwies und ihre Tätigkeit förderte. Das Buch vermittelt einen materialreichen Überblick einer Kulturlandschaft, die durch das christliche Mönchtum nachhaltig geprägt wurde.

A. Zieger

Jürgen Sydow; Edmund Mikkers; Anne-Barb Hertkorn: Die Zisterzienser. Fotos: Franz-Karl von Linden; Gereon Christoph Maria Becking. – Stuttgart: Belsler, 1989. – 224 S.; zahlr. Ill.

Das großformatige, repräsentativ aufgemachte Zisterzienser-Buch fügt sich wie bestellt an die 1988 durchgeführte Zisterzienser-Tagung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken an. Nicht selten gilt die Regel, daß aufwendige Fotobildbände, die zum Verschenken gut geeignet sind, angesichts ihrer Illustrationen keinen ausreichenden Wert auf die Texte legen. Dies ist hier zum Glück nicht der Fall. Den nicht nur überwältigend schönen, sondern auch ausgesprochen informativen Bildern aus der ganzen zisterziensischen Welt Europas stehen drei Textkapitel hochrangiger Spezialisten gleichwertig gegenüber. Jürgen Sydow hat den umfangreichen Beitrag »Die Zisterzienser – ein Orden in der Blütezeit hochmittelalterlichen Mönchtums« verfaßt, Edmund Mikkers schreibt über »Die Spiritualität der Zisterzienser« und Anne-Barb Hertkorn behandelt »Die Architektur der Zisterzienser«. Man kann ohne Umschweife sagen, daß es zur Zeit kein anderes Buch gibt, das vergleichbar fundiert, dem neuesten Forschungsstand gemäß und zugleich ästhetisch ansprechend über den Zisterzienser-Orden informiert. Dabei ist das Buch ungleich mehr als nur ein schönes Geschenk. Auch der fachwissenschaftlich Interessierte wird eine umfassende Einführung ins Fachthema der Zisterzienser erhalten, wie er sie übersichtlicher und ausgefeilter kaum erwarten kann. Wer die Fotos der europaweit grandiosen Mönchsarchitektur betrachtet und den Vergleich zur Gegenwartsarchitektur zieht – auch zur sogenannten repräsentativen Gegenwartarchitektur – wird zu keinen erfreulichen Urteilen über die Architekten des 20. Jahrhunderts kommen. Man vergleiche einmal das Bonner Bundeskanzleramt oder den Kleinen Schloßplatz in Stuttgart mit den Abteien von Fontenay, Chiara-valle oder Maulbronn – man wird einmal mehr bestätigt finden, daß auf diesem Gebiet vom »finsternen Mittelalter« zum 20. Jahrhundert hin alles andere als Fortschritt stattgefunden hat.

G. Fritz

800 Jahre Deutscher Orden 1190–1990 / hrsg. vom Deutschordensmuseum e. V. Bad Mergentheim. – Bad Mergentheim, 1990. – 100 S. (Jahrbuch; Nr. 1)

1990 beging der Deutsche Orden sein 800jähriges Jubiläum. Neben den beiden Katalogen, die zu den Ausstellungen in Nürnberg und auf der Kapfenburg herausgekommen sind und die viel Neues zur Geschichte des Deutschen Ordens bieten, informiert der vorliegende Band, der anlässlich des Doppeljubiläums – 800 Jahre Orden und 650 Jahre Stadterhebung Mergentheims – erstellt wurde, über Ereignisse aus der Geschichte der Stadt Mergentheim, die vom frühen 13. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eng mit dem Deutschen Orden verbunden war.

Die Familie der Hohenlohe legte 1219 mit dem Ordenseintritt der Brüder Andreas, Heinrich und Friedrich den Grundstein für die Kommende Mergentheim. Helmut Hartmann gibt uns einen detaillierten Überblick über die 61 Mergentheimer Komture – von denen viele aus den fränkischen und schwäbischen Adelsfamilien der von Krautheim, von Bächlingen, von Gabsattel, von Grumbach, von Adelmansfelden, von Seckendorf und von Bibra stammten – aus der Zeit zwischen 1221 und 1534.

Klaus Militzer beschäftigt sich in seinem Artikel ebenfalls mit einem Mitglied der Familie Hohenlohe: Gottfried von Hohenlohe (um 1265–1310) trat mit seiner Wahl zum Hochmeister 1297 an die Spitze des Ordens. Die Amtszeit Gottfrieds fiel in die schwierige Periode der Umorientierung des Ordens vom nahen Osten und dem Mittelmeerraum in den Norden, nach Preußen und Livland und ins Deutsche Reich.

Im Jahre 1525 erlosch das Hochmeistertum in seiner alten Form, nachdem der damalige Hochmeister Albrecht von Brandenburg sich vom polnischen König mit Preußen als einem weltlichen Lehen belehnen ließ. Mit dem Verlust des Ordenslandes Preußen verlagerte sich die Position des Ordens ins Reich. Nach den Verwüstungen des Bauernaufstandes im Mai des gleichen Jahres und der Zerstörung der Burg Horneck wurde der Sitz des Deutschmei-

sters nach Mergentheim verlegt. Axel Herrmann widmet seinen Aufsatz der Person des neuen Ordensoberhauptes in dieser schwierigen Zeit, Walter von Cronberg, der von 1527 bis 1543 regierte.

Gert Ammann referiert über drei Künstler aus Mergentheim – die Maler Martin Mittnacht und Paul Honegger und den Bildhauer Kaspar Gras – die für den Hochmeister Maximilian, gleichzeitig habsburgischer Erzherzog, um 1600 in Innsbruck tätig wurden.

Carlheinz Gräter gibt den Lesern einige interessante Einblicke in das Leben des bekannten württembergischen Schriftstellers Carl Julius Weber. Dieser arbeitete von 1792 bis 1797 als Privatsekretär des Christian Graf zu Erbach-Schönberg in der Residenzstadt Mergentheim. Webers schriftliche Aufzeichnungen vermögen ein farbiges Bild der Zustände an diesem Hof in den unruhigen Jahren zwischen französischer Revolution, dem Ende des alten Reiches und der Auflösung des Ordens in Deutschland zu zeigen. Weitere interessante Beiträge runden diese Schrift ab.

Dem Deutschordensmuseum und seinen Trägern ist zu wünschen, daß auch über das Jubiläumsjahr hinaus weitere Jahrbücher erscheinen werden und daß wissenschaftlich anspruchsvolle Mitarbeiter gewonnen werden können.

J. Henzke

Der Johanniterorden. Der Malteserorden. Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem. Seine Geschichte, seine Aufgaben / hrsg. von Adam Wienand [u. a.]. – 3. überarb. Aufl. – Köln: Wienand, 1988. – 699 S.: Ill., 2 Kt.

»Von den Menschen unserer Tage wird mit Recht die Frage gestellt, welche Aufgaben in einer gewandelten und rapide sich wandelnden Welt noch ein Ritterorden habe. Ist er nicht ein Anachronismus, ein Überbleibsel aus den Zeiten, in denen das christliche Abendland im Hochgefühl seiner Kräfte sich anschickte, das Heilige Land zu erobern...?«

Von solchen Ritterorden wird in dem Band berichtet, nämlich einerseits dem Johanniterorden, andererseits dem Malteserorden, beide aber »geschwisterlich« miteinander verbunden, obwohl konfessionell voneinander getrennt; Die Johanniter sind katholisch, der Malteserorden ist evangelisch orientiert. Bekannt sind beide Orden heutzutage weniger durch ihre zweifelhaften Heldentaten während der Kreuzzüge des Mittelalters, als mehr durch ihr Engagement in sozialer Hinsicht, insbesondere in der Krankenpflege. Die Krankenpflege gehörte denn auch schon in den Ursprungsjahren zu den Zielen dieser Institutionen.

Begonnen hatten beide Orden gemeinsam mit dem Ideal, Dienst an den Armen und Kranken zu tun. So handelte es sich ursprünglich auch eher um eine Spitalgemeinschaft. Erst später wurde daraus ein Ritterorden, der während der Kreuzzüge gen Jerusalem zog, um das Heilige Land für die Christenheit zu erobern, meinten sie doch dort die Wurzeln ihres Glaubens finden zu können. Fraglich bleibt, inwieweit das inhaltlich noch zu der vormaligen Spitalgemeinschaft paßte. Fragen kann man sich auch, ob diese heiligen Feldzüge nicht auch Beutezüge waren, die den Orden prosperieren ließen, denn es konnten auf Rhodos und Malta ganze Ordensstaaten errichtet werden.

Dieser ganzen Entwicklung bis hin zu den Krankenhäusern etc. der Neuzeit haben sich eine Reihe fachlich versierter Autoren angenommen. Das geschah eigentlich schon 1969, dem Erscheinungsjahr der ersten Auflage. Seitdem gab es aber einige neue Forschungsergebnisse, die die Autoren mitaufnehmen wollten. Zum Beispiel hatten Historiker neue Erkenntnisse über die Gründungsgeschichte des Ordens, die Kreuzzüge und die Entwicklung der beiden Orden bis in die Gegenwart gewonnen. So liegt hiermit die 3., vollkommen überarbeitete Auflage vor.

Auch hatten Mitarbeiter des Ordens sich die Aufgabe gestellt, die Struktur und die karitativen Einrichtungen der beiden Hilfsorganisationen darzustellen. Darunter fallen Abhandlungen über die rechtliche und kirchenrechtliche Stellung des Ordens nebst der grundsätzlichen Beschreibung des Ordensaufbaus, teilweise in übersichtlichen graphischen Darstellungen genauso wie aktuelle Wort- und Bildreportagen über die tägliche Arbeit, etwa im konkreten Falle die Krankenhausarbeit, die ordenseigenen karitativen Einrichtungen und

die Leistungen der Johanniter-Unfall-Hilfe, beziehungsweise des Malteser-Hilfsdienstes im In- und Ausland.

Außerdem ist der Band mit einem umfangreichen Anhang versehen, in dem die geschichtliche Entwicklung der beschriebenen Verbände mittels ausführlicher Textquellen untermauert wird. Auch ein eigenes Kartenwerk ist im Einband eingefügt, das sowohl einen Plan des großen Ordenshospitals in La Valetta auf Malta, wo ja einer der beiden Ordensstaaten seinen Sitz hatte, zeigt, als auch die verschiedenen Sitze des Johanniter-Malteser-Ordens in Mitteleuropa im Laufe der Ordensgeschichte.

J. Sundmacher

Nachum T. Gidal: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Mit e. Geleitwort von Marion Gräfin Dönhoff. – Gütersloh: Bertelsmann, 1988. – 440 S.: zahlr. Ill.

»Nach allem, was inzwischen geschehen ist – noch nach diesem Krieg –, ein Lebenswerk zu beginnen, um ausgerechnet den Deutschen die Juden zu erklären, das ist wirklich überwältigend. Das verlangt eine ganz besondere Aufgeschlossenheit, Neugier und Konzentration bei der Lektüre dieses Buches« schreibt Marion Gräfin Dönhoff in ihrem Geleitwort zum Buch. Und in einem liegt sie richtig: Gerade den Deutschen mit ihrer Geschichte, die ja bekanntlich eng mit der jüdischen Geschichte verknüpft ist, kann eben diese von ihr beschworene Aufgeschlossenheit, Neugier und Konzentration nicht schaden.

Und um diese Verknüpfung geht es Nachum T. Gidal, die – das lernt man in der Schule und sonstwo selten – nicht erst in den Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts einen äußerst schlechten Beigeschmack hatte. Vielmehr galt der Umstand, Jude zu sein, schon im Mittelalter als Grund zur Diskriminierung.

Dabei war das offenbar nicht immer so: »Im Jahr 321 muß es in Köln eine blühende jüdische Gemeinde gegeben haben« beginnt Gidal seine Einführung in die Beschreibung des Mittelalters. Der römische Kaiser Konstantin hatte sie unter seinen Schutz gestellt, so daß sie damals am Kölner Reichtum (Köln hatte eine ausgezeichnete Lage für den Handel) teilhaben konnten. Später sollte das schwieriger werden, als sich jüdische Gemeinden über die ganze damals bekannte Welt verteilten. Nichtzuletzt hatten an dieser Entwicklung Kreuzfahrer Schuld, da sie in ihrer Habgier und ihrem blinden Fanatismus meist nur die Alternative ließen, Christ zu werden oder Hab, Gut und vor allem das Leben zu verlieren. Im Mittelalter wurden auch antijüdische Bestimmungen eingeführt, »die bis in unser Jahrhundert die Basis für demütigende Lebensbedingungen und bössartige Verleumdungen der Juden bildeten.« Sie wurden von sämtlichen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen und durften nur noch bedingt Berufe ausüben. Auch stammt aus dieser Zeit der Zwang »ein Stück gelben Stoffs als Zeichen ihrer sozialen Degradierung« tragen zu müssen, wie es ja später auch von den Nazis gehandhabt wurde (bekanntlich mußten Juden zu Zeiten des Dritten Reiches gelbe Davidsterne auf ihre Kleidung aufnähen), sowie der spitze Judenhut, der ebenfalls zur Kennzeichnung diente. Darüberhinaus war es Juden vollständig verboten, sich etwa zu Ostern in der Öffentlichkeit zu zeigen.

In diesem Sinne verlief die Geschichte weiter, ohne daß sich das Verhältnis zu den Juden verbessert hätte: Immer galten sie der christlichen Kirche als Mörder Jesu (kollektiv), und boten somit die ideale Voraussetzung zu allzeit verfügbaren Sündenböcken. Erst zu Zeiten der Weimarer Republik kam eine eingreifende Änderung: Diese Zeit galt auch in Kreisen jüdischer Intellektueller als eine Hochzeit kultureller und sozialer Entwicklungsmöglichkeiten. Leider sollte dieser Friede nicht lange währen. Man brauchte wieder einen Sündenbock für die miserable Wirtschaftslage etc. und kramte den alten Judenhaß hervor – nur daß Konzentrationslager, Mord und Folter diesmal gleich für die Ausrottung der Juden sorgen sollte.

Bis eben zu diesem Punkt geht Gidal in seiner Beschreibung. Mit dem Ende der Weimarer Republik endet auch sein Bericht, immer begleitet von einer reichen Bebilderung. »Im Anfang war im Falle dieses Buches... nicht das Wort, sondern das Bild.« Dabei hat es Gidal einige Mühe gekostet, umfangreiches Bildmaterial zusammenzutragen. Eine enge Ausle-

gung des zweiten Gebotes verbietet orthodoxen Juden die Anfertigung von Abbildungen mit religiösem Bezug. Außerdem bereiten religiös-politischer Druck, so Gidal, des öfteren Probleme für eine umfangreiche Bilddokumentation jüdischen Lebens. Trotzdem muß er sich aber fragen lassen, ob damit allein entschuldbar ist, daß besonders gegen Ende des Buches Bild an Bild gereiht wird, ohne daß noch eine Information über die Geschichte des Judentums enthalten ist. Das gleiche gilt für eine ganze Reihe von Kapiteln auch, die sich leicht hätten sinnvoll zusammenfassen lassen anstatt den Anschein zu vermitteln, es ginge nur um die Erweiterung der Seitenzahl. Über 50 Seiten werden so die Wissenschaftler und Künstler der verschiedensten Sparten mehr oder weniger nur aufgelistet, ohne daß ein anderer Bezug zum Thema des Buches sich finden läßt, als daß die Genannten zufällig Juden waren, bekannt waren oder sind und durch ein Portraitphoto zeigbar sind. Diese haben dann des öfteren Bildunterschriften mit einer mir zu schwülstigen Sprache, wie etwa unter einigen Bildern »Der große...« und ähnliches.

Auch gelten in der selben Weise einige sozialistische und andere Revolutionstheoretiker plötzlich als Glanzlichter des Judentums. Glaubt Gidal wirklich, Marx und andere wären nicht ein wenig falsch bemüht, zumal in deren Gedankengebäude Religion insgesamt abzulehnen ist?

Schade. So schön das Buch im großen und ganzen erarbeitet und aufgemacht ist – solche Schnitzer müssen nicht sein. Was am Anfang noch gut recherchierte Geschichte ist, läßt einfach den Verdacht aufkommen, im letzten Drittel habe den Autor die Lust an der guten Recherche verlassen. Daran ändert auch ein freundschaftlich verbundenes Geleitwort einer Gräfin Dönhoff nichts.

I. Sundmacher

3. Geologie, Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

Archäologische Denkmäler in Baden-Württemberg / hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. – Stuttgart: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1990. – 207 S.: zahlr. farb. Ill., Beil. Kt. 1:200000 von Baden-Württemberg

Die mit zahlreichen Farbbildungen ansprechend aufgemachte Broschüre versteht sich als »Beiheft« zu einer hervorragend gedruckten topographischen Karte unseres Bundeslandes, auf der die Lage von insgesamt 451 archäologischen Denkmälern angegeben ist. Es handelt sich dabei, wie der Leiter der Abteilung Archäologische Denkmalpflege beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Prof. Dr. Dieter Planck, in der Einleitung der Broschüre ausführt, um »altsteinzeitliche Höhlen, prähistorische Grabhügel, Befestigungen und Kultanlagen, römische Ruinen, mittelalterliche Sakral- und Profanbauten genauso wie technische und fortifikatorische Denkmäler der Neuzeit«. Die Einzelbeschreibungen, die selten mehr als eine halbe Seite umfassen, beschränken sich auf die wichtigsten Merkmale des betreffenden Objekts, enthalten Angaben zur Lage, geben Hinweise für die Anfahrt sowie auf weiterführende Literatur.

Württembergisch Franken ist auf der Archäologischen Karte vielfach vertreten, sei es mit römischen Stationen im Bereich des Limes, mit abgegangenen und erhaltenen Burganlagen wie Bielriet und Amlishagen, mit der Klosteranlage Großcomburg und den bedeutenden Resten der frühmittelalterlichen Kirchenbauten von Unterregenbach, um nur einige zu nennen.

M. Akermann

Jörg Heiligmann: Der Alb-Limes. Ein Beitrag zur römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands. – Stuttgart: Theiss, 1990. – 330 S.: 65 Ill., 159 Taf., 9 Beil. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg; Bd. 35)

Jörg Heiligmann gilt gewiß als einer der besten Kenner der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands. So bürgt schon dieser Name für die Qualität des Buches. Die vorliegende Arbeit ist eine erweiterte Fassung von Heiligmanns Münchner Dissertation.

Bereits im Jahre 1909 hatte Eugen Nägele in einem Aufsatz über »Alb und Römerreich« die Vermutung geäußert, daß es im ersten Jahrhundert n. Chr. eine längs über die Hochfläche der Schwäbischen Alb verlaufende römische Grenzstraße gab, die durch Kastelle gesichert die Nordgrenze der römischen Provinz Raetien gegen das freie Germanien bildete. Unter der Bezeichnung »Alb-Limes« ist diese Grenze in die Forschung eingegangen.

Dem einleitenden Kapitel zur »Allgemeinen Geographie« folgen Ausführungen zur »Forschungsgeschichte und Stand der Forschung« sowie »Zu den antiken Namen der Albkastelle«. Den weitaus größten Raum nimmt die Vorstellung der einzelnen Kastellplätze ein, die Heiligmann detailliert, einem genauen Schema folgend, beschreibt. Weiteren Kapiteln zur »Chronologie« und über »Die Albkastelle im Rahmen der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands in flavisch-trajanischer Zeit« folgt ein umfangreicher Katalog mit der Darstellung einer selektiven Auswahl der in den »Alb-Kastellen« gemachten Funde. Auf 159 Tafeln ist ein Teil dieser Funde in Zeichnung wiedergegeben und insgesamt 9 Beilagen erläutern bildlich, neben bereits im Text vorhandenen Abbildungen, die archäologisch nachgewiesenen Baubefunde.

Man kann nur wünschen, daß Heiligmanns Arbeit über die Fachkreise der provinziäl-römischen Archäologie hinaus Beachtung finden wird und dem interessierten, vorgebildeten Laien Anregung zur Beschäftigung mit der römischen Vergangenheit seiner Heimat sein mag.

H.-D. Bienert

4. Geschichte Baden-Württembergs

Otto Borst: Württemberg und seine Herren. Landesgeschichte in Lebensbildern. Mit e. Abriß der württembergischen Münzgeschichte / von Ulrich Klein u. Albert Raff. – Esslingen; München: Bechtle, 1988. – 373 S.: Zahr. III.

Mit dem großen, anlässlich des Württemberg-Jubiläums 1984 erschienenen Band »900 Jahre Haus Württemberg« (Hrsg. R. Uhlund, Stuttgart; Kohlhammer) schien ein vorläufiger Schlußpunkt unter die Behandlung der württembergischen Regenten gesetzt. Uhlunds Band enthielt ausführliche Aufsätze aus der Feder der verschiedensten Wissenschaftler zu allen wesentlichen Herrschern Württembergs. Ulrich Klein hatte 1984 einen Aufsatz mit dem Titel »Die Münzen und Medaillen des Hauses Württemberg« beige-steuert.

Nur vier Jahre nach dem Jubiläumsband legt nun der (mittlerweile emeritierte) Stuttgarter Professor für Landesgeschichte, Otto Borst, einen Band vor, dessen Thematik – bis hinein in die numismatischen Erörterungen Ulrich Kleins und Albert Ruffs – ganz ähnlich ist wie die der Regenten-Aufsätze in dem 1984 erschienenen Werk. Ein überflüssiger Band? Ein Nachklappern bei einer Thematik, die gerade Konjunktur hat?

Nein. Es erweist sich wieder einmal, daß zwei Werke, obgleich zur selben Thematik, sich ergänzen können, wenn sie von eigenständigen Köpfen geschrieben sind. Zunächst einmal ist Borsts Aufsatz, was die Liste der württembergischen Herrscher angeht, von Eberhard im Bart an umfassender als der Jubiläumsband. Dort fehlen die kurzfristig amtierenden Herzöge oder Administratoren Wilhelm Ludwig (1674–1677), Friedrich Karl (1677–1693), Karl Rudolf (1737–1738), Karl Friedrich (1738–1744) und Ludwig Eugen (1793–1795). Borst geht auf diese Männer ein, und damit wird die im Jubiläumsband fehlende württembergische Politik von doch immerhin etlichen Jahrzehnten beleuchtet. Aber auch zu den in beiden Bänden vertretenen, länger herrschenden württembergischen Monarchen wird man den Jubiläumsband und den Borsts nebeneinander mit Nutzen lesen. Daß bei der Beurteilung der einzelnen Herrscher die Akzente manchmal etwas anders gesetzt werden, liegt in der Natur der Sache. Was den Borst-Band vom Jubiläumsband schließlich auch unterscheidet, ist der Stil. Borst schreibt leichter, fast möchte man sagen journalistischer und zwar durchaus im positiven Sinne: »Carl Eugen war Schuldner bei Voltaire (der seinerseits, der Schlaumeier, sein beträchtliches Vermögen zu gern in Form von Leibrenten bei Fürsten

anlegte.)« Die Autoren in Uhlands Jubiläumsband arbeiten in der Regel nüchterner, trockener. Wer sich über die württembergischen Herrscher informieren will, braucht beide Werke, das Borsts und den Jubiläumsband.

G. Fritz

Ilse Feller, Eberhard Fritz: Württemberg zur Königszeit. Die Fotografien des Herzogs Philipp von Württemberg (1838–1917). – Stuttgart: Theiss, 1990. – 158 S.: 160 Fotos.

Daß auch heute noch landeskundliche Entdeckungen möglich sind, beweist dieser mit viel Sorgfalt in ausgezeichneter drucktechnischer Qualität aufgemachte Bildband, in dem Fotoaufnahmen aus dem Archiv Herzog Philipps von Württemberg, des Urgroßvaters des heutigen Chefs des Hauses Württemberg, veröffentlicht werden. Die beiden Verfasser haben diesen fast vergessenen »Schatz« im Schloß Altshausen gehoben und seine Bedeutung nicht nur für die Geschichte des Fürstenhauses, sondern auch des ganzen Landes erkannt. Zwar existiert eine Vielzahl von Fotos, die Stuttgart aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigen, aber manche »Perspektive« stand eben nur einem Angehörigen der königlichen Familie offen. Dasselbe gilt für die Dokumentation gesellschaftlicher und sportlicher Ereignisse. Im Kapitel »Reisen ins Ländle« sind eine hervorragende Panoramaaufnahme der Haller Altstadt sowie zwei Bilder von der Comburg, aufgenommen am 28. März 1903, enthalten. Vor dem Bildteil gibt Ilse Feller eine Biographie Herzog Philipps; Eberhard Fritz und Joachim W. Siener würdigen ihn als einen der ersten bedeutenden »Amateurfotografen« seiner Zeit und vermitteln dabei interessante Einblicke in die Frühphase der Fotografie.

M. Akermann

5. Landeskunde

Udelgard Körber-Grohne: Nutzpflanzen in Deutschland. Kulturgeschichte und Biologie. – 2. Aufl. – Stuttgart: Theiss, 1988. – 490 S.: zahlr. Ill.

Fast jeder Historiker hatte schon einmal mit Quellen zu tun, in denen beiläufig oder weniger beiläufig landwirtschaftliche Nutzpflanzen auftreten. Es ist auch in der Tat leicht einsichtig, welche eminente Bedeutung Nutzpflanzen für die historische Entwicklung hatten: Wir erinnern nur an das bekannteste Beispiel, die Einführung der Kartoffel, durch die die gesamte Ernährungsgrundlage Europas seit dem 18. Jahrhundert auf eine völlig neue Basis gestellt wurde. Ähnliche Beispiele könnte es noch mehrere geben: Nur – der Historiker erkennt sie in der Regel nicht. Wer weiß schon, ob es etwas Ungewöhnliches ist, wenn ihm in mittelalterlichen Urkunden oder Akten Roggen, Weizen, Dinkel, Erbsen, Hafer, Hanf, Linsen oder ähnliches begegnet?

Die Hohenheimer Archäobotanikerin Körber-Grohne legt mit ihrem Buch über Nutzpflanzen in Deutschland das Buch vor, das ratlose Historiker in den geschilderten Situationen schon immer gesucht haben. Angefangen von den Getreidesorten über Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen), Knollenfrüchte (Kartoffel), Ölfrüchte bis hin zu den Gemüse- und Salatpflanzen ist minutiös alles zusammengestellt, was die Ernährungsgrundlage der Menschen bildete. Mit enthalten sind auch diejenigen Pflanzen, die heute außer Gebrauch gekommen sind, aber in der Vergangenheit eine z. T. erhebliche Rolle spielten. Wie dringend nötig das Buch von Körber-Grohne war, geht schon aus der für historische Spezialwerke ungewöhnlichen Tatsache hervor, daß nur sieben Monate nach der Erstauflage 1987 bereits eine Zweitaufgabe gedruckt werden mußte.

G. Fritz

Gunter Haug: Landesgeschichten. Denkwürdiges aus Baden, Württemberg und Hohenzollern. Mit Zeichnungen von Margit Vischer-King. – Stuttgart: Silberburg, 1990. – 160 S. Im Haupttitel des Buches darf der letzte Buchstabe, das »n«, nicht übersehen werden. Der Autor will also nicht eine baden-württembergische »Landesgeschichte« schreiben; vielmehr »fördert er Geschichten zutage, die sich an Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster,

Denkmäler und Gedenktafeln, selbst an unscheinbare Häuser und verfallene Grabstätten knüpfen«. Unser Vereinsgebiet ist mit drei Kapiteln in der Veröffentlichung des Fernsehjournalisten Gunter Haug vertreten. So beschäftigt er sich mit der glänzenden militärischen Karriere des Fürsten Ludwig Aloysius zu Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, einem der erfolgreichsten Heerführer in den Französischen Revolutionskriegen, dessen Regiment »Hohenlohe« zur Keimzelle der französischen Fremdenlegion werden sollte. – Ein kurzes »G'schichtlich« ist dem angeblichen Erfinder des »Kerbholzes«, dem Vellberger Pfarrer Sebastian Kerb, gewidmet und in Murrhardt beschreibt Haug den Kenotaph für Kaiser Ludwig den Frommen, der von 840 bis zur Reformation dessen Herz bewahrt haben soll.

M. Akermann

6. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Zur Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter / hrsg. von Udo Arnold. – Marburg: Elwert, 1989. – 189 S. (Veröffentlichungen der internationalen hist. Kommission zur Erforschung d. Deutschen Ordens; Bd. 2. Zugl. Quellen u. Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens; Bd. 38)

Mit diesem Band widmet sich die 1985 in Wien gegründete internationale historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens einem Bereich, der in der Forschung bislang brachgelegen hat und der erst auf einer Tagung 1986 in Bad Mergentheim neue Impulse erfuhr: Der Wirtschaftsgeschichte des Ordens im Gebiet des Deutschen Reiches und Preußens.

In unserer Zeit, die Wirtschaftsentwicklung und -wachstum einen bedeutenden Stellenwert zumißt und dafür täglich Zahlenmaterial auf den Tisch legt, lesen sich auch die Angaben zum Wirtschaftsleben des Ordens im Spätmittelalter sehr interessant.

Klaus Militzer liefert dem Leser in vorliegendem Band Zahlenmaterial über Einnahmen und Ausgaben in ländlichen und städtischen Deutschordenshäusern. Johannes Mol widmet sich in seinem Aufsatz den weithin unbekannt gebliebenen Deutschordenskommenden Nes, Steenkerk und Schoten in der niederländischen Provinz Nordfriesland.

Interessant vor allem für die Leser aus Württembergisch Franken liest sich der Beitrag Michael Diefenbachers, der sich mit der Wirtschaftstätigkeit des Ordens im unteren Neckarraum beschäftigt: hier am Schnittpunkt wichtiger Handelsstraßen vom Kraichgau im Westen nach Hall und Rothenburg im Osten und von Esslingen und Cannstatt im Süden nach Frankfurt im Norden entwickelten sich zwei bedeutende Besitzungen. Um den Kristallisationskern eines Ordenshofes in der Reichsstadt Heilbronn lagerte sich außerhalb der Stadtmauern zum einen umfangreicher Besitz an Wiesen, Ackerland und Fischteiche, zum anderen entwickelte sich um die Burg Horneck und die Stadt Gundelsheim ein umfangreicher Güterkomplex mit den Ämtern Stocksberg, Kirchhausen, Heuchlingen und Scheuerberg mit Neckarsulm.

In weiteren Aufsätzen beschäftigen sich H. Samsonowicz mit der Rolle des Ordens als Wirtschaftsmacht im Ostseeraum, Bernhard Jähmig mit der Wirtschaftsführung des Ordens in Preußen vom 13. bis zum 15. Jahrhundert und Marian Arszynski mit den Fragen des Bauwesens (Handwerker, Baumaterialien, Kosten) des Ordens in Preußen.

Udo Arnold spannt anhand des Wirtschaftsgutes Wein einen weiten Bogen zwischen den weit voneinander entfernt gelegenen Kommenden des Ordens zwischen Südtirol und Ostsee. Er untersucht die Bedeutung des Anbaues, des Handels und des Verzehrs von Wein und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sich der Orden nicht von anderen Grundbesitzern und deren Anbau- und Handelsmethoden unterschied, sondern daß er sich vielmehr dem Leben in der jeweiligen Region anpaßt.

J. Hennze

Casimir Bumiller: Studien zur Sozialgeschichte der Grafschaft Zollern im Spätmittelalter. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – XXIV, 248 S. (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollern; Bd. 14. Zugl.: Freiburg, Diss., 1985)

Es ist Casimir Bumiller gegangen, wie so manchem Forscher: Er konnte den Plan, eine »erschöpfende Sozialgeschichte der Grafschaft Zollern im Spätmittelalter« zu schreiben, nicht realisieren. Die nähere Einarbeitung in die Materie zeigte, daß eine derartige Riesenarbeit vorerst nicht möglich ist. Wenn Bumiller im Vorwort davon redet, daß seine »Studien zur Sozialgeschichte« Manches aussparen, dann stimmt das zwar, ist angesichts der Fülle des vorgelegten Materials dennoch zuviel der Bescheidenheit. Bumillers Werk ist methodisch einfallsreich, wissenschaftlich sauber, im Urteil zurückhaltend und doch klar und durchgängig ausgesprochen anregend. Folgende Themenkomplexe werden behandelt: 1. Der Adel im Bereich der Grafschaft Zollern, 2. Die Stadt Hechingen und ihre Bürger, 3. Die Landbevölkerung, 4. Minderheiten und soziale Randgruppen, 5. Demographische Tendenzen und 6. Die Landesherrschaft und ihr Preis. Jedes dieser Kapitel würde eine nähere Darstellung verdienen, wir beschränken uns auf einen Aspekt.

Bumiller untersucht mehrere Dutzend Adelsgeschlechter aus dem zollerschen Raum und kommt zu aufschlußreichen Ergebnissen: Beispielsweise kann er feststellen, daß die Kinderzahl des Adels, die im 14. Jahrhundert noch relativ hoch war, spätestens seit dem 15. Jahrhundert zurückgeht, so daß etliche Geschlechter – das Phänomen ist auch aus anderen Gegenden bekannt – im 15./16. Jahrhundert aussterben. Mehrere Geschlechter scheinen es regelrecht aufs Aussterben angelegt zu haben. Bumiller vermutet neben wirtschaftlichen Ursachen auch die spezifische psychologische Situation der Zeit nach den großen Pestepidemien als maßgeblichen Grund: Der ökonomisch gebeutelte, militärisch nutzlos gewordene Adel scheint von der *Ars-moriendi*-Stimmung so angesteckt gewesen zu sein, daß so manche Familie auf Kinder verzichtete oder daß gar die letzten Vertreter eines Geschlechts unverheiratet als Geistliche dem Ende ihres Stammes tatenlos entgegensehen. G. Fritz

Gerhard Kampfmann; Stefan Krimm: Verkehrsgeographie und Standorttypologie der Glashütten im Spessart. – Aschaffenburg: Geschichts- und Kunstverein, 1988. – 244 S.: Ill., 1 Kt. (Studien zur Geschichte des Spessartglases; 2. Zugl.: Veröffentlichungen des Geschichts- u. Kunstvereins Aschaffenburg; 18,2)

Es geht in dem penibel recherchierten Band keineswegs nur um Glashütten und um Verkehrsgeographie. Vielmehr enthält das Buch auch ein ausführliches Kapitel über die Waldgeschichte des Nordspessarts, d. h. über die wechselnden Baumarten dieser Landschaft im Lauf der Jahrhunderte. Weit über den regionalen Rahmen hinaus hat dieses Kapitel exemplarische Bedeutung insofern, als die für den Historiker normalerweise etwas abgelegene Literatur zum Sonderthema »Waldgeschichte« ausführlich zusammengestellt wird. Wie wichtig Waldgeschichte im Rahmen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschaftsgeschichte insgesamt ist, weiß jeder, der sich mit diesen Themen befaßt hat. Das Kapitel »Zu den hydrologischen Verhältnissen im Nordspessart« hat geradezu aktuelle ökologische Bedeutung, da die Wechselwirkung zwischen Entwaldung (im Zeitalter des Waldsterbens leider ein nur zu wichtiges Thema!) und Wasserhaushalt ausführlich beschrieben wird. Das Hauptthema des Buches, die Glashütten, wird in einem umfangreichen, lexikonartigen Teil zusammengefaßt. Dieser, die Hälfte des Buches umfassende Abschnitt kann Vorbild für eine noch ausstehende Erforschung der Glashütten z. B. im glashüttenreichen Gebiet des Schwäbischen Waldes sein. Insgesamt ist das Buch ein Beispiel dafür, wie sehr eine Spezialuntersuchung den Blick weiten kann für allgemein wichtige Aspekte historischer Forschung und für allgemein wichtige Probleme der Gegenwart. G. Fritz

Klaus Herrmann: Thurn und Taxis-Post und die Eisenbahnen. Vom Aufkommen der Eisenbahnen bis zur Aufhebung der Thurn und Taxis-Post im Jahre 1867. – Kallmünz: Lassleben, 1981. – 371 S. (Thurn und Taxis-Studien; 13)

Im Deutschen Bund von 1815–1866 war bekanntlich mit den Postrechten der Fürsten von Thurn und Taxis ein Relikt des alten, 1806 zugrundegegangenen Reiches wiederauferstanden. Zwar umfaßte der Postbezirk der Thurn und Taxis bei weitem nicht das ganze Bundesgebiet, aber etliche mittel- und süddeutsche Klein- und Mittelstaaten bedienten sich der Postdienste des Fürstengeschlechts. Der wichtigste Staat im Thurn und Taxis-Postbezirk war Württemberg (allerdings nur bis 1851, dann schied Württemberg aus), gefolgt von den nicht ganz unwichtigen Staaten des Kurfürstentums und des Großherzogtums Hessen.

Klaus Herrmann greift nun die wirtschaftspolitisch wichtige Frage auf, wie sich die Thurn und Taxis-Post in den Jahren um und vor allem nach 1830 gegenüber dem neuen Verkehrsmittel der Eisenbahnen verhielt. Der Personen- und Gütertransport war ein wichtiges Privileg der Thurn und Taxis-Post. Das Aufkommen der Bahn berührte deshalb die Postinteressen elementar. Wenn das Recht der Personenbeförderung ohne weiteres auf die Bahn übergang, dann mußte das die Thurn und Taxis-Post in ihrer Existenz treffen. Herrmann stellt nicht nur die komplexen juristischen Verwicklungen zwischen Thurn und Taxis und den Staaten seines Postgebiets dar, sondern auch die Beziehungen der nicht Thurn und Taxis unterstehenden Landesposten z.B. in Preußen, Bayern oder Sachsen. Thurn und Taxis versuchte seine Transportrechte juristisch hartnäckig zu verteidigen und forderte von den Eisenbahngesellschaften Entschädigungszahlungen für den Personen- und Gütertransport. Seit 1848 klärte sich in einem Land nach dem anderen das Verhältnis zwischen Bahnen und Thurn und Taxis. Die Bahnen leisteten finanzielle Entschädigung in der Regel nicht. Das durch viele Prozesse strapazierte Verhältnis zwischen Thurn und Taxis und Bahnen entspannte sich erst, als Thurn und Taxis seit etwa 1845 erkannte, daß die Bahnen auch für das unbestritten weiterhin Thurn und Taxis gehörige Recht der Postbeförderung genutzt werden konnten. Das Verhältnis der Thurn und Taxis-Post zu den Bahnen hatte sich damit im wesentlichen parallel zum Verhältnis der Staatsposten zu den Staatsbahnen außerhalb des Thurn und Taxis-Postbezirks entwickelt. Versuche von Thurn und Taxis, selbst Eisenbahngesellschaften zu gründen, waren dagegen gescheitert. Angesichts der Bedeutung des dargestellten Sachverhalts wundert es, weshalb es bis 1981 dauerte, bis die Thematik wissenschaftlich aufgearbeitet wurde.

G. Fritz

Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert / hrsg. von Ulrich Engelhardt. – Stuttgart: Klett/Cotta, 1984. – 667 S. (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte; Bd. 37) Dieses Buch, das im Anschluß und als Ergebnis einer Sondertagung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte entstand, auf der namhafte Wirtschafts- und Sozialhistoriker ihre Forschungsergebnisse vortrugen, kann und will keine abgeschlossene Handwerks-geschichte sein. Jedoch geben die zahlreichen Regionalstudien, die von der Gewerbe-gesetzgebung in Preußen über das Verhalten der Handwerker in der Revolution von 1848/49 in Württemberg, bis hin zum ökonomischen und sozialen Strukturwandel im Wiener Handwerk reichen, einen Einblick in die umwälzenden Veränderungen, denen sich ein Handwerker im Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts gegenüber-sah.

O. Windmüller

7. Rechts- und Verwaltungsgeschichte

Archivrecht in Baden-Württemberg. Texte, Materialien, Erläuterungen / bearb. von Hermann Bannasch. Unter Mitwirkung von Andreas Maisch. Mit einer Einführung in das Landesarchivgesetz von Gregor Richter. – Stuttgart: Kohlhammer, 1990. – 272 S. (Werkhefte der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg; Serie A Landesarchivdirektion; Heft 1)

In ihrer neuen Veröffentlichungsreihe widmet die Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg das erste Heft dem mit dem am 1. August 1987 erlassenen Landesarchivgesetz erstmals fixierten Archivrecht in unserem Bundesland. Berücksichtigt ist auch die am 1. April 1990 in Kraft getretene Novellierung dieses Gesetzes. – Hermann Bannasch, der Stellvertreter des Präsidenten der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, hat es unternommen, sämtliche Texte und Materialien zusammenzustellen, die zum Verständnis der komplexen Materie wichtig erscheinen, seien es nun Gesetze und Ordnungen aus dem unmittelbaren Umfeld der vom Archivrecht berührten Themenkreise, wobei auch bundesrechtliche Regelungen einbezogen werden. Hilfreich erweist sich die Aufnahme von Texten, vorzugsweise Landtagsdrucksachen, Benutzungsordnungen – auch aus dem kommunalen Bereich –, aus denen der Fortgang der gesetzgeberischen Arbeit nachvollziehbar wird. – Ein Fachbuch, das durch seine akribische Bearbeitung besticht und im Handapparat jedes Archivars, Historikers und Juristen seinen Platz finden wird. M. Akermann

8. Bau- und Kunstgeschichte

R Christoph Bizer; Rolf Götz: Vergessene Burgen der Schwäbischen Alb. – Stuttgart: DRW-Verl., 1989. – 135 S.: zahlr. Ill.

Der DRW-Verlag, der seit einiger Zeit mit reich bebilderten Büchern zur Landeskunde an die Öffentlichkeit tritt, legt mit dem Werk des Reallehrers Bizer und des Oberstudienrats Götz eine imponierende Arbeit vor. Wie bei DRW üblich, bestechen die großartigen Farbfotos, die ergänzt sind durch zahlreiche, von Christoph Stauß angefertigte Rekonstruktionszeichnungen der verschwundenen Burgen. Wie ebenfalls bei DRW üblich, ordnet sich der sehr groß gesetzte Text den Illustrationen fast unter. So muß man wohl in unserem lesefaulen Zeitalter die Buchkäufer angehen: Lange, fortlaufende Texte geistig zu verarbeiten, ist keineswegs mehr eine Selbstverständlichkeit, der medienüberflutete Bücherkonsument bedarf ständig neuer Reize durch Bilder.

Man mag diese Entwicklung bedauern, ein arrogantes Naserümpfen über die populäre Konzeption des DRW-Verlags wäre indessen sicher keine angemessene Reaktion. So sind die heutigen Leser nun einmal in ihrer Mehrheit, und wenn DRW mit seinen Bänden tatsächlich mehr landeskundlich interessierte Leser erreicht als Verlage mit elitärerem Anspruch, dann spricht das sicher nicht gegen DRW.

Populäre Aufmachung und Wissenschaftlichkeit schließen sich im übrigen keineswegs aus: Was Bizer und Götz in ihrem Werk vorlegen, ist nicht nur eine optische Augenweide, es gelingt den beiden auch, die Burgenforschung im Lande entscheidend weiterzubringen. Man staunt über die Zahl der fast oder ganz verschwundenen, jedenfalls weithin vergessenen Burgen auf der Schwäbischen Alb. Es gelingt den Autoren, manche Legende oder irrige Forschungsmeinung zu einzelnen Burgen zu korrigieren. Dabei ist die große Zahl der verschwundenen Burgen letztlich gar nicht so verwunderlich: Karl-Heinz Dähn, der die abgegangenen Burgen in den Löwensteiner Bergen untersucht hat, konnte auch dort eine fast unglaubliche Burgendichte nachweisen. Eine enorme Burgendichte scheint für Südwestdeutschland fast das Normale zu sein. Bizer und Götz wenden bei ihrer Burgenforschung nicht nur – wie es Dähn tat – eine exakte Gelände- und Baurestebeobachtung an. Entscheidendes Hilfsmittel sind für sie Lesefunde in der Umgebung der Burgstellen, und unter den

Lesefunden erweisen sich insbesondere Keramikscherben als wertvolle Hilfsmittel für die Datierung. Es wäre zu überprüfen, ob das Suchen solcher Lesefunde auch in unserer Gegend eine erfolgversprechende Methode ist. Der starke Bewuchs unserer hiesigen Burgstellen macht das Vorgehen aber in der Regel sicher schwieriger als auf der geologisch anders strukturierten Alb, wo die Scherben oft auf Geröllhalden relativ leicht zu finden sind. Eingriffe in den Boden, die archäologische Befunde zerstören, verbieten sich von selbst und wurden auch von Bizer und Götz nicht durchgeführt.

Wir nennen die interessantesten Resultate der beiden Verfasser: Bizer und Götz konnten mehrere Höhlenburgen nachweisen, die man bisher im wesentlichen nur aus dem Alpenraum kannte. Zum zweiten postulieren die Verfasser aus der großen Zahl der Burgen die Existenz einer ganzen Anzahl von Adelsgeschlechtern, die schriftlich nicht nachweisbar sind. Noch wichtiger ist die Vermutung der Autoren, daß die Entstehungszeit etlicher, auch weniger bedeutender Burgen sehr früh (um 1100) anzusetzen sei. Das widerspricht der bisherigen Forschungsmeinung, die davon ausgeht, daß die Masse unserer Burgen, die kleineren zumal, erst im 13. Jahrhundert entstanden ist. Man muß allerdings zu Bizers und Götzens Methode auch die ketzerische Frage stellen: Ist die von den Archäologen angewandte Datierung durch Keramikscherben tatsächlich zuverlässig? Sind nicht Töpfereien vorstellbar, von denen die eine konservative »Albware« herstellte (von den Archäologen als sehr alt angesehen), während eine andere gleichzeitig moderne Drehscheibenkeramik (als jung erachtet) produzierte?

Von diesem Einwand abgesehen, der im übrigen weniger an die Adresse von Bizer und Götz als an die der Archäologen insgesamt geht, kann man dem Buch eigentlich nur Lob zollen: Was hier vorgelegt wird, ist echte Grundlagenarbeit, optisch großartig aufgemacht, packend geschrieben, wissenschaftlich zuverlässig (es wird ein brauchbares Verweissystem auch ohne Fußnoten angewandt), und es werden ebenso substantielle wie originelle Resultate geliefert.

G. Fritz

Alexander Antonow: Burgen im Main-Viereck. Breuberg, Freudenberg, Miltenberg, Prozelten, Rothenfels, Wertheim, Wildenberg. – Frankfurt a. M.: Antonow, 1987. – 136 S., zahlr. Ill. (Handbuchreihe Historische Bauten, Bd. 1)

Antonow geht der Ruf eines exzellenten Kenners der deutschen Burgenarchitektur und Burgentypologie voraus. So ist es nur folgerichtig, daß er der Beschreibung der in dem vorliegenden Handbuch behandelten Burgen eine kurzgefaßte Betrachtung über »Entwicklung und Gestalt« der deutschen Burg voranstellt. Seine typologischen Darlegungen ergänzt der Verfasser durch instruktive Skizzen.

Die Einzelbeschreibungen der sieben Burgen im sog. Main-Viereck – Breuberg, Freudenberg, Miltenberg, Prozelten, Rothenfels, Wertheim und Wildenberg – folgen einem einheitlichen Schema: Einer knappen Übersicht über die einzelnen Bauphasen folgt eine gedrängte Aufzählung der wichtigsten historischen Daten und Fakten. Anschließend würdigt Antonow die Gesamtanlage der Burg und geht dann ausführlich auf deren Bauteile – Vorburg, Hauptburg, Bergfried, Ringmauer usw. – ein. Die Gliederung des Textes paßt sich weitgehend einem Rundgang durch die Burganlage an; mit farbig hervorgehobenen Ziffern wird auf den jeweils beigefügten Grundriß verwiesen. Darüber hinaus sind die wichtigsten Details der Burg farbig abgebildet. Dem Benutzer der Broschüre wird bewußt, daß er sich auf der kurzen Mainstrecke zwischen Rothenfels und Miltenberg sowie in den Seitentälern von Mud und Mümling durch eine der großartigsten »Burgenlandschaften« Deutschlands bewegt, die den Vergleich mit der berühmten »Rheinstraße« Bingen–Koblenz nicht zu scheuen braucht.

Für die praktische Benutzung des Führers erweisen sich Angaben über Öffnungszeiten, einschlägige Telefonnummern sowie Hinweise auf weitere Sehenswürdigkeiten in der näheren Umgebung, ja sogar auf Einkehrmöglichkeiten, als nützlich.

M. Akermann

R | Heinrich Mehl: Denkmalpflege. Begegnungen in Hohenlohe. – Schwäbisch Hall: Mahl, 1989. – 64 S.

Zehn Jahre lang, von 1979 bis 1989 war Heinrich Mehl Leiter des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen. In dieser Zeit hat er maßgeblich den Aufbau und die Entwicklung des erfolgreichen Regionalmuseums für die ländliche Kultur Württembergisch Frankens bestimmt. Nach zehn Jahren Arbeit mit Hohenlohern für Hohenlohe zieht Heinrich Mehl Bilanz. Die Erlebnisse und Erfahrungen, die Erfolge und Mißerfolge eines Museumsmanns, dessen Aufgabe es ist, Behörden und Bevölkerung für die Probleme, die mit dem Titelwort »Denkmalpflege« umrissen sind, zu sensibilisieren, sie zum mittragen und mitgestalten zu bewegen, gehen ein in elf als pointierte Geschichten und kleine Erzählungen gestaltete Berichte. Was Heinrich Mehl zum Schreiben bringt, sagt er ungeschminkt: »Ich konnte sie nicht mehr hören, die Geschichten vom liebenswürdigen schlitzohrigen Hohenloher. So habe ich meine Tagebuchnotizen über törichte, tumbe und dumpfe Zeitgenossen zusammengefaßt, schreibe über die kleinen Feigheiten, Heimtücken, Borniertheiten. Dabei will ich mich selbst und meine Schwächen mit einbringen, will die Peinlichkeiten meines Berufes nicht verschweigen, die Fragwürdigkeiten jeder Heimat- und Denkmalpflege andeuten.« Heinrich Mehl hat es sich nicht leicht gemacht und die Menschen nicht einfach so genommen, wie sie sind. Er begegnet ihnen, weil er das allzu menschliche Getriebe durchschaut, mit Ironie, auch mit Sarkasmus. Der Grundton dieser sehr persönlich gefärbten Geschichten ist Trauer über das, was nicht gelingt, im menschlichen und sachlichen Bereich. Die Zuwendung und Sympathie des Erzählers gilt den Selbstlosen, Uneigennützigem, die zu kurz kommen oder hereingelegt werden. Mancher mag das kleine Buch für eine Abrechnung halten und es abtun. Ich meine, wir sollten den Blick in diesen Spiegel nicht scheuen.

E. Göpfert

R | Leonhard Kern (1588–1662). Neue Forschungsbeiträge / zsgest. u. hrsg. von Harald Siebenmorgen. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 120 S.: 106 Ill. (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall; Bd. 2 Suppl.)

Zum Abschluß der großen Ausstellung »Leonhard Kern (1588–1662). Meisterwerke der Bildhauerei für die Kunstkammern Europas« veranstaltete das Hällisch-Fränkische Museum ein wissenschaftliches Kolloquium mit führenden Kern-Spezialisten. Die Kunsthistoriker nutzten die wohl einmalige Chance, so viele Werke Leonhard Kerns in einem Ort versammelt zu sehen, um Zuschreibungen zu überprüfen, neue Erkenntnisse zu diskutieren und weiterführende Fragestellungen zu entwickeln. Harald Siebenmorgen, der Initiator der Kern-Ausstellung, hat die Kolloquiumsbeiträge in einem wiederum hervorragend ausgestatteten Supplementband zum Katalog zusammengestellt und umreißt in seiner Einleitung die derzeitige Forschungssituation. Ist doch Leonhard Kern durch die internationale Reaktion auf Ausstellung und Katalog des Hällisch-Fränkischen Museums und jetzt durch diesen Folgeband zu einem viel diskutierten Forschungsthema geworden. Mit dem ersten bekannten Frühwerk Leonhard Kerns, den Altartafeln von Obernburg/Slowenien beschäftigt sich der Aufsatz von Gustav Gellichsheimer. Hans-Joachim Henne bespricht die verschiedenen Versionen der Abraham-Isaak-Darstellungen Kerns. Die seit der Ausstellung viel diskutierte Skulptur »Szene aus dem 30jährigen Krieg« untersucht und deutet Elisabeth Schraut. Christian Teuerkauf setzt sich in seinen »Addenda und Anmerkungen« mit Zuschreibungen des Katalogs auseinander und bringt wichtige Ergänzungen. Der bemerkenswerte Beitrag von Malcolm Baker stellt erstmals eine bisher nicht bekannte signierte Kain und Abel-Gruppe aus einer Londoner Privatsammlung vor, weiter einen Putto mit Dudelsack aus dem Kern-Umkreis, der sich im Viktoria und Albert-Museum befindet. Eine Archivstudie Herta Beutters klärt die Biographie des Leonhard Kern-Neffen und -Schülers Johann Georg Kern. Wolfgang Deutsch ergänzt und erweitert seine im Katalog vorgelegten Studien zum Œuvre des Kern-Schülers Johann Jakob Betzold. Abschließend interpretiert Thomas Lenk das Werk Leonhard Kerns aus der Sicht eines zeitgenössischen Bildhauers. Das Leonhard-Kern-

Projekt des Hällisch-Fränkischen Museums kann für sich beanspruchen, die Künstlerpersönlichkeit Leonhard Kerns klarer, als dies bisher möglich war, umrissen und von der Bildhauerei seiner Werkstatt und seiner Schüler abgegrenzt zu haben. Es bleibt zu wünschen, daß diese Forschungen weitergeführt werden, so daß zur gegebenen Zeit weitere Mitglieder der weit verzweigten Bildhauerfamilie Kern präsentiert werden können.

E. Göpfert

Friederike Aßmus; Bettina Sitter: Das Bildnis der Magd Kathrine von Marie Sieger. Dokumentation eines Gemäldes. [Ausstellung] Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall. – Schwäbisch Hall: Hällisch-Fränkisches Museum, 1990. – 96 S.: 18 Ill. (Kleine Ausstellungsschriften; Nr. 4)

Das Schlichtheit, Schonungslosigkeit und Monumentalität in faszinierender Weise verbindende Gemälde der 75jährigen Magd Kathrine, das die aus Schöntal stammende Malerin Marie Sieger 1913 geschaffen hat und das Harald Siebenmorgen 1986 für das Hällisch-Fränkische Museum erwerben konnte, steht im Mittelpunkt dieser bemerkenswerten Dokumentation. Friederike Aßmus und Bettina Sitter haben die Entstehungsgeschichte des Gemäldes, Leben und Werk der Malerin und das Leben der Dargestellten, erforscht. Sie konnten anhand alter Fotografien und mit Hilfe mündlicher Überlieferung das bewegende Schicksal der Kathrine Maier, Magd in der Küche des Seminars Schöntal, rekonstruieren. Es steht, im Kunstwerk zu Anschauung gebracht, stellvertretend für eine Lebensform auf dem Lande, die inzwischen untergegangen ist. Die kunsthistorische Analyse und Einordnung des Gemäldes in die Entwicklung der Porträtmalerei und der Arme-Leute-Malerei wird ergänzt durch Fotografien des in Winterberg unterhalb der Burg Tierberg ansässigen Fotografen Roland Bauer und Texte aus dem literarischen Werk der oberschwäbischen Autorin Maria Beig. Sie geben dem Bildnis der Magd Kathrine Hintergrund und Tiefendimension. Die breit angelegte Dokumentation bestätigt den Rang des Gemäldes, das – so der Katalog – wie »kaum ein anderes künstlerisches Zeugnis aus der Region des württembergischen Franken auf so eindringliche Weise die Härte und Passion der damaligen Lebenswelt auf dem Land zu veranschaulichen vermag.«

E. Göpfert

Sixtus Lampl: Dominikus Zimmermann wie ihn kaum jemand kennt. – München, Zürich: Schnell u. Steiner, 1987. – 488 S.: Ill.

Der Gegenstand des vorliegenden Buches ist Werk und Leben eines der bedeutenden süddeutschen Stukkateure und Baumeister der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Dominikus Zimmermann (1685–1766). Der Autor, Sixtus Lampl, ist Konservator am bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Als solcher erweist er sich als detaillierter Kenner der Arbeiten des Dominikus Zimmermann und seines Bruders Johann Baptist. Er begegnet dem Thema nicht nur kunsthistorisch, sondern auch religionsgeschichtlich. Lampl geht insbesondere auf seine Scagliola-Arbeiten (Intarsienarbeiten aus Stuckmarmor) ein, zeigt die vielen Beispiele der spätbarocken Ikonographie im Werke der Zimmermann (Herzdarstellungen, Motive aus der Natur, marianische Symbolik) und erklärt anhand von Skizzen die Bedeutung von Lichteinfall und -reflexion am Kirchenbau der Zeit. Bereichert wird das Buch durch eine Vielzahl von Fotografien des Autors, die – ohne Kunstlicht und teilweise aus ungewöhnlicher Position aufgenommen – mehr von spätbarockem Raumerlebnis vermitteln als ausführliche Beschreibungen.

Man spürt dem Autor die Begeisterung für das Thema an. Unglücklicherweise verliert er sich manchmal allzu arg in Detailbeschreibungen und mutet dem Leser Satzungetüme zu (»Die konsequente Weiterentwicklung dieser beabsichtigten Verunklärung der Raumgrenze ist die Öffnung der Erdgeschoßkapellen dergestalt, daß der inneren, sozusagen primären Emporenarkade eine zweite, mit Rokokostuck gezierte Arkade hinterlegt bzw. halb unterschoben wurde, so daß letztendlich die Arkadenbögen ebenfalls in Zweischichtigkeit erscheinen.«), die unverständlich bleiben.

Dem allgemeinen Teil folgt ein »Abbildungsteil« mit Beschreibungen der einzelnen Werke des Œuvres mit dem Schwergewicht auf den Hauptwerken (Ehem. Kartausenkirche Buxheim, ehem. Dominikanerinnenkloster Maria Medingen, Wallfahrtskirchen Steinhausen und Wies).

Nicht logisch haltbar erscheint Lampls Kritik an Mörtl, der einen Aufenthalt Zimmermanns 1750 in der ehemaligen 1747 bis 1750 errichteten Friedhofskapelle von Kloster Speinshart archivalisch belegt: Nur weil der Raum nicht ausstuckiert worden ist und sich heute in einem verwahrlosten Zustand befindet, kann eine beratende Beteiligung Zimmermanns nicht ausgeschlossen werden. Zimmermann wurde schließlich von der Klosterführung für sein Kommen mit einer Summe von über sieben Gulden entlohnt.

J. Hennze

9. Literatur und Musik

Norbert Feinäugle; Thomas Eha: *Mei Sprooch – dei Red. Mundartdichtung in Baden-Württemberg*. – Bühl (Baden): Konkordia, 1989. – 292 S.

Eine Anthologie der Mundartdichtung in Baden-Württemberg, die die in den vergangenen 20 Jahren boomartig gesteigerte Produktion sichtet und bewertet, aber auch an die Tradition dieser literarischen Gattung erinnert und sie bewahrt, kann man nur begrüßen. Das Lesebuch berücksichtigt alle Mundarten, die in unserem Bundesland gesprochen werden. Die Vielfalt und der Reichtum der Ausdrucksmöglichkeiten sind eindrucksvoll. Unser Vereinsgebiet ist mit Prosa und Lyrik von Eugen Geiger, Wilhelm German, Fritz Gronbach, Gottlob Haag, Willi Habermann, Walter Hampele, Karl Ott, Paul Rohleder, Heinz Sausele, Rudolf Schlauch, Wilhelm Staudacher, Manfred Wankmüller, Fritz Jakob Weller und Dieter Wieland gut vertreten. Für den, der mit der Mundart nicht vertraut ist, ist es naturgemäß nicht immer leicht, mundartliche Texte zu verstehen. So sind die Worterklärungen, die »Hinweise zum Lesen von Mundarttexten«, die knappe »Einführung in die Mundartgeographie Baden-Württembergs« und die Sprachkarten sehr hilfreich. *E. Göpfert*

Walter Hampele: *Himmel im Gegenlicht. Gedichte*. – Gerabronn; Crailsheim: Hohenloher Druck- u. Verlagshaus, 1989. – 92 S.

Nach fünf Gedichtbändchen in hohenlohischer Mundart legt der Autor hier seinen ersten Band mit hochsprachlichen Gedichten vor. Das ist nicht erstaunlich, sondern konsequent, denn schon die Mundartgedichte ließen erkennen, daß die Sicherheit der Formgebung, der disziplinierte Umgang mit der Sprache die Frucht jahrzehntelanger Vertrautheit mit moderner hochsprachlicher Lyrik waren. So finden sich die schon bekannten Stärken des Autors auch in dem neuen Band: die prägnanten, farbkraftigen Bilder, die Präzision des Ausdrucks bei äußerster Verknappung, die faszinierende Verbindung einer fast experimentellen Kühle und Distanz mit leidenschaftlicher Entschiedenheit der Haltung. So beherrscht der Vortrag ist, so ruhig die klaren Bilder wirken – diese Gedichte sind kein ästhetisches Sedativ. Bei aller verführerischen Glätte der Oberfläche wirken sie beunruhigend, bei aller vordergründigen Schlichtheit der Sprache sind sie Provokationen, Denkanstöße voll von Widerhaken. Man darf den Titel »Himmel im Gegenlicht« beim Wort nehmen: es geht um Momentaufnahmen, aber das Eigentliche ist im Gegenlicht nur als Schatten, Kontur oder Helligkeit faßbar.

Die fünf Kapitel des Buches bieten unterschiedliche Wege der Annäherung an das nicht Faßbare. In Sinnbildern trifft Hampele im 1. Kapitel, epigrammatisch zugespitzt, Mißstände und Ungereimtheiten unseres Alltags. Exemplarisch stellt das 2. Kapitel (»Nibelungen«) mit den bekannten Figuren der Heldensage unterschiedliche Lebensentwürfe vor Augen. Das Herzstück des Bandes bildet das umfangreiche 3. Kapitel. Hier geht Hampele durchweg von konkreten Beobachtungen aus. Den Anfang machen eindruckliche Impressionen aus Schwäbisch Hall. Von Text zu Text wird dann das Gesehene immer mehr zur Chiffre für nur zu ahnende Botschaften, an die unser Wissen nicht heranreicht. Das

4. Kapitel (»Namibische Impressionen«) ist für sich eine kleine Kostbarkeit. Es ist weit mehr als die poetische Quintessenz einer Reise. In einer überzeugenden Zusammenschau von Landschaft und Geschichte, von persönlicher Betroffenheit und Wissen gelingen Hampele hier Aussagen und Bilder, die dem Leser die Augen öffnen für das, was wir als Deutsche mit Namibia zu tun hatten und haben. Das abschließende Kapitel »Zeilengitter« ist eine existentielle Ortsvermessung, eine Auseinandersetzung des Autors mit seinem Leben und Schreiben, zugleich auch ein Schlüssel für die Deutung seines Werks, wie zum Beispiel das Gedicht »Engelssturz« (S. 75): »Hals über Kopf / der Sturz / aus den Wolken. // Im Fallen / der Himmel / im Gegenlicht. // Kein Halt / kein Zurück / ins Woher. // Beim Aufschlag / erlischt das Erinnern. //«

Dichten als Festhalten des Erinnerten im Zeilengitter – das wird in den Texten Walter Hamples sinnfällig. Unmerklich führen sie dabei von der alltäglichen Wahrnehmung ins Zeichenhafte. Man sieht mit anderen Augen, wenn man diese Texte aufmerksam gelesen hat.

N. Feinäugle

Quaestiones in Musica: Festschrift für Franz Krautwurst zum 65. Geburtstag / hrsg. von Friedhelm Brusniak u. Horst Leuchtmann. – Tutzing: Schneider, 1989. – 783 S.

Ich habe die »Quaestiones in Musica«, eine Festschrift für den ersten Inhaber des Lehrstuhls für Musikwissenschaft an der Universität Augsburg, Franz Krautwurst zum 65. Geburtstag im Jahr 1988, ins Urlaubsgepäck genommen. Ich habe es nicht bereut. 48 Autoren haben 47 durchweg philologisch sauber und kritisch gearbeitete Aufsätze zu Mosaiken zusammengetragen, die zusammengefügt zwar kein Bild eines einheitlichen Forschungskomplexes ergeben, dafür aber einen weitgespannten Überblick über die aus einem musikwissenschaftlichen Lehrstuhl inspirierten und ausfließenden Forschungsarbeiten vom Mittelalter bis in die heutige Zeit bieten. Die Zahl der Autoren begrenzt den Umfang und zum Teil auch Tiefgang und Beleg der Beiträge. Der Schwerpunkt der Forschungsarbeiten des Jubilars, dessen zahlreiche Veröffentlichungen in einem bibliographischen Anhang registriert sind, scheint auch die inhaltlichen Schwerpunkte der Beiträge zu präjudizieren: Musikhistorische und biographische Forschungen, kritische Analysen zu Werken und Editionen sowie Instrumentenforschung. Beiträge zur (modernen) Musiksoziologie und systematischen Musikwissenschaft sind nur wenig oder gar nicht vertreten.

So umfaßt die Thematik die regellosen Gesänge im Mittelalter (Petzsch), Untersuchungen zu Luthers Gefühl für Sprachmelodie (Ameln) und zur Musik im Bauernkrieg (Pfeiffer), weiße Stellen in der Forschung zum Meistergesang (Brunner), Stil- und Werkanalysen verschiedenster Epochen (Brusniak, Danckwardt, Dorf Müller, Haberkamp, Hofmann, Jung-Kaiser, Keil, Krummacher, Leuchtmann, Lühning, Müllich, Münster, Niemöller, Röder, Ruhnke, Sachs, Schlager, Völkl, Weiss-Aigner), biographische Berichte (Dotzauer, Eskew, Gembris, Hoffmann-Erbrecht, Markmiller, Scharnagl, von Scheurl, Unverricht), historische Forschungen und Zeitbetrachtungen (Fischer/Wohnhaas, Hirschmann, Konrad, Kördle, Plath, Polk, Staehelin, Sterl, Suppan, Weiss) und Instrumentenkunde und -forschung (Gösmann, Huber, Tremmel). Die Betrachtungen über Musikpädagogische Theorie und institutionelle Praxis (Roscher) sowie Musik im Rundfunk (Suder) könnten dem Bereich der Musiksoziologie zugeordnet werden. Der Urlaubsstimmung kam Endres' Nachweis am Beispiel Sigmund von Birkens entgegen, wie man im 17. Jahrhundert als freier Schriftsteller in Nürnberg auch bei starkem Alkoholkonsum gut und sorgenfrei leben konnte, wenn man einen Vermögensgrund über die mehrmalige Heirat wesentlich älterer, kinderloser und betuchter Witwen auf Abbruch zu legen verstand.

Zusammengefaßt: Die Festschrift gibt der Forschung eine Fülle von Beiträgen und Anregungen, dem Musikwissenschaftler wie Musikinteressierten bietet sie darüber hinaus abwechslungsreiche und interessante Kurzweil. Dem Jubilar bleibt der Dank für den Anlaß und die Inspiration zu diesem Werk.

W. Wendhausen

Hermann Lenz. Im Hohenloher Land. – Freiburg i. Br.: Eulen, 1989. – 48 S.: Ill.

Einladung, Hermann Lenz zu lesen / hrsg. von Rainer Moritz. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988. – 208 S. (Suhrkamp Taschenbuch; 2099)

Rainer Moritz: Schreiben, wie man ist. Hermann Lenz: Grundlinien seines Werkes. – Tübingen: Niemeyer, 1989. – 350 S.

Seit der Schriftsteller Hermann Lenz, 1913 in Stuttgart geboren und in Künzelsau aufgewachsen, seine Erinnerungen an Hohenlohe in der ZDF-Sendung »Ganz persönlich« zum besten gegeben hat, ist er in unserer Region über den Kreis der Liebhaber seines umfangreichen epischen Werkes hinaus bekannt geworden. Der Text der ZDF-Sendung, illustriert mit 38 stimmungsvollen Farbfotos von Karl-Heinz Jardner, wurde jetzt in einem schmalen Bildband veröffentlicht. Lenz und mit ihm der Fotograf vermitteln ein idyllisch-melancholisches Bild Hohenlohes: »Vieles erinnert mich hier an vergangene Tage. In siebzig Jahren hat sich hier wenig verändert, und ich habe das Gefühl, es bleibe alles noch eine Weile so, wie es jetzt ist.« Hohenlohe als beschauliche poetische Landschaft – der Bildband verkauft sich, wie man hört, sehr gut. Mehr über Hermann Lenz und Hohenlohe kann man aus seinen Romanen »Das stille Haus« und »Verlassene Zimmer« erfahren. Sie fügen allerdings wie alle seine Bücher Fiktion und eigenes Erleben untrennbar ineinander, sind autobiographische Romane oder romanhafte Autobiographie. Idyllik und Behaglichkeit sind gerade keine Kennzeichen dieses distanzierten, gebrochenen, nuancenreichen Erzählers.

Wer Hermann Lenz kennenlernen und sich ernsthaft mit ihm beschäftigen will, sollte zuerst zu dem Materialienbändchen des Suhrkamp-Verlags greifen. Der Herausgeber Rainer Moritz ist einer der besten Kenner des Werkes von Hermann Lenz. Seine Textsammlung vereint zwischen 1963 und 1986 zumeist in Zeitschriften und Zeitungen erschienene Rezensionen, Beiträge und Aufsätze über die Bücher dieses schwierigen Schriftstellers, der nie zur literarischen Avantgarde zählte und sich dem Literaturbetrieb und seinen wechselnden Moden entzogen hat. Erst als Peter Handke 1973 auf ihn aufmerksam machte, wurden seine Bücher zur Kenntnis genommen, fand er einen renommierten Verleger und wurde als Vertreter einer Literatur stiller und subtiler Schreibanstrengung, die sich nicht politisch und gesellschaftskritisch vereinnahmen läßt, in Maßen berühmt und erfolgreich. Das Materialienbändchen, ergänzt durch eine Chronologie von Leben und Werk, ein Verzeichnis der Veröffentlichungen, mit Fotos und Proben der Handschrift, ist eine ausgezeichnete Einführung, Lesehilfe und zugleich eine kleine Rezeptionsgeschichte des Lenz'schen Werkes.

Die wohl erste literaturwissenschaftliche Studie über Hermann Lenz hat ebenfalls Rainer Moritz vorgelegt: eine gründliche, grundlegende, gut lesbare, weil den Fachjargon glücklich meidende Monographie, der es gelingt, die Fundamente und tragenden Elemente der Lenz'schen Poetik freizulegen. Damit ist das Wesentliche schon gesagt. Moritz geht es nicht um die Interpretation der einzelnen Romane, sondern um die durchgängigen Strukturen des Werkes. Er untersucht Thematik und Figurenkonstellation, Erzähltechnik und Bildsprache. Jeder aufmerksame Leser dieser Prosa wird zum Beispiel die Manier des langsamen, genauen Erzählens bemerken, das scheinbar zusammenhanglose Aneinanderreihen von Beobachtungen, Reflexionen, Erinnerungen – »lauter Winzigkeiten, alles belanglos« bemerkt gelegentlich Eugen Rapp, die Hauptfigur vieler Romane und das »autobiographische Double« des Autors – ebenso den Ton der Skepsis, der Resignation, des Abschieds oder des Heimwehs. Hermann Lenz erzählt von Sonderlingen und Außenseitern. Er hält es mit den Wackligen, den Hanebüchenen und den Dünnhäutigen. »Nichtstuer waren ihm am liebsten«, so wieder Eugen Rapp. Mit eindrucksvollen Detailanalysen kann Rainer Moritz zeigen, welche große Bedeutung das impressionistische und das autobiographische Erzählen für Hermann Lenz haben. »Ich glaube an das, was ich sehe, rieche, fühle, schmecke, spüre, träume.« Empfindung und Imagination erschaffen eine Wirklichkeit des Traumes und der Erinnerung: »Wenigstens in der Phantasie ließe sich Erloschenes wieder lebendig machen, was Eugen als sein Glück erschien. Ohne Versunkenes heraufzurufen zu können, hätte er nicht leben wollen.« Daß Hermann Lenz heute so geschätzt wird, hat sicher mit der Hinwendung

der aktuellen Literatur zur Autobiographie zu tun, aber auch mit der Renaissance des Heimatbegriffs, der Neuentdeckung der Provinz, dem Zweifel an Technik und Fortschritt, der Hinwendung zur Natur. All dies findet man bei Hermann Lenz, bestimmt sein Werk und seinen literarhistorischen Ort in der deutschsprachigen Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur. Rainer Moritz ist mit seinen Untersuchungen zur Tiefenschicht des Werkes von Hermann Lenz vorgestoßen. Seine wissenschaftliche Arbeit wird der Stellung und dem Rang dieses Autors gerecht. Es ist erneut eine Einladung, Hermann Lenz zu lesen. *E. Göpfert*

Rainer Moritz: Der ganze Zauber dieser Gegend. Eine schwäbische Dichterreise mit Goethe, Heuss, Hölderlin, Kerner, Kleist, Mörike, Rombach, Schiller, Schubart, Uhland [u. a.]. – Heilbronn: Salzer, 1989. – 160 S.: zahlr. Ill.

Der Titel dieses handlichen, ansprechend ausgestatteten Büchleins trifft den Inhalt: Der Autor unternimmt eine Reise ins württembergische Unterland nach Heilbronn, Weinsberg, Löwenstein, Sulzbach-Laufen und zugleich in die Geschichte und literarische Kultur, die sich dort an Straßen und Plätzen, Häuser und Kirchen, Gastwirtschaften oder Mühlen knüpft. Mit leichter Hand führt uns Rainer Moritz zu den Dichtern und Künstlern, die im Unterland gelebt oder sich hier zeitweise aufgehalten haben, und zeigt, welche Spuren die Orte in ihren Werken hinterlassen haben. In die Plaudereien, Berichte, Glossen sind Gedichte, Verse, alte Ortsansichten und Bilder der Dichter eingestreut. Man läßt sich von diesem literarischen Reiseführer mit großem Vergnügen auf eigenen Erkundungsfahrten begleiten. *E. Göpfert*

Wilhelm Staudacher: Großvatergedichte in fränkischer Mundart. – Uffenheim: Seehars, 1990. – 80 S.

Ein fränkischer Stadtkämmerer hat »sich ausgeschrieben«. Er ist Pensionär und im Glück: er hat zwei Enkel, Buben. Er kann jetzt in seinem Rothenburger Stadtdialekt schreiben, was er will (das trieb er auch zuvor). Aber jetzt steht er auf dem ersehnten Hügel, der Rundblick bietet und Einsicht in die Felder und Raster, in denen Lebensläufe beginnen und erstarken, wenn es das Geschick so will. Das Gespräch mit seinen Enkeln gipfelt nicht allein in Animation und Belehrung – es gerät ihm zum fragenden Monolog und zur Suche nach sich selbst und den Ursachen all dessen, was unsere Zeitläufte verwirrt, ja bedrohlich macht. Es ist ja der Mensch, der für den irdischen Zeitbegriff steht und ihm menschliche Signatur aufträgt. Nicht die Zeit oder der Zeitgeist, nur der Mensch ist gerufen, sich zu verantworten. Wilhelm Staudacher liegt dennoch viel daran, der Enkelgeneration behutsam, liebevoll und auch manchmal sarkastisch, schier knurrig, eine Lehre für dieses harte Leben zu erteilen, für ein Leben, das sich der Gestaltung durch den einzelnen mehr und mehr entzieht. Skeptiker, der er ist, weiß er vom Irrationalen: Am Dooch hundertmoel / froegst: / Worum? / Hundertmoel / geb i dr Antwort. / Un glei widr / froegst mi: / worum? / Etz froech i mi / langsam scho selber: / worum? –

Staudacher hat erkannt, daß der Tod dort beginnt, wo die Sprache aufhört. Deshalb redet er mit seinen Enkeln, seinen Kindern, mit sich selbst und uns. *D. Wieland*

10. Biographien, Familiengeschichte

Martin Brecht: Martin Luther. – Stuttgart: Calwer Verl. –

2. Bd.: Ordnung und Abgrenzung der Reformation 1521–1532. – 1986. – 517 S.: Ill.

3. Bd.: Die Erhaltung der Kirche 1532–1546. – 1987. – 471 S.: Ill.

Mit den Bänden 2 und 3 wird die im traditionsreichen Calwer Verlag herausgegebene Luther-Biographie von Martin Brecht abgeschlossen. Es ist unstrittig das hohe Verdienst von Martin Brecht, eine vollständige, kompetente und zugleich moderne, spannend zu lesende Biographie des Reformators auf den Markt gebracht zu haben, nach der Generatio-

nen von Theologen, Studenten und Pfarrern, aber nicht minder gebildete Laien, engagierte Gemeindeglieder und interessierte Mitarbeiter, seit Jahrzehnten Ausschau gehalten haben. In Band 2, der mit 16 ganzseitigen photographischen Abbildungen und 13 weiteren Holzschnitten und Kupferstichen illustriert ist, wird der Zeitraum 1521 bis 1532 in Luthers Leben abgeschrieben unter dem Thema »Ordnung und Abgrenzung der Reformation«. Wartburg und Wittenberg, Bildersturm und Bauernkrieg, Heirat und Hausstand umschreiben des Reformators stärkste Inanspruchnahme der ersten Jahre des angesprochenen Zeitraums. Luthers Tätigkeit als Universitätsreformer und Gottesdienstneuordner, als Sakraments- und Bekenntnis-Definitor füllen die Jahre bis 1532 aus.

Im 3. und letzten Band – sein Titel lautet »Die Erhaltung der Kirche 1532–1546« – werden die Ereignisse, die Begegnungen, Freuden und Leiden literarischer Arbeiten und theologischer und politischer Abgrenzungen in Wittenberg und Kursachsen, in Deutschland und dem Europa der Christenheit aufgefächert und mit wissenschaftlicher Akribie und Liebe zuverlässig und dabei höchst lebensnah untersucht und aufgearbeitet.

Neben Umschlagbild und Vorsatzblatt ist der Band kunstgerecht mit 20 photographischen Bildtafeln, 15 Holzschnitten und Kupferstichen der Zeit geschmückt.

Neben den Anmerkungen und dem Register des Buches beschließt ein Sachregister für die Bände 1 bis 3 das Gesamtwerk. Dem Verfasser, dessen Vater 1935 bis 1943 Dekan in Langenburg war, und dem Verlag gebühren Dank und Anerkennung in hohem Maße!

M. Wissner

Eveline von Massenbach: Das Tagebuch der Baronin Eveline von Massenbach: Hofdame der Königin Olga von Württemberg / hrsg. von Robert Uhl and. – Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer, 1987. – 269 S.: Ill.

Seit geraumer Zeit werden nicht nur Tagebücher und Autobiographien bekannter Persönlichkeiten publiziert, sondern auch solche von Arbeitern, Dienstmädchen, Bauern – »einfachen Leuten« also. Angesichts dieser Flut biographischer Veröffentlichungen verwundert es, daß Tagebücher adliger Personen des 19. Jahrhunderts immer noch eine Rarität sind. Robert Uhlands Edition des Tagebuchs der Hofdame Eveline von Massenbach (1830–1904) versucht, diese Lücke zu schließen. Eveline von Massenbach, einem württembergischen Freiherrengeschlecht entstammend, ist selber nie eine entscheidende Figur des politischen Lebens am Stuttgarter Hof gewesen. Als unmittelbare Vertraute der Königin Olga (1822–1892), der Gemahlin des Königs Karl von Württemberg, hat sie dennoch Einblick in die politischen und sozialen Verhältnisse der Hofgesellschaft erhalten. Da Eveline die Königin regelmäßig zu deren russischen Verwandten und auf anderen Reisen begleitete, war der Gesichtskreis der Hofdame keineswegs nur auf schwäbische Provinzialangelegenheiten beschränkt, sondern sie hatte Einblick in alle europäischen Herrscherhäuser. Dennoch wird derjenige enttäuscht sein, der neue politisch-diplomatische Informationen im engeren Sinne sucht. Politik zu treiben, war nicht Evelines Geschäft. Stimmungsbilder, Hintergrundinformationen – etwa über den Charakter und den Gesundheitszustand der verschiedensten historischen Personen des 19. Jahrhunderts – erhält man dagegen sehr wohl. Auch wer Tratsch und Klatsch über die Hofaffären, Pikantes gar sucht, wird ebensowenig auf seine Kosten kommen wie derjenige, der auf Einblicke ins Seelenleben Evelines aus ist. Eine Hofdame wahrte Distanz und Etikette, auch sich selbst gegenüber und gegenüber dem eigenen Tagebuch. Kaum einmal deutet Eveline eigene Depressionen und Schwankungen in der Gemütslage an. Was als Mangel erscheint, erweist sich aber bei genauerem Hinsehen als wichtige historische Erkenntnis: Das war eben die Welt, in der der Adel des 19. Jahrhunderts lebte. Von Politik hielt eine Hofdame sich ebenso fern, wie die Soziale Frage in ihrem Bewußtsein praktisch nicht existierte, tiefes Psychologisieren und Reflektieren über die eigene Befindlichkeit lag nicht im Bereich des Vorstellbaren. Das Leben einer Hofdame schien nur aus den äußeren Formen der Tees, Gesellschaften, Reisen und der gepflegten Konversation zu bestehen – aber diese äußere Form war für eine Hofdame, wie es scheint,

durchaus der Inhalt des Daseins. Kein Wunder, daß es den Monarchen und ihren Höfen in dieser abgeschotteten Binnenwelt fast unmöglich war, die aufbrechenden Probleme des 19. Jahrhunderts richtig einzuschätzen. *G. Fritz*

Im Dienst des Fürstenhauses und des Landes Württemberg: Die Lebenserinnerungen der Freiherren Friedrich und Eugen von Maucler (1735–1816) / bearb. von Paul Sauer. – Stuttgart: Kohlhammer, 1985. – 178 S.: 4 Ill. (Lebendige Vergangenheit – Zeugnisse und Erinnerungen; 9. Bd.)

Die Lebenserinnerungen von Friedrich und Eugen von Maucler (Vater und Sohn), Abkömmlinge einer in Preußen ansässigen Hugenottenfamilie, stellen eine wichtige Quelle zur württembergischen Geschichte des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts dar. Friedrich von Maucler (1735–1796) war der Erzieher der Söhne des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und erlangte als solcher starken Einfluß auf Prinz Friedrich, den späteren König. Eindrucksvoll sind seine Skizzen, die er von der Adelsgesellschaft des Ancien Régime und hier vor allem vom Wiener Kaiserhof entwirft. Seine Memoiren hat er als beinahe Sechzigjähriger kurz vor seinem Tod in französischer Sprache verfaßt.

Die breiter angelegten und mitteilbareren Erinnerungen des Sohnes Eugen (1783–1859) umfassen lediglich Kindheit, Jugend und frühe Mannesjahre; sie brechen mit dem Jahr 1816 ab. Nach einer in Mömpelgard und Ludwigsburg verbrachten Kindheit, nach Schulbesuch in Bayreuth und Stuttgart und nach Jurastudium in Tübingen und Gießen trat Maucler 1803 in den württembergischen Staatsdienst ein, in dem er bis zum Präsident des Geheimen Rats aufstieg. Breiten Raum nimmt die Darstellung seiner Beziehungen zu seinem obersten Dienstherrn und Souverän ein. Eugen von Maucler hat seit früher Jugend König Friedrich von Württemberg gekannt, ist ihm oftmals begegnet, hat gute und weniger gute Erfahrungen mit ihm gemacht. Bei voller Würdigung der politischen Leistungen des schwäbischen Zaren ist er ihm menschlich fremd geblieben.

Sein gesellschaftlicher Rang und seine berufliche Laufbahn verschafften Maucler eine große Zahl von Bekanntschaften. Aus ihrer Fülle seien hier nur die Begegnungen mit zwei Hohenlohern erwähnt. In Wien gewährte ihm der junge, aus Kirchberg stammende Dr. Friedrich Jäger, der später so berühmte Augenarzt, eine angenehme Gesellschaft (S. 116). Als Direktor des Kriminaltribunals in Esslingen fand er in dem Rat Heinrich Benedikt Weber, dem ehemaligen Langenburger Regierungsrat und nachmaligen Präsidenten des Staatsgerichtshofs, einen brauchbaren und fleißigen Mann vor (S. 145).

Ein ausführliches Orts- und Personenregister erschließt die Lebenserinnerungen. *W. Beutler*

Hermann Ehmer: Der Gleißende Wolf von Wunnenstein. Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adeligen. – Sigmaringen: Thorbecke, 1991. – 256 S., zahlr. Ill. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 38)

Im jüngsten Band der vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, vom Stadtarchiv Schwäbisch Hall und vom Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein herausgegebenen Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken« hat sich der Verfasser, wie er bei der Buchvorstellung am 24. Januar 1991 im Rathaus in Großbottwar verriet, einen »Jugendtraum« erfüllt. Hermann Ehmer, langjähriger Leiter des Staatsarchivs Wertheim und seit 1988 Direktor des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart, ist in Beilstein – am Fuße des Wunnensteins – aufgewachsen. Kein Wunder, daß ihn die Geschichte des Berges und der seit Beginn des 15. Jahrhunderts abhängigen Burg, vor allem aber das Schicksal jenes »Gleißenden Wolfs« beschäftigte, den die bis heute unvergessenen Balladen Ludwig Uhlands vom »Überfall im Wildbad« (1367) und von der »Schlacht bei Döffingen« (1388) im Gedächtnis zumindest der älteren Württemberger lebendig erhalten haben.

Ehmers Forschungen zu »Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adeligen« erstreckten sich über zwei Jahrzehnte und beschränkten sich beileibe nicht nur auf jenen Wolf IV. von Wunnenstein, der sich seit seinem ersten urkundlichen Auftreten im Jahr

1361 selbst »der Gleißende« nannte und der nach seinem Tod am 9. November 1413 in der Beilsteiner Magdalenenkirche seine letzte Ruhestätte fand. Durch insgesamt sieben Generationen verfolgt der Verfasser die Herren von Wunnenstein, die an zahlreichen Orten Lehensdienste verrichteten und die in der 5. Generation – jener des »Gleißenden Wolfs« – ihren zahlenmäßigen Höchststand und ihre größte wirtschaftliche Blüte erlebten. Dafür war eine zielbewußte Erwerbspolitik im Bottwar-, Murr- und Enztal verantwortlich.

Ausführlich beschäftigt sich Ehmer in seinen Forschungen über die Biographie Wolfs IV. mit jenen beiden Begebenheiten, die durch Uhlands 1815 verfaßten Balladenzyklus um »Graf Eberhard den Rauschebart« (Eberhard II., den Greiner, von Württemberg) mit dem Namen des »Gleißenden Wolfs« untrennbar verbunden sind. Dabei neigt er dazu, den »Überfall im Wildbad«, der auf die Gefangennahme des Grafen Eberhard und seines Sohnes Ulrich zielte, ins »Wildbad« Teinach am Fuß des Zavelsteins zu verlegen, auf dessen Burg die Württemberger bekanntlich entkommen konnten. Angesichts der vielschichtigen, oftmals kontroversen Quellenlage zu der folgenschweren Auseinandersetzung des fürstlichen »Löwenbundes« mit den Städten am 23. August 1388 bei Döffingen, kommt Ehmer zu dem Schluß, daß der Gleißende Wolf »an hervorgehobener Stelle, wenn nicht gar als Anführer des würzburgischen Kontingents« entscheidend in die Schlacht eingriff.

Daß die 500-Jahrfeier der Döffinger Schlacht anno 1888 die nie ganz erloschene Erinnerung an den »Gleißenden Wolf« im Württemberger Land mächtig wiederaufleben ließ, leuchtet ein, hatte doch ein »Wunnenstein-Komitee« den 100. Geburtstag Uhlands am 26. April 1887 geschickt zum Anlaß genommen, zum Bau eines Aussichtsturms auf dem Wunnenstein aufzurufen, der dann auch am 15. September 1888 eingeweiht werden konnte – ein Höhepunkt in den vielfachen Bemühungen um das »Nachleben« des legendären Ritters.

Hermann Ehmers Buch ist ein Musterbeispiel dafür, wie anregend, ja spannend, akribische historische Quellenarbeit aufbereitet werden kann.

M. Akermann

lu06

11. Allgemeine Stadtgeschichte

Karl Bosl: Die bayerische Stadt in Mittelalter und Neuzeit: Altbayern – Franken – Schwaben. – Regensburg: Pustet, 1988. – 404 S.: Ill.

Der Altmeister der bayerischen Landesgeschichte liefert mit dem vorliegenden Buch einen umfassenden Überblick über Geschichte und Eigenart der Städte im Gebiet des heutigen Freistaats Bayern. Bosl behandelt in vier Großkapiteln (1. Typen – Strukturen – Mentalitäten, 2. Mutterstädte – Burgstädte, 3. Die großen Gründungsstädte, 4. Städte in Franken, Schwaben und der Oberpfalz) und zahlreichen Unterkapiteln eine Fülle von Einzelproblemen. Mehrere der hier als Unterkapitel abgedruckten Texte sind bereits andernorts erschienen, andere wurden bislang nur mündlich vorgetragen. Der Wert des Buches liegt nicht zuletzt darin, die verstreuten und teilweise noch gar nicht greifbaren Beiträge zusammenzufassen. Zweifellos ist es von allgemeingültigem Interesse, wenn Bosl die heute auf bayerischem Gebiet gelegenen Großstädte des Mittelalters aufführt – beispielsweise Regensburg, Augsburg, Nürnberg oder München –, für uns ist es darüber hinaus aber besonders reizvoll, Bosls Ausführungen über die Schwäbisch Hall in vielem so ähnlichen Reichsstädte Rothenburg, Nördlingen und Dinkelsbühl zu lesen. Angesichts der großen Zahl der Städte auf dem Gebiet des Freistaats Bayern können natürlich nicht einmal die umfangreichen Aussagen Bosls den Anspruch erheben, das Phänomen der bayerischen Stadt umfassend darzustellen. Zwar finden sich durchaus Kapitel auch über marginale Städte – zum Beispiel Rötz in der Oberpfalz und die Rötz benachbarten Orte –, aber eindeutig stehen die größeren Städte im Vordergrund. Zur Kleinstadt und Landstadt findet sich wenig. Das ist keine Schwäche des Buches, aber doch ein Hinweis, was für die Zukunft noch zu leisten wäre.

G. Fritz

12. Einzelne Orte

Gymnasium bei St. Michael Schwäbisch Hall. Geschichte und Geschichten / hrsg. von Walter Hampele i. A. des Freundeskreises alter Haller Pennäler Gymnasium bei St. Michael e. V. – Schwäbisch Hall: Mahl, 1990. – 127 S., III.

Schulleiterwechsel am 14. Juli 1990 Gymnasium bei St. Michael Schwäbisch Hall. – 68 S. (Synthesis 1990; Sonderh.)

Walter Hampele, langjähriger erfolgreicher, zum Ende des Schuljahrs 1990 aus dem aktiven Dienst geschiedener Leiter des Haller Gymnasiums bei St. Michael, hat im Auftrag des Freundeskreises alter Haller Pennäler einen schmucken Band herausgegeben, der Hampeles Arbeit »Vom Gymnasium illustre zum Gymnasium bei St. Michael 1811 bis 1980« – erschienen 1980 in Verbindung mit dem Faksimiledruck von Wilhelm Kolbs »Schola latina und Gymnasium illustre in Schwäbisch Hall« aus dem Jahr 1916 – auf reizvolle Weise ergänzt. Anhand sorgfältig ausgewählter Text- und Bildquellen veranschaulicht der Herausgeber die Entwicklung der renommierten Anstalt seit ihrer Wiederherstellung im Jahr 1868.

Aus den »Lehrerconvents-Protokollen« werden wichtige Beschlüsse zitiert; aus den »Verhaltensregeln für die Schüler« aus den Jahren 1894 bzw. 1901 geht u. a. hervor, daß jeder Schüler verpflichtet war, »nur dann zu reden und zu antworten, wenn er von dem Lehrer dazu aufgefordert wird und insbesondere sich des Einblasens, Nachmurmels oder sonstigen Geflüsters zu enthalten«. Auch drakonische Karzerstrafen konnten zahlreiche Schüler nicht vom allseits beliebten Kneipenbesuch abhalten. Auf die Entwicklung der Schule in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werfen die Erinnerungen ehemaliger Lehrer und Schüler, etwa von Rudolf Kraiß und Ilse Dürr oder von Hans Taxis und Carl Wagner, bunte Schlaglichter. Zeitungsberichte über Schulschlußfeiern und andere schulische Ereignisse runden die durch eine gute Bildauswahl bereicherte Quellenkunde ab.

In dem gleichzeitig erschienenen Sonderheft der Schulzeitschrift »Synthesis« ist der am 14. Juli 1990 erfolgte Schulleiterwechsel am Gymnasium bei St. Michael in Schwäbisch Hall erschöpfend dokumentiert.

M. Akermann

Hans Mattern; Reinhard Wolff: Die Haller Landheg. Ihr Verlauf und ihre Reste. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 175 S.: 154 Ill., 3 Ktn. (Forschungen aus Württembergisch Franken; Bd. 35)

Seit im Jahr 1936 in unserer Zeitschrift der große Aufsatz von Karl Schumm »Die Hällische Landheg« erschienen ist, hat man sich kaum mehr mit dieser rund 200 Kilometer langen Grenzmarkierung rund um das Territorium der Reichsstadt Hall beschäftigt. Die jetzt erschienene Monographie von Hans Mattern und Reinhard Wolf gibt dem etwas vernachlässigten Thema eine neue Wendung. Beide Autoren haben sich im Rahmen ihrer Tätigkeit an der Bezirksstelle für Naturschutz in Stuttgart der aufwendigen und mühsamen Arbeit unterzogen, den tatsächlichen Verlauf der Haller Landheg zu erforschen. Archivaltische Studien, Sichtung aller einschlägigen Kartenwerke und Luftaufnahmen, vor allem aber ausgedehnte Wanderungen, Forschen im Gelände, Streckenvermessungen, Grabungen und Profilaufnahmen machen es möglich, das bedeutende Kulturdenkmal nahezu lückenlos zu erfassen. Die Autoren können den komplizierten Verlauf der Heg, der Flügelhegen, die Türme und Sperrvorrichtungen an Straßen und Wegen genau darstellen und die im Gelände sichtbaren Reste im einzelnen schildern. Instruktive Abbildungen, Skizzen und Kartenausschnitte geben ein anschauliches Bild der jeweiligen Situation. Die Streitfrage, ob die Heg als Rechtsgrenze oder als Verteidigungslinie zu verstehen sei, möchten die Autoren, die sich als Geographen, nicht als Historiker verstehen, nicht entscheiden. Sie neigen der Auffassung zu, daß die Landheg als Verteidigungsanlage gebaut worden ist, daß ihre Bedeutung sich jedoch allmählich verschoben hat und sie schließlich die Territorialgrenze bezeichnete. Das Buch von Hans Mattern und Reinhard

Wolf über die Haller Landheg ist ein Glanzstück geographischer Spurensuche. Es will und kann eine neue grundlegende Arbeit zur Geschichte des hällischen Gebiets und damit auch der Landheg nicht ersetzen.

E. Göpfert

Gerhard Fritz: Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 421 S.: zahlr. Ill. (Forschungen aus Württembergisch Franken; Bd. 34)

Nach seiner 1982 erschienenen Monographie der Geschichte des Klosters Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter legt Gerhard Fritz nun den Folgeband »Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit« vor: Ein in intensiver, breit angelegter Auswertung aller einschlägigen Quellen erarbeitetes und entsprechend umfangreiches wissenschaftliches Werk, das erschöpfend und wohl auch abschließend alles bietet, was zum Thema zu sagen ist. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Register erschließen die Stoff- und Ereignisfülle, die Gerhard Fritz in sicher entsagungsvoller Forschungsarbeit zu bewältigen hatte und die hier nur angedeutet werden kann. Stadt und Kloster teilen im Mit- und Gegeneinander ein wechselvolles Schicksal: Löwensteinische Herrschaft, württembergische Vogtei, österreichische Statthalterregierung, Bauernkrieg und Reformation, Zeiten der Blüte und Zeiten des Niedergangs. Neben die Darstellung der Ereignisgeschichte treten wirtschafts-, sozial- und kulturhistorische Untersuchungen: Die wirtschaftlichen Grundlagen der klösterlichen Herrschaft, ihre Rechte, Besitzungen und Erwerbungen, Patronate und Inkorporationen, Religiosität und kulturelles Leben und ein Kapitel, das man als eine Art Buch im Buch bezeichnen kann, eine eigenständige Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Murrhardt. Hinzu kommen Untersuchungen zum militärischen Aufgebot der Stadt im Rahmen des württembergischen Heeres im 15. und 16. Jahrhundert, weiterhin kommentierte Listen der Äbte und Konventualen des Klosters und der Geistlichen auf den Klosterpfarreien und Pfründen. Die Forschungsleistung von Gerhard Fritz beeindruckt durch ihre Sorgfalt und Genauigkeit, durch das geduldige Beharren auf der konkreten Einzelheit und auf der sorgfältigen Analyse. Alles wird in nahezu gleicher Ausführlichkeit festgehalten und berichtet. Dem geduldigen Leser drängt sich da die Frage auf, ob denn alles, was den Akten und Urkunden zu entnehmen ist, auch berichtenswert ist. Für wen schreiben unsere Historiker? Für ihresgleichen, also für andere Wissenschaftler und Forscher? Oder wollen sie auch ein größeres oder gar großes Publikum erreichen? Und wie müßte man dann Geschichte schreiben? Das Buch über »Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit« jedenfalls ist wohl kein Buch für den Leser, der am historischen Buch auch das Lesevergnügen schätzt; es ist ein sehr gelehrtes und belehrendes Fachbuch zum Nachschlagen und Benutzen. Als solches ist es in der Tat unentbehrlich.

E. Göpfert

Stadt – Bild – Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten / hrsg. von der Stadt Reutlingen. – Reutlingen: Oertel und Spörer, 1990. – 288 S.: zahlr., z. T. farb. Ill.

Im Rahmen des Stadtjubiläums »900 Jahre Reutlingen« veranstalteten Heimatmuseum und Stadtarchiv Reutlingen im Sommer 1990 eine Ausstellung, in der der reiche Vedutenschatz, mit dem die Stadt am Fuß der Achalm aufwarten kann, ausgebreitet wurde. Ähnlich wie der Katalog der etwa zur selben Zeit im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall gezeigten Ausstellung »Ansichten aus Hohenlohe« enthält die hervorragend aufgemachte und tadelsfrei gedruckte Veröffentlichung weit mehr als nur nützliche Hinweise für die Betrachtung der Exponate. Der Katalog ist vielmehr, was dem Willen der beiden Bearbeiter, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Stadtarchiv) und Dr. Werner Ströbele (Heimatmuseum), entspricht, eine »Stadt-Bild-Geschichte« im besten Sinne, mit der bereits vorliegende reine Bilddokumentationen zum alten und neuen Reutlingen hervorragend ergänzt werden. Ein sechsköpfiges Autorenteam gliederte das umfangreiche Material in lockerer chronologischer Folge nach besonderen historischen Ereignissen, etwa dem Stadtbrand von 1726 oder dem

Einsetzen der industriellen Entwicklung, nach Bauwerken, die in besonderem Maße zu einer künstlerischen Darstellung herausforderten, wie der Marienkirche und den mittelalterlichen Befestigungsanlagen. Als »zentrale Bildquelle für die Reichsstadtzeit« erfährt der großformatige Kupferstich von Ludwig Ditzinger aus dem Jahr 1620 eine besondere Würdigung. Hervorzuheben ist, daß in den Band auch »Veduten« aus jüngster Zeit, etwa Holzschnitte von HAP Grieshaber, Gerhard Grimm, Klaus Herzer und Manfred Degenhardt Aufnahme gefunden haben.

M. Akermann

Rieden im Rosengarten 1290–1990 / hrsg. v. d. Gemeinde Rosengarten – Ortschaft Rieden. Red.: Uta Friederich-Keitel und Rainer Keitel. Schwäbisch Hall: Historischer Verein f. Württembergisch Franken, 1990. – 620 S.: zahlr. Ill. (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken, Bd. 1)

Kurz nach der Veröffentlichung des Heimatbuches Westheim hat die Gemeinde Rosengarten auch ihren Teilort Rieden aus Anlaß des 700jährigen Ortsjubiläums mit einem Heimatbuch bedacht: Ein gewichtiger Band in den Ausmaßen einer alten Bibel, den man auf den Tisch legen muß, um darin lesen zu können. Sowohl der erhebliche und keineswegs selbstverständliche finanzielle Aufwand für diese Kulturarbeit als auch die geistige und organisatorische Leistung, die ein solches Werk voraussetzt, müssen mit großem Respekt hervorgehoben werden. Der Historische Verein für Württembergisch Franken würdigt dies, indem er mit dem Heimatbuch Rieden seine neue Reihe »Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken« eröffnet. Ein schon mehrfach bei regionalen Forschungsunternehmungen bewährtes Autorenteam hat Ausgezeichnetes geleistet. Es hat alles zusammengetragen, was aus der 700jährigen Geschichte Riedens und seines Teilorts Sanzenbach bemerkenswert ist, was festgehalten und überliefert werden sollte: Die Geschichte von der ersten urkundlichen Nennung bis in die Gegenwart (wobei die Verstrickung der Dorfgemeinschaft in das nationalsozialistische Unrechtssystem nicht verschämt übergangen oder verharmlost wird, wie das leider bei manchem Heimatbuch immer noch geschieht), Geographie, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, Mundart, Religion und Kirche, Schule und Vereine. Aus den über 40 Einzelbeiträgen, deren Abfolge nicht immer überzeugt, seien die Beiträge von Uta Friederich-Keitel und Rainer Keitel hervorgehoben. Sie haben die Einwohner von Rieden befragt und zu Wort kommen lassen, haben unaufdringlich mit Sympathie und nicht ohne Kritik den Alltag im Dorf erkundet und Gedanken, Ansichten, Erinnerungen und Gefühle der Menschen aufgespürt. Hier findet statt, was ein gutes Heimatbuch kennzeichnet: Bewahrung und Traditionsbildung, kritische Aneignung und Identifizierung.

Der Stolz Riedens aber ist die Pfarrkirche, eine mit Mauern burgartig umfriedete ehemalige Wallfahrtskirche, die außergewöhnliche Kunstschatze enthält, darunter zwei spätgotische Flügelaltäre. Ein dritter Flügelaltar befindet sich seit 1877 im Besitz des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart und ist ein Glanzstück der ständigen Schausammlung im Alten Schloß. Selbstverständlich sind die Kirche und ihre Altäre ein zentrales Thema des Heimatbuchs. Norbert Bongartz hat die Architektur, Wolfgang Deutsch und Andreas Deutsch haben die Altäre wissenschaftlich bearbeitet und sind dabei zu Ergebnissen gekommen, die bisherige Ansichten korrigieren und von der kunsthistorischen Forschung zur Kenntnis genommen werden müssen.

Zuletzt sei auf den kundig und lebendig geschriebenen Beitrag »Wie es früher in Feld und Wald war. Ein ökologischer Vergleich zwischen gestern und heute« von Peter Honold aufmerksam gemacht. Das Thema Ökologie wurde bisher in Heimatbüchern meist vernachlässigt. Daß es hier behandelt wird, ist Signal für einen einschneidenden Bewußtseinswandel – auch auf dem Lande –, den allerdings der Beitrag »Flurbereinigung in Rieden« noch nicht mitvollzogen hat. Nicht nur Lebensformen und Bauwerke wandeln sich oder verschwinden und werden deshalb im Heimatbuch wie in einem Archiv aufbewahrt und erinnert. Was heute verschwindet, ist die Umwelt, in der wir gesund leben können. Künftige Riedener

Generationen werden in ihrem Heimatbuch zum Beispiel lesen: »Die Begradigung des Sanzenbachs in den späten fünfziger Jahren mit Mitteln des »Grünen Plans« war das Ende einer einmaligen Auenlandschaft«, und weiter: »heute ist alles aufgefüllt, eingebnet«. Die Zerstörung der dörflichen Kulturlandschaft, die hier registriert wird, wird folgenreicher sein als die Veränderungen der dörflichen Mundart oder der Abriß alter Häuser.

Da die drucktechnische Gestaltung bei Thorbecke wie immer in den besten Händen lag, ist das Heimatbuch Rieden mit seinen vorzüglichen Bildreproduktionen in Farbe und Schwarz-Weiß rundum gelungen.

E. Göpfert

13. Ausstellungen

2 museum. Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall. – Braunschweig: Westermann, 1990. – 130 S.: zahlr. Ill.

In der renommierten Taschenbuchreihe des Westermann-Verlages »museum«, die jeden Monat ein Museum aus dem deutschsprachigen Raum vorstellt, liegt jetzt der Band über das Hällisch-Fränkische Museum in Schwäbisch Hall vor. Daß es so rasch und noch vor Schluß der Museumserweiterung in diese Reihe aufgenommen wurde, zeigt, welche Beachtung das Hällisch-Fränkische Museum, das die Sammlungen unseres Vereins sachkundig pflegt und hervorragend präsentiert, als Regionalmuseum für das Gebiet zwischen Tauber und Kocher weit über Baden-Württemberg hinaus findet. Der Führer informiert über die Geschichte und die Konzeption des Museums, erläutert die einzelnen Abteilungen, wobei die Exponate in ihren historisch-kulturellen Zusammenhang gestellt werden, und zeigt bedeutende Sammlungsstücke im Bild. So ist aus dem handlichen Museumsführer ein kleines Kunst- und Geschichtsbuch für Hall und Hohenlohe geworden.

E. Göpfert

Ansichten aus Hohenlohe: Graphiken aus vier Jahrhunderten / hrsg. von Norbert Michels. Mit Beitr. von Manfred Akermann [u. a.]. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 220 S.: Ill., Farbtaf. (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall; Bd. 4)

Seit der Veröffentlichung des großen, inzwischen vergriffenen Bildbandes »Bilder einer alten Stadt. Schwäbisch Hall« von Kuno Ulshöfer hat man einen ähnlichen Band mit alten Graphiken aus Hohenlohe gewünscht. Nun hat Norbert Michels mit der von ihm konzipierten Ausstellung im Hällisch-Fränkischen Museum und dem unter seiner Leitung erarbeiteten Katalogbuch dies in einer Weise geleistet, wie man es kaum erwarten durfte. 114 Blätter – ein repräsentativer Teil der eigens für die Ausstellung restaurierten Bildersammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, ergänzt durch Leihgaben aus Archiven und Bibliotheken – werden in vorzüglicher Qualität, teils in Farbe, teils schwarz-weiß, ganzseitig im günstigen Querformat reproduziert und nach allen Regeln einer modernen Geschichts- und Kunstwissenschaft von Norbert Michels, Manfred Akermann, Herta und Wilfried Beutter und Josef H. Biller untersucht. Erstmals kann von einer qualifizierten kritischen Würdigung der graphischen Kunst unserer Region gesprochen werden.

Der langjährige Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein, Gerhard Taddey, eröffnet den Band mit einem Essay über die Geschichte der Familie Hohenlohe und die Entwicklung ihrer Kleinstaaten bis zum Ende des Alten Reiches und zur Mediatisierung durch das Königreich Württemberg. Auf diese historische Grundlegung folgt ein ausführlicher Aufsatz des Herausgebers, der die Fragestellungen und Methoden ausbreitet, die dann zu einer neuen, ungewohnten Betrachtung und Bewertung der alten Ansichten aus Hohenlohe führen.

Im Unterschied zu Max Schefolds Standardwerk »Alte Ansichten aus Württemberg« von 1956 hält Norbert Michels eine nur stilgeschichtliche Bewertung und Einordnung Hohenloher Veduten für fragwürdig. Die große Mehrheit der Blätter wurde »unakademisch, ohne ein besonderes Streben nach dem Stilniveau der jeweils hohen Kunst« ausgeführt. Die

Zeichner waren keine herausragenden Künstler, solche konnten sich die Hohenloher Fürsten nicht leisten, sondern talentierte Handwerker oder Bauingenieure, die künstlerische Aufgaben nebenher erledigten. Hinzu kommen zahlreiche im Zeichnen und Aquarellieren dilettierende Kunstliebhaber, auf deren Bedeutung für die Hohenloher Landschaftsdarstellung aufmerksam gemacht zu haben ein besonderes Verdienst von Norbert Michels ist.

Beide, der Handwerker-Künstler und der Dilettant, orientierten sich an den Anweisungen, Techniken und Darstellungsmethoden einer umfangreichen und weit verbreiteten Literatur von Zeichentraktaten und Vorlageblättern. Die Folge ist, daß Formelhaftes, Versatzstücke, Klischees eine große Rolle spielen.

Ob und in wie weit das im Bild Dargestellte ein realistisches Abbild der Wirklichkeit ist, muß für jede Vedute kritisch untersucht werden. Dies leisten die ausführlichen Katalogtexte, indem sie möglichst genau die topographischen und baugeschichtlichen Informationen, die künstlerische Gestaltung und die Wahrnehmungsweisen und Erwartungen des Publikums bestimmen, für das die Ansichten aus Hohenlohe hergestellt wurden.

Indem Norbert Michels den Blick für die Funktion des Bildes und seine Gestaltungsmittel schärft, wobei er neueste Forschungen zur Kultur-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte einbezieht, kommt er zu einer Neubewertung der Veduten nach 1850. Die Auswirkungen der Photographie auf die Landschaftsdarstellung werden nicht mehr negativ gesehen. Der industriell hergestellte Holzstich zum Beispiel, dem das Eisenbahnwesen, der Tourismus und die Denkmalpflege – typische Erscheinungen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts – neue Aufgaben zuweisen, wird in seiner Eigenart gewürdigt. Ebenso die Arbeiten des Haller Zeichenlehrers Johann Friedrich Reik. Hier einen Vorstoß in Neuland unternommen zu haben, ist eine bleibende Leistung der Ausstellung und des Katalogbuches.

In Konsequenz seines Ansatzes, die Veduten über ihre ästhetische Wirkung hinaus als historische Quellen und Zeugnis für frühere Formen der Wahrnehmung von Landschaften, Städten und Bauwerken zu betrachten, hat Norbert Michels die ausgewählten Ansichten – einige sind in Schefolds Katalog noch nicht erfaßt – sechs thematischen und formalen Gruppen zugeordnet und mit seinen Mitarbeitern im Katalogteil bearbeitet: Ansichten in Karten und Plänen (Wilfried Beutter), Ansichten im Dienst herrschaftlicher und bürgerlicher Repräsentation (Manfred Akermann), Ansichten von Dilettanten (Norbert Michels), Ansichten als Sammel- und Schmuckstücke (Norbert Michels), Reiseansichten (Herta Beutter, Norbert Michels), Ansichten für Heimatforscher und Denkmalpfleger (Norbert Michels, Manfred Akermann).

Auf einzelnes, was hier gesehen, entdeckt, aufgespürt wird, kann nicht eingegangen werden. Das Buch ist eine Fundgrube für jeden, der sich gerne mit alten Ansichten der Schlösser und Städte an Kocher, Jagst und Tauber beschäftigt. Es ist im besten Sinne belehrend und unterhaltend und dazu geschmackvoll ausgestattet, kurz: ein schönes Buch. Mit ihm beweisen das Hällisch-Fränkische Museum und die Stadt Schwäbisch Hall, die das Buch finanziert hat, erneut, daß sie ihre kulturelle Verantwortung für die Region Württembergisch Franken in vorbildlicher Weise wahrnehmen.

E. Göpfert

800 Jahre Deutscher Orden. Katalog zur Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums / hrsg. vom Germanischen Nationalmuseum und der internationalen historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens von Gerhard Bott; Udo Arnold. – Gütersloh, München: Bertelsmann, 1990. – 592 S.: Ill.

Eine Tatsache ist: Ausstellungskataloge sind meist unhandlich. Warum sind Kataloge unhandlich? Weil sie versuchen müssen, auf gedrängtem Raum gleichzeitig unzählige wichtige Exponate vorzustellen und einführende Aufsatztexte zu den Spezialgebieten der Ausstellung zu liefern.

Den Herausgebern vorliegenden Kataloges ist es mit der Hilfe von 80 Autoren aus Deutschland, den Niederlanden, Österreich und Polen gelungen, auf fast 600 Seiten ein Optimum an Informationen zu bieten. Zum Thema »800 Jahre Deutscher Orden« war eine immense Fülle

1R

von Material zu präsentieren, die Aufnahme im Katalog fand: Zeugnisse und Dokumente aus Holz, Stein, Edelmetallen, Papier und Eisen aus den Bereichen des religiösen Wirkens, des politischen und des sozialen Lebens, aus der Kultur- und der Kunstgeschichte werden dokumentiert.

Der Katalog gliedert sich in die Hauptkapitel »Mittelmeerraum und Deutsches Reich bis 1525«, »Preußen und Livland«, »Der Deutsche Orden 1525–1809«, »Zwischen Napoleon und Versailles 1809–1918« und »Der Deutsche Orden seit 1918«.

Ein weiteres Kapitel wendet sich an den »fortgeschrittenen« Interessierten: Statuten, Ordenstrachten und Siegel werden gezeigt, die Bedeutung von Visitationen und ordenseigener Liturgie erklärt und einzelne bedeutende Mitglieder des Ordens vorgestellt.

Das Kapitel »Geschichte und Politik: Die Vergangenheit des Deutschen Ordens im Dienste der Gegenwart« widmet sich sine ira et studio den Fragen eines im 19. Jahrhundert entstandenen, manchmal glorifizierenden, manchmal abwertenden Geschichtsbildes und seiner Blickwinkel, aus denen der Orden gesehen wurde und gesehen wird. Das Spektrum erstreckt sich hier von der »Wiederentdeckung« der Marienburg als romantisches Bildsujet bei Domenico Quaglio 1837, den Versuchen, deren Innenräume im Kaiserreich im Zeichen der Neugotik neu auszustatten, über Rudolf von Siemerings Denkmal von 1872 »Friedrich der Große umgeben von vier Hochmeistern«, über Henryk Sienkiewiczs Roman »Die Kreuzritter« von 1897–1900 bis hin zu Alfred Rosenbergs einseitiger Rede über den »Deutschen Ordensstaat« von 1934 und zu polnischen Plakaten der neuesten Geschichte, die 1960 an die 550 Jahre zurückliegende Schlacht von Tannenberg erinnern.

Das letzte Kapitel schließlich sei vor allem den regionalgeschichtlich Interessierten empfohlen: eines der reichsten und größten Besitztümer des Ordens, die Ballei Franken, wird hier mit ihren Besitzungen in Nürnberg, Ellingen, Virnsberg vorgestellt und anhand von Biographien der dort wirkenden Ordensmitglieder lebendig gemacht.

Was die graphische Gestaltung des Kataloges und Gliederung nach Sachthemen angeht, ist den redaktionell verantwortlichen Mitarbeitern Kritik auszusprechen: Bei dem dreispaltigen Aufbau der Seiten im Katalog finden sich die Abbildungen mal hoch- mal querformatig über eine, zwei oder drei Spalten Breite verteilt, oben wie unten (trotz der vielen Abbildungen kann und soll der Katalog aber dem Leser nicht den Besuch der Ausstellung ersetzen). Weniger oder ein ruhigerer Aufbau wäre hier mehr gewesen.

Inhaltlich zusammengehörige Themen werden manchmal zerteilt und – wohl in der gutgemeinten Absicht, jedes Unterkapitel so interessant wie möglich zu gestalten – dann nur stückweise preisgegeben: Über die Rolle der Ordenskomture als Bauherren und die von ihnen im 18. Jahrhundert durchgeführten Baumaßnahmen finden sich zum Beispiel Dokumente auf den Seiten 182 bis 186, 221 bis 223, 237 bis 247, 513 bis 514 und 522 bis 524. Dem Leser wird hier einiges Blättern zugemutet.

Trotzdem bleibt der Nürnberger Katalog, der sich mit der langen, wechselvollen und vielschichtigen Geschichte des Deutschen Ordens befaßt, ein Dokument von bleibendem Wert. Hier aufgeworfene Fragen und gegebene Anregungen werden die Forschung noch einige Jahre zu beschäftigen haben.

J. Henzke

Die Kapfenburg. Vom Adelssitz zum Deutschordensschloß. Ausstellungskatalog / hrsg. von d. Oberfinanzdirektion Stuttgart, Ref. Staatl. Schlösser u. Gärten. – Kornwestheim: Münster, 1990. – 116 S.: zahlr. Ill., 8 Farbtaf.

Die eindrucksvolle Schloßanlage der Kapfenburg, bei Lauchheim am nordöstlichen Steilabfall der Schwäbischen Alb gelegen, zählt zu den bedeutenden Bauten, wie sie uns der Deutsche Orden so zahlreich in Franken und Schwaben hinterlassen hat. Der Abschluß der Restaurierung der Fürstenzimmer der Kapfenburg und das Gedenken an die Gründung des Deutschen Ordens vor 800 Jahren gaben Anlaß genug, Geschichte und Baukunst dieser ritterlich-geistlichen Residenz des Alten Reiches in einer Ausstellung vom 28. Juni bis zum 30. September 1990 zu repräsentieren. Ausstellung und Katalog sind eine Gemeinschaftsar-

beit der Oberfinanzdirektion Stuttgart, des Staatsarchivs Ludwigsburg und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Der broschiierte, gut bebilderte Katalog breitet die Geschichte der Kapfenburg von der ersten urkundlichen Erwähnung 1311 bis zur Okupation durch das Königreich Württemberg 1806 perspektivenreich aus. Ein interessanter Katalogbeitrag zur Baupolitik, den Planungen und Baumaßnahmen des Ordens in der Ballei Franken wurde von Joachim Henneze erarbeitet. Dem Landesdenkmalamt gab die Ausstellung Gelegenheit, Ergebnisse der Grabungen im alemannischen Gräberfeld am Fuße der Kapfenburg und der zugehörigen Siedlung »Mittelhofen« mitzuteilen. *E. Göpfert*

Hexenwahn und Hexenverfolgung in und um Schwäbisch Hall / Hrsg.: Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall. – Schwäbisch Hall, 1988. – 168 S.: 21 Ill. (Kleine Ausstellungsschriften; Nr. 3)

Leider kommt es vor, daß interessante Forschungen zur Orts- und Regionalgeschichte so veröffentlicht werden, daß sie nicht die Beachtung finden, die sie verdienen. Deshalb muß mit Nachdruck auf den kleinen Katalog der Ausstellung »Hexenwahn und Hexenverfolgung in und um Schwäbisch Hall« hingewiesen werden, die 1988 im Hällisch-Fränkischen Museum stattgefunden hat. Für die Reichsstadt Schwäbisch Hall und ihr Territorium, ebenso für die Grafschaften Hohenlohe, gibt es bis heute keine wissenschaftliche Arbeit, die das vorhandene Archivmaterial umfassend gesichtet und ausgewertet hätte. Um so dankbarer ist man Elisabeth Schraut und Herta Beutter und der von ihnen angeleiteten Arbeitsgruppe engagierter Frauen für die Untersuchung einschlägiger Quellenbestände im Stadtarchiv Schwäbisch Hall und im Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein. Die Ergebnisse sind in die Katalogtexte eingegangen. Ausführlich und exemplarisch wird der Prozeß gegen die Haller Hexe Katharina Schloßstein von 1574 dokumentiert. Die gängige Meinung, in Hall habe der mäßigende Einfluß von Johannes Brenz und Jakob Gräter den Hexenwahn im wesentlichen verhindert, wird mit dem Hinweis relativiert, daß die Urfehdbücher für den entscheidenden Zeitraum von 1578 bis 1605 nicht überliefert sind. In den Steuerrechnungen und in den Ratsprotokollen der Stadt findet Elisabeth Schraut weitere Hinweise auf peinliche Verhöre und Bestrafung von Frauen aus Dörfern des Haller Territoriums. Aussagen über Art und Umfang der frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen setzen eine genaue Kenntnis der lokalen und regionalen Archive und ihrer Geschichte voraus. Dies zeigen auch die wichtigen Untersuchungen von Herta Beutter zu den Hexenprozessen in Hohenlohe. Sie kann erstmals Hexenprozesse im Neuensteiner Landesteil mit Schwerpunkten im Kochertal und im Amt Langenburg dokumentieren. Dies ist dem Umstand zu verdanken, daß die Archive Weikersheim und Langenburg nahezu unversehrt erhalten sind. In den Archiven der hohenlohischen Linie Waldenburg wurden dagegen sämtliche Kriminalakten ausgeschieden und vernichtet. Neben diesen verdienstvollen Forschungsbeiträgen berichtet der Katalog über Hexenprozesse in Nördlingen und Würzburg, über Folter und Strafjustiz in Hall und einschlägigen Volksglauben in Hohenlohe. *E. Göpfert*

Möbelgeschichten. Geschmack – Funktion – Restaurierung. Katalog der Ausstellung im Hohenloher Freilandmuseum v. 23. 5.–4. 11. 1990. – Schwäbisch Hall: Mahl, 1990. – 127 S.: Ill., Taf. (Kataloge u. Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums; Nr. 7)

Nur fünf Jahre nach der Sonderausstellung »Bemalte Möbel aus Hohenlohe. Die Schreinerfamilie Rössler und ihr Umkreis« von 1985 hat sich das Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackerhofen erneut mit den Möbeln befaßt, die in seinen Depots und Magazinen aufbewahrt werden und nur zu einem kleinen Teil in der ständigen Schausammlung zu sehen sind. Diese zweite Sonderausstellung und das sie begleitende wissenschaftliche Katalogbuch zeigen, daß sich Fragen, Kriterien und Methoden, mit denen die Museumsfachleute heute die alten Möbel untersuchen, inzwischen einschneidend geändert haben. 1985 interessierte vor allem die Ästhetik der alten Möbel. »Schöne« Möbel und Schönheit wurde meist auch mit Bemalung gleichgesetzt, schätzten Fachleute wie Sammler und

Liebhaber besonders hoch ein. Dementsprechend wurden die alten Möbel unter kunsthistorischen Gesichtspunkten gewürdigt und bewertet, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß das eigene oder das zeitgenössische ästhetische Empfinden den Maßstab gab. Mit solchen im Grunde unhistorischen Betrachtungsweisen setzen sich Albrecht Bedal, der Leiter des Hohenloher Freilandmuseums, und seine Mitarbeiter Elmar Hahn, Joachim Hennze, Werner Sasse, Karl-Heinz Wüstner, Ernst Stock und Burghard Lohrum sehr kritisch auseinander. Sie bieten nüchternen Bericht, handfeste Resultate. Ihre Aufsätze und Katalogtexte erfassen das, was die einzelnen Möbelstücke über ihre Geschichte zu erzählen haben, wenn man sie mit den Methoden der vergleichenden Typologie, der musealen Restaurierung, der Dendrochronologie und unter Aufbereitung schriftlicher Quellen zum Sprechen bringt. »Ein Möbel mit all seinen Gebrauchsspuren, Überfassungen und baulichen Veränderungen im vorgefundenen Zustand ist mehr wert als jeder noch so gute geschönte Küchenkasten«, heißt es programmatisch. Die neue Möbelforschung will wissen, wann, wo, von wem, für wen, zu welcher Nutzung und für welchen Standort ein Möbel gebaut oder erworben wurde, wie seine Konstruktion, seine farbige Fassung und seine Funktion sich mit der Veränderung der Lebensverhältnisse und des Geschmacks gewandelt haben. Das alte Möbel als historisches Phänomen ernstgenommen, gibt Auskunft über die Alltagskultur und die Mentalität seiner Benutzer. »Geschmackswandel« und »Möbelsprache« sind denn auch die grundlegenden Aufsätze Albrecht Bedals überschrieben. Abgeräumt werden hier manche liebgewordenen Vorstellungen über »Bauernmöbel« und gar »Bauernmöbel aus Hohenlohe«. Das typische »Hohenloher Möbel« haben die Fachleute des Hohenloher Freilandmuseums nicht gefunden, ein regionaler, auf die Landschaft bezogener Möbelbau ist für Hohenlohe nicht nachzuweisen. Auch die charakteristische Bemalung der Möbel aus dem Rössler-Umkreis folgt nicht aus einer angeblichen Eigenart »des Hohenlohers«, sondern aus den Produktionsbedingungen einer Werkstatt. Wie stark zeitgebundene Wohnverhältnisse und Schönheitsvorstellungen die Möbelproduktion bestimmt und das einzelne Möbelstück, solange es gebraucht und genutzt wurde, verändert haben, zeigt eindrucksvoll der Aufsatz von Joachim Hennze »Mehrfarbig, einfarbig, bunt – Aspekte ländlichen Wohnens und gewandelter Möbelvorstellungen von 1850 bis heute«. Die wechselvolle Geschichte eines bemalten Bauernschranks hat mit detektivischer Akribie Karl-Heinz Wüstner erkundet. Wie sorgfältig und respektvoll heute ein Restaurator mit alten Möbeln umzugehen hat, zeigt Ernst Stock in seinem Beitrag; haben doch naive, an einem romantisierenden Schönheitsideal orientierte Restauratoren und Hobbykünstler alte Möbel in ihrer Substanz zerstört. In den acht Aufsätzen des Katalogbuches, die das Schicksal der alten Möbel von ihrer Herstellung bis zu ihrer Sicherung im Museumsdepot erkunden, findet man dafür zahlreiche beklagenswerte Beispiele. An die Aufsätze schließt sich die Präsentation der ausgestellten Möbel in 38 Katalognummern an. Jedes Stück ist ausführlich beschrieben und als Ganzes farbig abgebildet. Außerdem findet man Konstruktionszeichnungen und Farbabbildungen charakteristischer Details. Die Qualität der Farbtafeln ist hervorragend; hier wurde nicht gespart. Das kann man leider von der unzulänglichen Bindung des Buches nicht sagen. Man wünscht der verdienstvollen Veröffentlichung des Hohenloher Freilandmuseums viele Leser, die das Katalogbuch nicht nur durchblättern, sondern gründlich lesen und zu Rate ziehen.

E. Göpfert

Die Comburg. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert / hrsg. von Elisabeth Schraut. — Sigmaringen: Thorbecke, 1989. — 280 S.: zahlr. Ill., 12 Farbtaf. (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall; Bd. 3)

Die in unserem Jahrbuch 1990 veröffentlichte Besprechung des Katalogbuchs der aus Anlaß des 900jährigen Weihejubiläums der Klosterkirche auf der Comburg veranstalteten großen Ausstellung, die landesweit Beachtung gefunden hat, bedarf eines Nachtrags. Der Rezensent »vermißt sehr schmerzlich« die Einbeziehung der archäologischen Untersuchungen, die in den Jahren 1965 bis 1971 auf der Comburg durchgeführt wurden. Auch die Herausgeberin

hat dieses Problem gesehen. Sie schreibt in ihrer Einleitung: »Trotz der umfassenden neuen Erkenntnisse, die im Zuge der Ausstellungsvorbereitungen gewonnen wurden und im Ausstellungskatalog dokumentiert sind, bleiben dennoch Desiderate für die zukünftige Forschung übrig. Dazu zählen neben einer weiteren Erforschung der Bauten des 18. Jahrhunderts vor allem die seit den sechziger Jahren angekündigte, aber nie erschienene Dokumentation der Grabungen im Zuge der Renovierung der Comburg. Wenn hier nicht bald etwas geschieht, sind die damaligen Anstrengungen über weite Teile vergeblich gewesen.« Dem kann man nur zustimmen. Nach Auskunft des zuständigen Konservators des Landesdenkmalamtes ist wegen der nach heutigen Kriterien unzureichenden Dokumentation der Grabung niemand außer den Ausgräbern mehr in der Lage, die Funde auszuwerten. Soweit diese im Besitz des Landesdenkmalamtes sind, wurden die wichtigsten in der Ausstellung gezeigt. Daß Funde, die ins württembergische Landesmuseum gelangt sind, trotz eines Ausleihe-Ersuchens nicht zur Verfügung standen, hat das Hällisch-Fränkische Museum nicht zu verantworten. Niemand bezweifelt, daß die Bearbeitung der Comburgfunde interessante Ergebnisse bringen wird, nur sollte man uns nicht mehr allzulange darauf warten lassen. – Nicht mehr warten müssen wir auf das, was namhafte Autoren über das schon Bekannte hinaus über Geschichte und Kunst der Comburg zu berichten wissen. Wir können es im Katalogbuch lesen. Stand bisher nicht zuletzt Dank der Veröffentlichungen von Rainer Jooß und Fritz Arens, die mittelalterliche Geschichte des Klosters Comburg im Mittelpunkt des Interesses, so lenkte die Ausstellung ganz bewußt den Blick auf die weithin unerforschte Geschichte des Chorherrenstifts und, hier liegt das besondere Verdienst der Herausgeberin und Autorin Elisabeth Schraut, auf die Geschichte der Comburg nach ihrer Säkularisation. So wichtig Frühgeschichte und Mittelalter sind, näher liegen uns das 19. und 20. Jahrhundert. Die Wandlungen einer Institution vom mittelalterlichen Kloster über das feudale Versorgungsinstitut des fränkischen Adels zum Altersheim für invalide Soldaten des Königreichs Württemberg zur liberal-progressiven Heimvolksschule für Arbeiter in den Jahren der Weimarer Republik, die dann von den Nazis gleichgeschaltet und in ihrem Sinn unperfunktioniert wurde, das sind Themen, die man bisher in Büchern und Aufsätzen über die Comburg nicht erwartet hat und die über antiquarisches, ästhetisches Interesse weit hinaus führen. Das Comburg-Klischee – Radleuchter, Antependium, Sechseckkapelle – aufgebrochen, Unbeachtetes in den Blick genommen, Unbekanntes, Verschüttetes und Verdrängtes überhaupt entdeckt zu haben, das ist eine Leistung, die man nicht hoch genug einschätzen kann. Wir betrachten jetzt mit dem Wissen, welche Rolle die Comburg in der Weimarer Republik, im Dritten Reich und in der unmittelbaren Nachkriegszeit gespielt hat, die großartige Anlage mit anderen Augen. Der historische Blick erfaßt neue Schichten und Dimensionen. Wege in neues Forschungsgelände sind gebahnt, Anstöße und Anregungen gegeben: Das ist es, was eine historische Ausstellung leisten soll.

E. Göpfert

14. Weitere Buchzugänge

Alte Bauten neu genutzt [initiiert u. erarb. vom Schwäbischen Heimatbund]. Mit Beitr. von Peter Anstett [u. a.]. – Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1981. – 191 S.: zahlr. Ill. (Veröffentl. d. Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen Stuttgart; Nr. 133)

Das archäologische Jahr in Bayern 1984 / hrsg. vom bay. Landesamt f. Denkmalpflege u. von d. Gesellschaft f. Archäologie in Bayern. – Stuttgart: Theiss, 1985. – 191 S.: Ill.

Beiträge zur Geschichte des Regnum Francorum. Referate b. Wissenschaftl. Colloquium zum 75. Geburtstag von Eugen Ewig am 28. 5. 1988 / hrsg. von Rudolf Schieffer. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 172 S. (Beihefte der Francia; Bd. 22)

1200 Jahre Nagold / hrsg. von d. Stadt Nagold. Red.: Stefan Ackermann. – Konstanz: Siedler, 1985. – 300 S.: zahlr. Ill.

Erinnern, Bedenken, Lernen. Das Schicksal von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen zwischen Hochrhein und Bodensee in den Jahren 1933 bis 1945 / hrsg. von Alfred G. Frei; Jens Runge. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 266 S.: III.

Fundberichte aus Baden-Württemberg; Bd. 4 / hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. – Stuttgart: Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, 1979. – 452 S.: III.

Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter / hrsg. von Hans Patze. – Sigmaringen: Thorbecke, 1987. – 887 S. (Vorträge und Forschungen; Bd. 31)

Die Handschriften des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. – Wiesbaden: Harrassowitz (Kataloge d. Germanischen Nationalmuseums Nürnberg). – 2. Bd. 2. Tl.: Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften / beschr. von Hardo Hilg. – 1986. – 200 S. – 5. Bd. 1. Tl.: Die Stammbücher / beschr. von Lotte Kurras. – 1988. – 276 S.

Manfred Hettling: Reform ohne Revolution. Bürgertum, Bürokratie und kommunale Selbstverwaltung in Württemberg von 1800 bis 1850. – Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1990. – 320 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 86)

Hermann Hommel: Satteldorf. Ortschronik. Eine umfassende Darstellung der Satteldorfer Ortsgeschichte / hrsg. von der Gemeinde Satteldorf. – Crailsheim: Hohenloher Druck- u. Verlagshaus, 1989. – 381 S.: III.

Peter Kehm: Vorübergehend lebenslänglich... Ganz persönliche Erinnerungen aus 40 Rundfunkjahren und einigen davor. – Stuttgart: Kohlhammer, 1990. – 248 S. (Lebendige Vergangenheit; Bd. 14)

Bärbel Kern; Horst Kern: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. – München: Beck, 1988. – 211 S.: zahlr. III.

Ernst Klee: »Euthanasie« im NS-Staat. Die »Vernichtung lebensunwerten Lebens«. – Frankfurt: Fischer, 1983. – 502 S.

Hans-Joachim König; Hans Leipersberger: Heimatbuch Jagstheim. – Crailsheim: Hohenloher Druck- u. Verlagshaus, 1990. – 511 S.: zahlr. III.

Hans Koepf; Ulmer Profanbauten. Ein Bildinventar. – Ulm; Stuttgart: Kohlhammer, 1982. – 175 S.: III. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm: Reihe Dokumentation; Bd. 4)

Konservierte Geschichte? Antike Bauten und ihre Erhaltung / hrsg. f. d. Stadt Kempten von Günter Ulbert u. Gerhard Weber. – Stuttgart: Theiss, 1985. – 335 S.: zahlr. III.

Egil Pastor: Zur Geschichte von Nachricht und Zeitung. Festansprache anl. d. 200jähr. Bestehens des Haller Tagblatts [1988]. Mit III. von George Finley. – Schwäbisch Hall: Haller Tagblatt, 1989. – 43 S.: III.

Werner Pikulski: Luschdichi Hoaloer G'schichdlich und Gedichdlich aus dem Land zwischen Kocher, Jagst und Tauber. Zeichn. von Werner Tröltzsch. – Gerabronn; Crailsheim: Hohenloher Druck- u. Verlagshaus, 1989. – 112 S.: zahlr. III.

Claus Oeftinger; Eberhard Wagner: Der Rosenstein bei Heubach. – Stuttgart: Theiss, 1985. – 126 S.: III., Beil. 1 Kt. (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg: 10)

David Warren Sabeau: Das zweischneidige Schwert. Herrschaft und Widerspruch im Württemberg der frühen Neuzeit. Übers. von Brigitte Luchesi. – Frankfurt: Suhrkamp, 1990. – 274 S. (Suhrkamp Taschenbuch, Wissenschaft; 888)

Walter Stettner: Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Mit e. Beitr. von Jürgen Scheff. – Sigmaringen: Thorbecke, 1986. – 606 S.: III.

Stadt, Kultur, Natur. Chancen zukünftiger Lebensgestaltung / hrsg. von Rudolf Wildemann. – Baden-Baden: Nomos, 1989. – 662 S.

Erwin Strasser: Tausend Worte Hohenlohisch. Mit Schimpffnamen-Sammlung. Zeichn. von Gerwin Hodel. – Bergatreute: Eppe, 1988. – 100 S.: III.

Hansmartin Ungericht: Der alte Friedhof in Ulm. Bestattungsriten, Planungen und Grabmale. – Ulm; Stuttgart: Kohlhammer i. Komm., 1980. – 267 S.: III. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm: Reihe Dokumentation; Bd. 3)

Urgeschichte in Baden-Württemberg / hrsg. von Hans-Jürgen Müller-Beck. Unt. Mitarb. von Gerd Albrecht [u. a.]. – Stuttgart: Theiss, 1983. – 545 S.: zahlr. III.

- Vergleichende geschichtliche Städteforschung. Annotierte Gesamtbibliographie 1976–1988. Sonderforschungsbereich 164. – Münster: Westfäl. Universität, 1989. – VII, 242 S.
- Susanne Wetterich: Davids Stern an Rhein und Neckar. Ausflüge auf den Spuren jüdischen Lebens in Baden-Württemberg. – Stuttgart: Silberburg, 1990. – 263 S.
- Susanne Wetterich: Romanik. Kultur und Radtouren in Baden-Württemberg. – Stuttgart: Silberburg, 1990. – 160 S.: zahlr. Ill., 1 Kt.
- Anita Wiedenau: Katalog der romanischen Wohnbauten in westdeutschen Städten und Siedlungen (ohne Goslar und Regensburg). – Tübingen: Wasmuth, 1983. – 356 S.: Ill. (Das deutsche Bürgerhaus; Bd. 34)

Verfasser und Herausgeber der besprochenen und angezeigten Werke

- Ackermann, Manfred 326
Ammann, Gert 304
Antonow, Alexander 313
Arnold, Udo 309, 327
Aßmus, Friederike 315
Bannasch, Hermann 312
Bedal, Albrecht 329
Benz, Wolfgang 299
Beutter, Herta 329
Bizer, Christoph 312
Borst, Otto 307
Bosl, Karl 322
Bott, Gerhard 327
Brecht, Martin 302, 319
Brusniak, Friedhelm 317
Bumiller, Casimir 310
Dinzelbacher, Peter 300, 309
Eha, Thomas 316
Ehmer, Hermann 321
Engelhardt, Ulrich 311
Feinäugle, Norbert 316
Feller, Ilse 308
Friedrich-Keitel, Uta 325
Fritz, Eberhard 308
Fritz, Gerhard 324
Gemeinhardt, Heinz Alfred 324
Gidal, Nachum T. 305
Götz, Rolf 312
Gräter, Carlheinz 304
Graml, Hermann 299
Hampele, Walter 316, 323
Hartmann, Helmut 303
Haug, Gunter 308
Heiligmann, Jörg 306
Henneze, Joachim 328
Hermann, Axel 304
Hermann, Klaus 311
Hertkorn, Anne-Barbara 303
Kapfmann, Gerhard 310
Keitel, Rainer 325
Köber-Grohne, Udelgard 308
Krimm, Konrad 299
Krimm, Stefan 310
Lampl, Sixtus 315
Langewiesche, Dieter 302
Lenz, Hermann 318
Leuchtmann, Horst 317
Massenbach, Eveline v. 320
Mattern, Hans 323
Mehl, Heinrich 314
Michels, Norbert 326
Mikkers, Edmund 303
Militzer, Klaus 303, 309
Moritz, Rainer 318, 319
Planck, Dieter 306
Röhl, John C. G. 301
Roser, Hans 302
Sauer, Paul 321
Schadek, Hans 299
Schraut, Elisabeth 329, 330
Siebenmorgen, Harald 314
Sitter, Bettina 315
Staudacher, Wilhelm 319
Ströbele, Werner 324
Sydow, Jürgen 303
Uhland, Robert 320
Wienand, Adam 304
Wolff, Reinhard 323

**Aus der Arbeit
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
im Jahr 1990**

1. Mitglieder

Die Zahl der Vereinsmitglieder hat 1990 erneut zugenommen.

Am 1. Januar 1990 hatte der Verein

1 174 Mitglieder.

Durch Tod und Austritt sind ausgeschieden

36 Mitglieder.

Neu eingetreten sind

61 Mitglieder.

am 31. Dezember 1990 hatte der Verein

1 199 Mitglieder.

2. Organe

In den Ausschuß wurden neu aufgenommen Herr Stadtarchivar Stefan Kraut aus Künzelsau-Morsbach und Herr Oberarchivrat Dr. Volker Rödel aus Wertheim.

Der gesamte Ausschuß wurde in der Jahreshauptversammlung am 5. Mai 1990 in Bad Mergentheim neu gewählt. Er umfaßt folgende Mitglieder:

Stadtoberarchivrat Manfred Akermann, Stadtarchiv, 7170 Schwäbisch Hall

Dipl.-Ing. Albrecht Bedal, Hohenloher Freilandmuseum, 7170 Schwäbisch Hall-Wackershofen

Dr. Konrad Betz, Facharzt für Nervenkrankheiten, Obere Herrngasse 17, 7170 Schwäbisch Hall

Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Stadtarchiv, 7170 Schwäbisch Hall

Apotheker Dr. Ernst Breit sen., Im Vorderen Gewann 10, 7170 Schwäbisch Hall

Bürgermeister Wilfried Brückner, Stadtverwaltung, 7170 Schwäbisch Hall

Konrektor Horst Clauß, Keltenring 52, 7173 Mainhardt

Rechtsanwalt Ernst Conrad, Neue Straße 23, 7170 Schwäbisch Hall

Oberlehrer a. D. Werner Martin Dienel, Im Schmiedberg 17, 7184 Kirchberg-Lendsiedel

Studienrat Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, 7157 Murrhardt

Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Konradweg 4, 7170 Schwäbisch Hall

Sattlermeister Friedrich Gräter, Mauerstraße 21, 7170 Schwäbisch Hall

Kreisarchivar Rainer Gross, Hohenlohe-Zentralarchiv, Schloß, 7113 Neuenstein

Oberstudienrat Dr. Hans Hagdorn, Schloßstraße 11, 7118 Ingelfingen

Oberstudiendirektor a. D. Walter Hampele, A. d. Galgenberg 7, 7170 Schwäbisch Hall

Bankdirektor a. D. Richard Hirsch, Hübscher Weg 9, 7170 Schwäbisch Hall

Dipl.-Ing. Wilhelm Hoffmann, Pfitzer Weg 2/2, 7170 Schwäbisch Hall

Gisela Joos, Linderthalde 24, 7157 Murrhardt

Pfarrer i. R. Hans-Joachim König, An den Hecken 35, 7180 Crailsheim

Bürgermeister a. D. Hans König, Prescherstraße 43, 7160 Gaildorf

Oberbaurat i. R. Paul Körner, Auf dem Klingenberg 24, 7170 Schwäbisch Hall

Stadtarchivar Stefan Kraut M. A., Vollmertstraße 1, 7118 Künzelsau-Morsbach

Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Grabenweg 3, 7118 Ingelfingen

Oberarchivrat Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hohenlohe-Zentralarchiv, 7113 Neuenstein

Kreisoberarchivrat Dr. Hans Peter Müller, Kreisarchiv, 7170 Schwäbisch Hall

Ursula Pfeiffer, Stadtarchiv, 7170 Schwäbisch Hall

Oberarchivrat Dr. Volker Rödel, Staatsarchiv, Mühlenstraße 26, 6980 Wertheim

Ltd. Regierungsdirektor Albert Rothmund, Landratsamt, 7170 Schwäbisch Hall

Bankkaufmann Kurt Rück, Teurerweg 71, 7170 Schwäbisch Hall

Studiendirektor Werner Schenk, Zeppelinstraße 6, 7110 Öhringen
 Elisabeth Schraut, M. A., Hällisch-Fränkisches Museum, 7170 Schwäbisch Hall
 Museumsleiter Dr. Harald Siebenmorgen, Hällisch-Fränkisches Museum, 7170 Schwäbisch Hall

Archivdirektor Dr. Gerhard Taddey, Landesarchivdirektion, 7000 Stuttgart

Amtsrat Wolfgang Weirether, Landratsamt, 7170 Schwäbisch Hall

Studienrat Dr. Otto Windmüller, Kernerstraße 29, 7170 Schwäbisch Hall

Pfarrer i. R. Martin Wissner, Eichholzweg 27, 7183 Langenburg

Der Ausschuß des Vereins traf sich im April und im Dezember zu je einer Sitzung, in denen über maßgebliche Angelegenheiten des Vereines entschieden wurde.

Der Vereinsvorstand führte 32 Besprechungen zur Beratung von Vereinsangelegenheiten durch.

3. Persönliches

Am 22. Mai 1990 wurde dem Ausschußmitglied Pfarrer i. R. Hans-Joachim König für seine landesgeschichtlichen Forschungen das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Dr. Wunder-Preis für Geschichte

Am 17. Juni 1990 wurde der von Franz Freiherr Schenk von Stauffenberg gestiftete Dr. Wunder-Preis an Monika Martin und Andreas Deutsch, beide Schüler des Gymnasiums St. Michael in Schwäbisch Hall, verliehen.

4. Schrifttum

Zur Jahreshauptversammlung am 4. Mai 1990 wurde der 74. Band des Jahrbuches »Württembergisch Franken« der Öffentlichkeit vorgestellt. Wie schon in den Vorjahren wurde auch dieser Band mit einem farbigen Schutzumschlag versehen. Mit dem Jahrbuch erhielten die Vereinsmitglieder gleichzeitig ein Büchlein mit Regesten aus Würzburger Urkunden von Paul A. Veith ausgehändigt.

Am 8. März 1990 wurde in Murrhardt das Buch »Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit« von Gerhard Fritz vorgestellt. Es ist der Band Nr. 34 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«.

Am 11. Juni 1990 übergab Verleger Dr. Bensch vom Thorbecke-Verlag das Buch »Die Haller Landheg – Ihr Verlauf und ihre Reste« von Hans Mattern und Reinhold Wolf. Das Werk trägt die Nr. 35 der wissenschaftlichen Buchreihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«.

Aus der Schriftenreihe »Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken« wurden am 5. November 1990 Band 3 »Neues aus alten Zeitungen« von Philippe Alexandre und Egil Pastor und am 30. November 1990 Band 1 »Rieden im Rosengarten 1290–1990« vorgestellt.

An Sonderdrucken aus dem Jahrbuch 1990 wurden »Musikschaffen und Musikpflege im baden-württembergischen Franken« sowie »J. P. Ludwigs Lobrede auf die Reichsstadt Schwäbisch Hall und die Schulrhetorik des siebzehnten Jahrhunderts« von Walther Ludwig herausgegeben.

Die geplante Notenreihe »Meisterwerke fränkisch-schwäbischer Tonkunst« mußte auf das Jahr 1991 zurückgestellt werden. Die Verhandlungen um die Finanzierung eines auf zwei Jahre angelegten Forschungsprojektes zur Erfassung und Katalogisierung sowie Bearbeitung von Notenveröffentlichungen von Komponisten, die im baden-württembergischen Franken entweder geboren sind oder dort gewirkt haben, sind noch im Gange.

5. Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung fand am 4. Mai 1990 in Bad Mergentheim statt. Leitender Archivdirektor Dr. Seiler, Ludwigsburg, sprach zum Thema »Der deutsche Orden als Stadther in Reich. Das Beispiel Mergentheim.« Dr. Fritz Ulshöfer führte anschließend durch das Deutschordensmuseum.

6. Vortragsveranstaltungen in Schwäbisch Hall

2. Februar 1990: Dr. Hans-Peter Müller, Schwäbisch Hall: »Friedrich Hartmann aus Schwäbisch Hall-Wackershofen (1841–1901) – Landtags- und Reichstagsabgeordneter«.
2. März 1990: Manfred Akermann, Schwäbisch Hall: »Staufer in Italien«.
3. Oktober 1990: Norbert Eckert, Bad Mergentheim: »Farbiges Fachwerk – Erfahrungsbericht eines Restaurators in Württembergisch Franken« (mit Lichtbildern).
7. November 1990: Elisabeth Schraut M. A., Schwäbisch Hall: »Zur Badekur nach Hall ... Solbad und Fremdenverkehr 1890–1960« (mit Lichtbildern).
5. Dezember 1990: Manfred Akermann, Schwäbisch Hall: »Weihnachtskrippen der Barockzeit« (mit Lichtbildern).

7. Exkursionen

18. Februar 1990: Ganztagesfahrt zu ausgewählten Punkten der Haller Landheg: Sittenhardt, Sanzenbacher Landturm – Heg an der Straße Steigenhaus/Hülbenbachtalstraße – »Stainin Wachthaus« am Hülbenbach – Egelsee/Maibach – Michelfelder Landturm, Übrigshäuser Landturm – Überhauhölzle – Hörlebacher Landturm – Stumpfholz Großallmerspann.
10. März 1990: Wanderungen an der Landheg bei Kupfer, Übrigshäuser, Eschental und Braunsbach: Kupfermoor – Überhauhölzle – Übrigshäuser Landturm – Eschentaler Bach – Kochertal bei Burgstelle Enningen, Dörrhof.
24. März 1990: Wanderungen an der Landheg bei Orlach, Niedersteinach und Ilshofen: Frankenholz – Kindlesholz – Hörlebacher Landturm – Stumpfholz Großallmerspann.
31. März 1990: Wanderungen an der Landheg bei Michelfeld und Gnadental: Michelfelder Landturm, Gleitstein, Heg – Forsthaus/Einmündung innere Heg – Baierbach (Hohlwege und Heg am Geißberg und bei Schöpferg) – Rinnen/Elsenhau.
11. November 1990: Wanderungen an der Landheg im Raum Sittenhardt, Bubenorbis: Sittenhardt, Sanzenbacher Landturm – unterhalb Steigenhaus – Heg an der Straße Steigenhaus/Hülbenbachtalstraße – Kornberger Riegel, Eselsklinge – Stainin Wachthaus am Hülbenbach – Limesparallelstrecke – Goldmahd – Heg im Heidelbeerwald – Maibach/Sommerhof – Hegenhäule.

Die vorstehenden Wanderungen wurden von den Verfassern des Buches »Die Haller Landheg« Dr. Hans Mattern und Reinhard Wolf geleitet.

- 7./8. Juli 1990: Zweitägige Fahrt ins nördliche Elsaß unter Führung von Studienrat a. D. Haug, Esslingen, nach Sufflenheim – Hagenau – Oberbronn – Zinsweiler – Erkartweiler – Sparsbach – Weinburg – Neuweiler – Buchsweiler – Weißenburg – Hohenstein – Burg Fleckenstein – Burg Wasigenstein – Burg Windstein.

6. Oktober 1990: Fahrt zum neu eröffneten »Landesmuseum für Technik und Arbeit« sowie zur Besichtigung des »Reiß-Museums« in Mannheim.

8. Arbeitskreis Archäologische Denkmalpflege

Der von Konrektor Horst Clauß, Mainhardt, geleitete Arbeitskreis »Archäologische Denkmalpflege« führte 1990 folgende Veranstaltungen durch:

26. April 1990: Dr. Rüdiger Krause, Stuttgart: Bericht über die ersten Grabungsergebnisse von Jagsthausen und über neue Aspekte der provinzial-römischen Siedlungsforschung.
18. Mai 1990: »Vellberg in Geschichte und Gegenwart«. Gang durch Vellberg mit Besichtigung des dortigen Natur- und Heimatmuseums unter Leitung von Hermann Künstner, Vellberg.
22. Juni 1990: Richard Seber, Ingelfingen: »Ingelfingen – Eine Siedlung auf Kalktuff«, Darstellung eines Überblicks über die Siedlungsgeschichte im mittleren Kochertal.
11. Juli 1990: Führung durch die geologische Abteilung des Hällisch-Fränkischen Museums in Schwäbisch Hall durch Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen.
8. September 1990: Besichtigung der Burg Krautheim unter Führung des Vorsitzenden der Deutschen Burgenvereinigung Günter Klein, Braunsbach.
7. Oktober 1990: Günter Stachel, Langenburg-Unterregenbach: »Stöckenburg – Bielriet – Klingenfels. Zur Entwicklung der Burgen vom frühen bis zum hohen Mittelalter in unserem Raum«.
10. November 1990: Besuch der Restaurierungswerkstätten des Landesdenkmalamtes in Schwäbisch Gmünd unter Leitung von Herrn Blumer. Anschließend Einführung in die Luftbildarchäologie durch Herrn Braasch.
8. Dezember 1990: »Der Keltenfürst von Hochdorf«. Führung durch die Ausstellung im Landesmuseum.

9. Arbeitskreis Mühlenkunde

10. November 1990: Arbeitsgespräch in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg zu Fragen der Erstellung eines Mühlenatlases.

10. Ortsverband Murrhardt

10. Mai 1990: Hans-Dieter Bienert, Murrhardt: »Mumien – Ägyptens lebende Tote«.
20. Juni 1990: Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt: »Zum 1150. Todestag Kaiser Ludwigs des Frommen – Der Kaiser, Walterich und Murrhardt«.
3. und 16. August 1990: Stadtführungen durch Murrhardt unter Leitung von Dr. Rolf Schweizer.
15. Oktober 1990: Ulrike Plate, Stuttgart: »Die Ausgrabungen im Murrhardter Kloster im Sommer 1989«.

11. Ingelfinger Geschichtsfreunde

8. Januar 1990: Arbeitskreis »Hermann Lenz – Literarische und historische Aspekte der Werke des Schriftstellers«.
16. März 1990: Dr. Theo Simon, Fichtenberg: »Das Ingelfinger Mineralwasser«.
19. Mai 1990: Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen: »Geologie und Landschaft von Schwäbisch Hall und Umgebung«.
20. Mai 1990: Richard Seber, Ingelfingen: »Ingelfingen vor 200 Jahren« – Eine Führung durch die Mariannen-Vorstadt.

30. Juni 1990: Geologisch-historische Exkursion von Ingelfingen nach Niedernhall unter Führung von Dr. Hans Hagdorn und Richard Seber, Ingelfingen.
12. März, 9. April und 7. Mai 1990: »Gespräche über Hermann Lenz« unter Leitung von Peter Kovacs und Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen.
22. September 1990: Exkursion zu dem Geo-Pfad Schwäbisch Hall unter Leitung von Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen.
12. November 1990: Rainer Gross, Neuenstein: »Ingelfingen in der Zeit des Grafen Wolfgang von Hohenlohe«.

12. Gemeinschaftsveranstaltungen mit dem Crailsheimer Historischen Verein und der Volkshochschule Crailsheim

19. März 1990: Hermann Meyer, Dinkelsbühl: »Streifzug durch die Geschichte von Dinkelsbühl« (mit Lichtbildern).
25. März 1990: Fahrt nach Dinkelsbühl mit Stadtführung unter Leitung von Hermann Meyer, Dinkelsbühl.
8. Oktober 1990: Dr. Susanne Arnold, Stuttgart: »Die Wiederentdeckung des Crailsheimer Spitalbades«.
5. November 1990: Iris Fritsche, Stuttgart: »Baugeschichte der Burg Amlishagen«.

13. Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau

20. März 1990: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein: »Das Archiv-Gedächtnis unserer Gesellschaft«. Vortrag und Führung im Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein.
26. April 1990: Dr. Gustav Schöck, Stuttgart: »Häuser und Landschaften in Baden-Württemberg« (mit Lichtbildern).
19. Mai 1990: Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen: »Geologie und Landschaft von Schwäbisch Hall und Umgebung« – Besuch des Hällisch-Fränkischen Museums in Schwäbisch Hall und geologische Wanderung zum Einkorn.
7. Juli 1990: »800 Jahre Deutscher Orden« – Fahrt zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg.
13. September 1990: Wilhelm Hägele, Künzelsau: »Das Künzelsauer Heimatmuseum. Wie lebten und arbeiteten unsere Vorfahren?«
24. September 1990: Dr. Norbert Bongartz, Stuttgart: »Sind Denkmäler noch sprechende Zeugnisse? Zur Kulturdenkmal-Landschaft in Künzelsau« (mit Lichtbildern).
15. November 1990: Felicitas Franz, Künzelsau: »Die Apotheke, ein Stück Künzelsauer Geschichte. Vom ersten Künzelsauer Apothekenrecht bis zur Gegenwart«.
6. Dezember 1990: Manfred Akermann, Schwäbisch Hall: »Kirchenbauten im Hohenlohekreis« (mit Lichtbildern).

Arbeitskreis Heimat und Geschichte

In Künzelsau wurde für Leute, die Lust haben, die Vergangenheit ihrer Heimat zu erforschen, ein Arbeitskreis »Heimat und Geschichte« gebildet. Die Teilnehmer des Arbeitskreises sollen in vierteljährlichen Veranstaltungen unter Leitung von Stefan Kraut, Stadtar-

chiv Künzelsau, in die Arbeitsweise der Geschichtsforschung und in historische Themen eingeführt werden.

14. *Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Öhringen*

1. April 1990: »Öhringen im 19. Jahrhundert« – Stadtführung unter Leitung von Werner Schenk, Öhringen.
26. April, 3. und 10. Mai 1990: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein: »Hohenlohische Stadtgeschichte im alten Reich« – Quellen zur Öhringer Stadtgeschichte im 18. Jahrhundert.
17. Mai 1990: Führung durch das Hohenlohische Zentralarchiv Neuenstein unter Leitung von Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein.
24. Juni 1990: Exkursion ins Madonnen-Ländle (Külsheim – Stahlberg – Grünsfeldhausen) unter Leitung von Forstdirektor i. R. Friedrich Hohensee, Untersteinbach.
9. Oktober 1990: Führung durch das Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein unter Leitung von Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein.
21. Oktober 1990: Führung im Öhringer Friedhof als Stätte heimatgeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Erinnerung unter Leitung von Werner Schenk und Karl Mögerle, Öhringen.
- 13., 20. und 27. November 1990: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein: »Hohenlohische Stadtgeschichte im alten Reich. Fragen zur Stadtgeschichte Öhringens anhand von Originaldokumenten«.
5. Dezember 1990: Dr. Hans-Peter Müller, Schwäbisch Hall: »Ein Hohenloher Reichstags- und Landtagsabgeordneter: Friedrich Hartmann (1841–1901)«.

15. *Hällisch-Fränkisches Museum*

Am 1. September 1990 konnte der lange erwartete zweite Schausamlungsabschnitt des Hällisch-Fränkischen Museums eröffnet werden. Auf zusätzlichen 1200 qm Ausstellungsfläche in 14 Räumen, dem zentralen Treppenhaus und dem Außenhof vor dem Keckenturm können nun nach neuem Konzept die Sammlungsbestände vom 16. bis zum 19. Jahrhundert wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Dabei dient das Treppenhaus des Keckenturms, das die acht Geschosse dieses mittelalterlichen adeligen Wohnturmes miteinander verbindet (und aus verständlichen denkmalpflegerischen Gründen, aber zum Bedauern der Besucher nicht um einen Fahrstuhl ergänzt werden konnte) als Zeitachse, die die Exponate zu allgemeinen historischen Ereignissen vom Bauernkrieg bis zur Französischen Revolution präsentiert. Innerhalb des didaktischen Darstellungskonzepts sind dazu in der zugehörigen chronologischen Abfolge stadt- und kulturgeschichtliche Räume zur Reformation, zur Zeit Leonhard Kerns und zur Haller Gesellschaft der Barockzeit einschließlich einer umfangreichen Präsentation des älteren, bis zum Jahr 1800 reichenden Bestandes der Schützenscheibensammlung entstanden. Eine bislang letzte Abteilung insbesondere in den beiden Dachgeschossen des Keckenturms beschäftigt sich unter dem Stichwort »Stadt und Umland« mit den Territorien der Hohenloher Fürstentümer und der ländlichen Kultur des württembergisch-fränkischen Raumes, die reich im Altbestand der Sammlungen bis hin zu bedeutenden Zeugnissen der Untermünkheimer Schreinerfamilie Rößler vertreten ist. Auch die Besonderheit des Haller Museumskonzepts, in historische Themenbereiche Werke zeitgenössischer Kunst mit inhaltlichem oder künstlerischem Bezug einzubeziehen, konnte mit Arbeiten von Wolfgang Bier, Thomas Lenk, Ian Hamilton Finlay, Marion Reuter und Arthur Müller fortgesetzt werden. Das landesweite Interesse, das das Ausbaukonzept des Hällisch-Fränkischen Museums findet, zeigte sich auch in Informationsbesuchen verschiede-

dener Landtagsgremien sowie von Oberbürgermeistern und Gemeinderatskollegien u. a. aus Konstanz, Ravensburg und Biberach.

Mit zahlreichen Veranstaltungen im Rahmen eines zweitägigen Museumsfestes konnte der zweite Schausamlungsabschnitt der Öffentlichkeit in Anwesenheit des baden-württembergischen Ministers für Wissenschaft und Kunst, Prof. Dr. Helmut Engler, übergeben werden. Minister Engler überreichte dabei dem Museum als neue Dauerleihgabe des Landes einen silbervergoldeten Humpen mit einer geschnitzten Elfenbeinwandung aus der Kern-Werkstatt. Mit zwei langfristigen Leihgaben, die das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart großzügig zur Verfügung stellte, konnte der Bestand an Werken Leonhard Kerns (1588–1662), dem bedeutendsten je in Hall ansässigen Künstler, im Museum weiter vermehrt werden, so daß mit 12 Arbeiten von ihm und seiner Werkstatt ein gewichtiger Raum für sein Leben und Schaffen eingerichtet werden konnte. Auch in den anderen neuen Schausamlungsräumen konnten zahlreiche Neuerwerbungen und im 1985 geschlossenen »Keckenburgmuseum« nicht ausgestellte Werke erstmals präsentiert werden. Eine große Anzahl der nun wieder gezeigten Sammlungsobjekte wurde zudem im Vorfeld der Neueröffnung durch eine Vielzahl spezialisierter Restaurierungswerkstätten konservatorisch in einen ausstellungsfähigen Zustand gebracht.

Stand die Arbeit im Museum bis zum Eröffnungstermin weitgehend im Zeichen dieser strapaziösen umfänglichen Arbeiten, ging gleichzeitig auch der intensive Ausstellungsbetrieb im Museum sowie auch in der »Städtischen Galerie am Markt« weiter. Nach Schluß der museumspädagogischen Ausstellung »Felix strickt und Katrin klick« am 14. 1. 1990 zeigte das Museum anschließend eine umfangreiche Retrospektive des in Fichtenau (Lkr. Schwäbisch Hall) ansässigen Bildhauers Wolfgang Bier (geb. 1944), die vorher – aufgrund der Verleihung des Darmstädter Kunstpreises – auf der Mathildenhöhe in Darmstadt gezeigt worden war. Die Ausstellung, die von einem umfangreichen Katalog begleitet war, wurde gemeinsam mit dem Hohenloher Kunstverein veranstaltet und von Lesungen und Theateraufführungen zu Franz Kafka, mit dessen Werk sich Bier intensiv beschäftigte, begleitet.

Vom 9. Mai bis 10. Juni war die eindrucksvolle Untersuchung des Gemäldes »Bildnis der Magd Katrine« der Schöntaler Malerin Marie Sieger zu sehen. Zwei Studentinnen der Kunstgeschichte, Friederike ABmus und Bettina Sitter, hatten im Rahmen eines Museumspraktikums diese nach biografischen, kunst- und sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten zusammengestellte Dokumentation des um 1914 entstandenen und 1986 vom »Historischen Verein für Württembergisch Franken« erworbenen Bildes erarbeitet. Auch hierzu erschien eine von den beiden Autorinnen verfaßte Begleitbroschüre.

Am 16. Juni eröffnete das Museum die von Herrn Dr. Norbert Michels konzipierte Ausstellung »Ansichten aus Hohenlohe. Graphiken aus vier Jahrhunderten«. Sie zeigte Veduten aus dem Raum Hohenlohe, die weitgehend aus dem Besitz des Historischen Vereins stammten und durch auswärtige Leihgaben ergänzt wurden. Der umfangreiche Bildband, der zu dieser Ausstellung erschien, stellt die erste Publikation dieses attraktiven und wichtigen Themas dar.

Die vom 7. Oktober bis 9. Dezember gezeigte Ausstellung »S.E.D. – Alltagsdesign aus der DDR« fand vor allem in den Medien und in der Presse weit überregionale Resonanz, griff sie doch zum günstigsten Zeitpunkt ein außerordentlich aktuelles Thema auf. Sie dokumentierte die der westlichen Konsum- und Reklamewelt so fremde Produktkultur der ehemaligen DDR, die durch die Wirtschaftsunion vom 1. Juli 1990 bereits zum Untergang bestimmt war. Drei Frankfurter Designer hatten die Sammlung von beinahe 200 Alltagsprodukten bereits Anfang 1989 zusammengestellt.

Auch im Museumsfoyer, das als eine Art »Bürgerforum« auch aktuellen Ausstellungsthemen offen sein soll, fand eine Vielzahl von Ausstellungen statt: die Solepumpstation Tullau, erarbeitet von einer Klasse der Leonhard Kern-Realschule in Schwäbisch Hall, die Fayencesammlung des Museums, bearbeitet von der Museumspraktikantin Christina Sitter, Zeichnungen des Bühnenbildners der Haller Freilichtspiele, Graf-Edzard Habben, eine Anton

Bruckner-Schau aus Wien aus Anlaß der Brückner-Sinfoniereihe der Haller Konzertgemeinde, Werke des Haller Malers Thomas Achter, entstanden während eines Stipendienaufenthalts in der Haller Partnerstadt Epinal/Lothringen, sowie eine von Dr. Hans Hagdorn bearbeitete Darstellung von Friedrich August Quenstedt (1809–1889), eines bedeutenden Geologen und Mineralogen, der an der Universität Tübingen lehrte und auch maßgeblich zur Erforschung der Geologie des Haller Raumes tätig war.

In der »Städtischen Galerie am Markt« wurden Ausstellungen der überregional in der zeitgenössischen Avantgarde bekannten Künstlerinnen und Künstler Raffael Rheinsberg (Berlin), Magdalena Jetelová (ehemals Prag/Düsseldorf), Julião Sarmiento (Lissabon), Hannsjörg Voth (München) und Christiane Möbus (Hannover) gezeigt. Ankauf und öffentliche Aufstellung im Haller Rathaus eines bedeutenden Hauptwerkes von Magdalena Jetelová, die derzeit zu den weltweit bekanntesten Künstlerinnen gehört, gehörten zu den Höhepunkten des Galeriejahres.

Mit knapp 40000 Besuchern in Museum und Galerie konnten 1990 nicht ganz die erhofften Erwartungen erfüllt werden, wengleich Besucherzahlen nur wenig über die Qualität von Programm und Arbeit reflektieren.

Neben den Ausstellungen stand das Museumsjahr 1990 auch im Zeichen verstärkter Publikationstätigkeit. Im Januar konnte der Abteilungsführer Geologie, verfaßt von Hans Hagdorn, vorgestellt werden, im Mai erschien in der prominenten Reihe »museum« des Westermann-Verlages in Braunschweig ein Gesamtführer durch das Museum, im Juni konnte schließlich der angekündigte Folgeband zur Leonhard Kern-Ausstellung, finanziert von der Stiftung Würth in Künzelsau, mit weiterführenden Aufsätzen zu diesem Künstler der Öffentlichkeit übergeben werden. Alle Publikationen sind an der Museumstheke sowie im Buchhandel erhältlich.

Mit dem Erwerb der Monatstafel »Mai« aus einem 1642 entstandenen Zyklus, der ursprünglich mit großer Wahrscheinlichkeit in einem Haller Bürgerhaus angebracht war, nahm der »Historische Verein für Württembergisch Franken« 1990 eine große finanzielle Anstrengung auf sich. Die Neuerwerbung aus Wiesbadener Privatbesitz war für den Verein und das Museum deswegen sinnvoll und notwendig, weil die sonstigen drei erhaltenen Tafeln aus diesem Zyklus sich bereits seit beinahe 40 Jahren im Vereinsbesitz befanden und im Museum ausgestellt sind.

Mit städtischen Mitteln wurden 1990 Judaica, Schrezheimer Fayencen, Mobiliar des 18. Jahrhunderts sowie Werke der regionalen Künstler Thomas Lenk, Wolfgang Bier, Dieter Franck, Marie Sieger und Gisela Hahn erworben, daneben eine Installation von Raffael Rheinsberg, der sich der Haller Stadtgeschichte mit den Mitteln der »Spurensicherung« genähert hatte.

Vielfach bereichert wurden die Sammlungen auch durch Schenkungen, Stiftungen, Nachlaßvermächtnisse und Dauerleihgaben. Hier sind städtische Überstellungen wie die einer spätgotischen Madonnenfigur aus Steinbach oder eines barocken Ofenschirms des Haller Malers Kleemann aus dem Rathaus ebenso zu erwähnen wie Stiftungen mittelalterlicher Bauplastik, eines historischen Fotoalbums aus Schöntal oder von Mobiliar eines emigrierten jüdischen Haller Bürgers durch Vereinsmitglieder an das Museum. Durch Übernahme eines Bürgerhaushalts, den eine eingessessene Haller Familie über mehrere Generationen hinterließ, konnte der Bereich der Wohn- und Alltagskultur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Museum um zahlreiche Objekte vermehrt werden. Gerade dem Aufbau von stadtschichtlichen Sammlungen zu den jüngsten Epochen bis zur Gegenwart gilt ein vorrangiges Augenmerk des Museums, da sie in künftigen Ausstellungen und dann schließlich in der Dauerpräsentation im dritten Bauabschnitt, der Stadtmühle, verstärkt zur Darstellung gelangen werden.

Das Museum unternimmt hier immer wieder Aufrufe an die Bevölkerung zu Stiftungen, zum Beispiel von Mobiliar, Hausgerät, zeitgeschichtlichen Zeugnissen oder historischen Fotografien, die sich auch an die Vereinsmitglieder richten.

Leihgaben des Museums befanden sich 1990 in Ausstellungen in Bochum und der Bismarck-Ausstellung des Deutschen Historischen Museums in Berlin. Die vom Hällisch-Fränkischen Museum zusammengestellten Ausstellungen »Deutschland und die Französische Revolution« und »Das Bild der Deutschen im Epinaler Bilderbogen« wurden auch 1990 in verschiedenen deutschen Städten gezeigt.

Das Thema Stadtmühle, des dritten Ausbauabschnittes des Museums, mit dem erst eine wirkliche Erweiterung des Raumangebots gegenüber dem alten »Keckenburgmuseum« und die volle Arbeitsfähigkeit des Museums hergestellt sind, wurde bereits angeschnitten. Nachdem die enger gewordenen finanziellen Verhältnisse der Stadt Schwäbisch Hall erneut eine Diskussion über den Baubeginn auslösten, stellte der Gemeinderat schließlich doch Mittel in einer Höhe bereit, die die Gründungs- und Rohbauarbeiten der komplizierten Baustelle im Jahr 1990 ermöglichen.

16. Mitgliederverzeichnis

Im Jahrbuch 1990 wurde ein nach dem Stand vom 1. Januar 1990 aufgestelltes, alphabetisch geordnetes Mitgliederverzeichnis veröffentlicht. Veränderungen im Mitgliederstand sollen zukünftig im Jahrbuch den Vereinsmitgliedern mitgeteilt werden.

17. Werbung

Im Herbst 1990 brachte der Jan Thorbecke-Verlag zusammen mit dem Historischen Verein für Württembergisch Franken einen neuen Katalog der »Forschungen aus Württembergisch Franken«, der »Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken« und der »Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums« heraus.

18. Der Historische Verein für Württembergisch Franken ist auch in verschiedenen anderen Institutionen vertreten. Er wirkte insbesondere mit

- in der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg
- im Vorstand des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen
- im Vorstand des Vereins Alt-Hall sowie
- im Stiftungsrat der Weygang-Stiftung Öhringen.

19. Förderer des Vereins

Im Jahr 1990 durfte der Historische Verein für Württembergisch Franken wieder eine Reihe dringend benötigter Spenden entgegennehmen. Der Verein dankt allen Spendern ausdrücklich:

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 Dr. Ernst Breit sen. Schwäbisch Hall
 Hohenlohekreis
 Eberhard Knorr, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall
 Landkreis Schwäbisch Hall
 Gipswerke Mack, Schwäbisch Hall-Hessental
 Main-Tauber-Kreis
 Hermann von Olnhausen, Kriftel
 Firma Optima, Schwäbisch Hall
 Frau Ursula Sieger, Schöntal
 Stadt Schwäbisch Hall

Dank gebührt allen Vereinsmitgliedern, die aktiv mitarbeiten in der Erforschung und Darstellung der Geschichte unseres Raumes, insbesondere in der redaktionellen Begleitung des Jahrbuches und der Buchreihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«, bei der Vorbereitung und Leitung von Exkursionen, der Auswahl und Vorbereitung der Vortrags- und Gemeinschaftsveranstaltungen mit anderen Institutionen, der Leitung von Arbeitskreisen und Ortsverbänden, der Verwaltung des Hällisch-Fränkischen Museums und der Vorbereitung von Ausstellungen, der Betreuung des Archivs und der Bibliothek des Vereins, der Führung und Prüfung der Kassengeschäfte, der Abwicklung der Schreib- und Verwaltungsaufgaben. Der Verein kann sein umfangreiches Veranstaltungs- und Veröffentlichungsprogramm nur dank des ehrenamtlichen Einsatzes vieler Mitglieder durchführen.

Albert Rothmund
Vorsitzender

Für den Teil »Hällisch-Fränkisches Museum«:
Dr. Harald Siebenmorgen
Museumsleiter

Friedrich Gutöhrlein gestorben

Am 20. Januar 1990 starb, wenige Monate nach seinem 95. Geburtstag, einer der letzten Volksschullehrer und Heimatforscher »alten Schlags«, Friedrich Gutöhrlein.

Am 21. Oktober 1894 auf einem Bauernhof in Horschhausen bei Crailsheim geboren, bezog Gutöhrlein 1910 das Lehrerseminar in Künzelsau. Als Unterlehrer begann er 1914 in Hessigheim seine pädagogische Laufbahn, setzte diese zwischen 1918 und 1921 in Gelbingen fort und wurde anschließend nach Unterheinriet bei Heilbronn versetzt. Schon bald beschäftigte er sich intensiv mit der Geschichte des Orts, verfaßte eine Dorfchronik und legte den Grundstock zu einer bodenkundlichen Sammlung.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ließ sich Friedrich Gutöhrlein in Gelbingen nieder und leitete bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1960 die dortige Grundschule. Wieder beschäftigte er sich intensiv mit orts- und heimatgeschichtlichen Themen, deren Ergebnisse sich in zahlreichen Zeitungsartikeln, aber auch in mehreren Beiträgen im Jahrbuch unseres Vereins niederschlugen. Unter dem Titel »Jugendland« veröffentlichte Friedrich Gutöhrlein 1967 Erinnerungen aus seinem Leben. Zwei Jahre später erschien sein Heimatbuch von Unterheinriet, 1973 die »Flegeljahre eines Schulmeisters«, und im Dezember 1979 konnte im Beisein des rüstigen 85jährigen Autors das Gelbinger Heimatbuch »Heimat im Kochertal« der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Im Beisein des Vorsitzenden des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Ltd. Regierungsdirektor Albert Rothmund, wurde Friedrich Gutöhrlein anlässlich seines 90. Geburtstags am 21. Oktober 1984 vom Oberbürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall, Karl Friedrich Binder, die silberne Rathausmedaille überreicht. Damit sollten seine hohen Verdienste um die heimatgeschichtliche Forschung und seine Arbeit als Lehrer Anerkennung finden.

M. Akermann

Ergänzung des Mitgliederverzeichnisses 1990

1990 sind dem Verein folgende Institutionen und Personen als Mitglieder beigetreten:

Gemeinde Rosengarten		Rosengarten
Gewerbliche Schulen	Schwäbisch Hall	Schwäbisch Hall
Grundschule	Eckartshausen	Ilshofen-Eckartshausen
Heimat- und Kulturverein	Lauda e. V.	Lauda
Bazlen	Gottfried	Rosengarten-Wertheim
Dr. Bechstein	Eberhard	Stuttgart
Bischoff	Annette	Schwäbisch Hall
Blank	Walter	Schwäbisch Hall
Bühler	Rudolf	Wolpertshausen
Ciecierski	Ruth	Wertheim
Dornberger	Wolfgang	Niederstetten
Eckstein-Breitschwerdt	Jörg	Braunschweig
Eppler	Christa	Bad Mergentheim
Förtsch	Folker	Schwäbisch Hall
Germeshausen	Carl-Heinz	Schwäbisch Hall
Gibitz	Josef	Schwäbisch Hall
Glass	Paul	Fichtenberg
Göldner	Siegfried	Schwäbisch Hall
Götz	Gerhard	Schrozberg
Gräser	Hans	Kreßberg
Hinderer	Steffen	Gaildorf
Hunekohl	Renate	Schwäbisch Hall
Izsak	Klemens	Schrozberg
Jahn	Helmut	Mundelsheim
Dr. Jauker	Heinrich	Gaildorf
Kalkbrenner	Gerd	Gerabronn
Klein	Dieter	Bad Mergentheim
Knauss	Jürgen	Künzelsau
Dr. Kolbe	Helmut	Schwäbisch Hall
König	Oskar Alfred	Satteldorf
Kozlik	Andreas	Murrhardt
Krumrein	Frieder	Untermünkheim
Kuhn	Thomas	Gschlachtenbretzingen
Kübler	Peter	Ingelfingen
Lechler	Reinhardt	Ingelfingen
Mast	Jörg	Frankenhardt
Mayer	Fritz-Gert	Gerabronn
Menzel	Peter	Kupferzell-Feßbach
Dr. Michels	Norbert	Schwäbisch Hall
Müller	Jörg	Eislingen/Fils
Nader	Albrecht	Schwäbisch Hall
Niederhofer	Werner	Schwäbisch Hall
Preisendanz	Thomas	Schwäbisch Hall
Roebel	Martin	Schwäbisch Hall
Dr. Rödel	Volker	Wertheim
Rohrmoser	Bernhard	Krautheim
Dr. Schmitt	Tassilo	Bielefeld

Scholl
Schöngle
Sitter
Sitter
Speidel
Steurer
Strasser
Tellermann
Trummer
Wolfahrt
Wüstemann

Reiner
Hans
Bettina
Christina
Erich
Ingrid
Erwin
Jörg
Heinrich
Otto
Manfred

Mulfingen
Weikersheim
Waldenburg
Waldenburg
Ingelfingen
Schwäbisch Hall
Heilbronn
Freiburg
Schwäbisch Hall
Schwäbisch Hall
Schwäbisch Hall

Orts- und Personenregister

Vorbemerkung: Ortsnamen werden in der historischen Form wiedergegeben, also Hall und Mergentheim statt Schwäbisch Hall und Bad Mergentheim.

Adlige Namen sind unter dem Zunamen eingereiht, auch Grafen, Pfalz-, Land- und Markgrafen, Herzöge oder Fürsten. Dagegen stehen Bischöfe, Äbte, Könige und Kaiser unter dem Vornamen.

- Aalen 238, 241
Abel, Jakob Friedrich 224
Adelberg, Kloster 53
Adenauer, Konrad 299
Allmersbach im Tal 55
Althof, Friedrich 247, 253
Altkrautheim 197–214
Altshausen 163
Amlishagen 306
Ander, Nikolaus 104
Anderle, Andreas 105
Angele, Hans 105
Anton, Johann Franz 193
Antonius Pius, Kaiser 25
Apfelbach 185
Arnold, Georg Ludwig 235
Arpino, Cavaliere d' 129
Aschaffenburg 126
Aschhausen, Johann Gottfried v. 150
Aulenbach, J. C. Kottwitz v. 145
- Bagnato, Johann Caspar 163, 165, 193**
Bamberg 141 ff., 145, 154 f.
Bartenstein 108
Batholomäus Bruyn 84, 87
Bauer, Berta 243
Bauer, Christian Friedrich 216
Bauer, Gertrud 238, 243, 247
Bauer, Hermann 216, 238, 241, 243 f.
Bauer, Karlheinz 238
Bauer geb. Faber, Sophie 216, 238, 242 f., 247
Beckingen 102
Beder, Michael (Zimmermann) 101
Behring, Emil v. 253
Beilstein und Wolfsölden, Berthold Graf v. 52
Beilstein und Wolfsölden, Ruchina (Richenza) v. 52 ff.
Benedikt Knittel, Abt von Schöntal 176
Bergen 235
Beringer, Wilhelm Heinrich 163
Berlin 81, 223, 244 f.
Bernhard, Thomas 287
Bertold, Bischof von Würzburg 54
Böckel, Otto 259
Böhm, Anna Maria 217
- Boisserée, Sulpiz 235
Both v. 256
Braun, Friedrich 105
Brauns, Reinhard 248, 251, 260
Bregenz 158
Bremen 84, 87
Brenz, Johannes 92 f.
Bruhns, L. 126, 128, 145
Bielriet 306
Bindtner, Mathias 192
Binswangen 166, 172 f.
Bismarck, Otto Fürst v. 244, 258 f.
Björneborg, Gustav Horn v. 158
Bleyer, Hans-Jürgen 57
Blezinger 277 f.
Bühler v. 269
Buonarrotti, Michelangelo 128
Burgkmair, Hans 88 f.
Busek, Johann Christoph v., Komtur zu Horn-
eck 167, 189
Buzer, Georg 102
Buzer, Lienhard 104
- Calw 50 f.
Calw, Adalbert II. Graf v. 50
Calw, Adalbert III. Graf v. 50
Calw-Löwenstein, Adalbert IV. Graf v. 51 f.
Calw, Gottfried Graf v. 51
Cambridge 223
Canetti, Elias 290
Caprivi, Leo v. 258
Charlottesville (USA) 222
Christina, schwedische Königin 158
Coburg 90
Colloredo-Mansfeld, Franz Grundaker v. 100
Colomba, Luca Antoni 163
Comburg, Kloster 302, 306, 308, 330
Cranach d. Ä., Lukas 82, 84, 87
- Dahenfeld 189 f.
Dahn, Felix 246
Dames, Wilhelm Barnim 245, 248
Dannecker, Johann Heinrich 235
Degler, Hans 105, 128
Dettelbach 150, 152 f.

- Detterlin, Wendel 153
 Dieffenbronn, Anton 106
 Dietzenhofer, Johann 164
 Dinkelsbühl 158, 322
 Duttenberg 166ff., 170

 Eckert, Restaurator 62f.
 Edelmann, Ludwig (Maurer aus Lauffen) 101
 Ellingen 163
 Ellwangen 98, 108
 Enslingen, Jörg v. 99
 Enslingen, Kraft v. 99, 101
 Erbach (Odenwald) 236
 Erbach, Georg V. v. 155
 Erlenbach 166, 183
 Erfurt 160
 Eschenau 166, 174, 182
 Eyb, Friedrich Carl v. 192

 Faber, Immanuel Gottlieb 216, 237
 Faber, Wilhelm Eberhard 216, 237
 Fehling, Hermann 241
 Flötner, Peter 88, 90
 Florenz 128
 Flurer, Christian 177
 Forchtenberg 125–156
 Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, Hochmeister
 des Deutschen Ordens 163
 Freiberg (Sachsen) 221f., 226f., 229, 232
 Frey, Georg Michael 107
 Friedrich, Herzog von Schwaben 96
 Friedrich I., gen. Barbarossa, Kaiser 52
 Friedrich II., König v. Preußen 222f.
 Friedrich Wilhelm, Kronprinz 246
 Frisoni, Donato Guiseppa 164

 Gagstadt 221
 Gaildorf 14, 100, 102, 104, 241
 Gailenkirchen 265, 267f.
 Galle, Johan (schwed. Major) 158
 Georg III. (v. Limpurg), Bischof 142
 German, Wilhelm 75
 Gnadental 238
 Goethe, Johann Wolfgang 222, 227f., 235, 287
 Göttingen 221f., 245
 Goldschmidt, Viktor 249
 Goltzius, Hendrik 142, 152, 155
 Goßler, Gustav v. 258
 Gottfried, Domdekan zu Bamberg (v. Lim-
 purg) 99
 Grachem, Nikolaus 101
 Gradmann, Eugen 58
 Gradmann, G. 125
 Graf, Andreas 105
 Greber, Elisabeth 248
 Gröningen, Burchardus v. 98
 Grueningen, Chunradus de 98
 Gruningen, Sifridus de 98
 Gschlachtenbretzingen (Michelbach/Bilz) 265
 Gundelsheim 172, 309

 Häffele, Franz 165, 168, 181, 183, 190, 192f.
 Härter, Friedrich 106
 Hagmüller, Endrich 102
 Haigold, Johann 277
 Hall (Schwäbisch) 50, 57–75, 94–105, 125, 208,
 265–274, 308f., 314f., 323, 326
 Halle 222f.
 Haller, Albrecht v. 221
 Harbach 6
 Harburg (b. Nördlingen) 150
 Harnack, Adolf v. 253
 Hartmann, H. H. 32
 Hartmann, geb. Buck, Rosine 265
 Hatzfeld, Melchior v. 149
 Haubmann, Conrad 275, 279
 Haubmann, Friedrich 273
 Hecker, Friedrich 238
 Heerberg 101
 Heidenheim 241
 Heilbronn 163, 165, 185
 Heinrich VI., Kaiser 52, 98
 Heinrich VII., dt. König 53
 Heller, Sophie Karoline 217
 Herbst, Helmut 58, 64
 Hering, Loy 142, 145
 Herner, Hans 101
 Heuchlingen, Schloß 181
 Hirsau, Kloster 50
 Höchstberg 189
 Hörman, Sebastian 105
 Hoffeld 7f., 14, 16, 19
 Hoffmann, Professor 284
 Hoffmann, Rupprecht 128
 Hohenemmingen 217
 Hohenlohe, Herren, Herrin v.
 –, Gottfried v. 303
 –, Kunigunde v. 55
 Hohenlohe-Bartenstein, Fürst/Fürstin zu
 –, Ludwig Aloys 100, 309
 –, Ludwig Leopold 100
 –, Maria Friederike Sophie Charlotte 100
 Hohenlohe-Langenburg, Graf/Gräfin v.
 –, Anna Maria 147
 –, Ernst 147
 Hohenlohe-Neuenstein, Graf/Gräfin v.
 –, Charlotte Susanna Maria 157ff.
 –, Kraft 157
 –, Maria 147ff.
 –, Philipp 147ff.
 Hohenlohe-Schillingsfürst
 –, Chlodwig, Fürst zu 258
 Hohenlohe-Weikersheim
 –, Wolfgang, Graf v. 149
 Hohlbusch, Joseph Kilian 176
 Holzhausen 102
 Horkheim, Jörg v. 99
 Horkheim, Melchior v. 99ff.
 Horn, Henrik 158
 Horneck, Burg 165
 Hornstein, Joseph 186f., 193

- Hornstein, Karl Heinrich von, fränkischer Landkomtur 163, 192
Humboldt, Alexander v. 243
Humler, Hans 102, 104
- Illshofen 276
Ingelfingen 30, 159
- Jagsthausen 23ff.
Jelin, Christoph 147
Jena 222f.
Jochum, Ignatius 165, 167, 170
Johann Philipp von Gebsattel, Bischof von Bamberg 142, 145
Joseph II., Kaiser 221
Julius Echter, Bischof von Würzburg 154
Juncker, Hans 126, 142, 155
Juncker, Zacharias 126, 145
- Käsbach 6
Karl I., König v. Württemberg 258
Karl Joseph (v. Hefele), Bischof 242
Katzenstein, Johann Christoph 106
Keck, Heinrich 57
Keller, Franz 163, 168, 192
Keller, Johann Michael d. Ä. 163
Keller, Michael d. J. 167, 178
Kern, Achilles 149
Kern, Leonhard 128, 314
Kern, Peter II. 136
Kerner, Ludwig 227
Kielmeyer, Carl Friedrich 226, 237
Killinger, Freiherr v. 166, 174
Kirchenkirnberg 5f., 53
Kirchheim/T. 216f., 219
Kirchmayer, Franz 165, 167, 193
Klaproth, Martin Heinrich 233
Klocke, Friedrich 248
Koblenz 136
Kochertürn 166
Köngen 48
Königsberg 245f.
Königseck, Uta v. 99
Konrad III., Kaiser 52
Kopenhagen 160
Korschelt, Eugen 252
Krammer, Gabriel 153
Krapf, Lehrer 28
Krautheim 195–214
Krautwurst, Franz 317
Krüger, Eduard 64, 75
Küchel, Johann Jakob Michael 164
Küchlein, Jakob 107
Külz, Geheimrat 253f., 256
Künzelsau 136, 208, 238, 288ff.
Kunz, Georg Frederick 249, 260
Kupferzell 272
- Ladenburg 48
Lagrange, Joseph Louis 234
- Langenburg 136, 149f., 159
Langensalza 159
Laudenbach 149
Lauffen 50, 101, 103
Lavoisier, Antoine Laurent 220, 232ff.
Lechsmünd, Wiltburg Gräfin v. 51
Lederle-Grieger, Ursula 76
Leemann, Julius 270, 272f., 275
Leiden 223
Leipzig 83, 221, 223, 229
Lenz, Hermann 318
Lenz, Hermann sen. 288
Liebenstein 136
Limpurg, Christoph Schenk v. 100
Limpurg, Friedrich Schenk v. 99
Limpurg, Konrad Schenk v. 99, 100
Lindach 101
List, Georg Nikolaus 217
Löwenstein 49–58
Löwenstein, Grafen/Gräfinnen v.
–, Agnes 55
–, Albrecht (v. Schenkenberg) 54
–, Albrecht (Sohn Gottfrieds II.) 53, 55
–, Gottfried II. 52f.
–, Gottfried III. 53
–, Ludwig II. 125
–, Richenza 55
Lohrum, Burghard 57
Lothar III., dt. König 52
Ludwigsburg 219
Lüttich, Stift 160
Luther, Martin 319
- Mainau 164
Mainhardt 276
Mainz 27, 31
Manz, Sebastian 108
Marburg 246ff., 252f.
Maucher, Joseph 163
Maucler, Eugen Freiherr v. 321
Maucler, Friedrich Freiherr v. 321
Mayer, E. 58, 60
Mayer, F. (Pfarrer) 201
Mayer, Julius Robert 241
Meckseper, C. 65
Mergentheim (Bad) 159, 163, 166, 182, 216, 303
Mespelbrunn 142, 144
Mettelberg 6
Michelbach/Bilz 122
Michaelis, Johann David 221
Miller, Lienhard 101
Miltenberg 25
Minden 160
Mittelbronn 14
Mosbach 299
Mohl, Robert 244
Mühlhauser 275ff.
Müller, Jakob 136
Münchhausen, Gerlach Adolph v. 221
Münster 93, 159

- Münster (b. Gaildorf) 102
Murrhardt 5ff., 13f., 23, 52f., 324
Murrhardt, Kloster 53f.
- Neckarbischofsheim 136
Neckarsulm 165f., 172, 187, 190
Neithard (von Thüngen) Bischof von Bamberg 141ff.
- Neuenbürg 241
Neuenstein 157, 159
Neumann, Balthasar 163, 193
Neumann, Franz Ernst 246
Neumünster, Stift 96
Nicolai, Ferdinand Friedrich v. 222
Nördlingen 158, 322
Noetling, Fritz 259
- Oberginsbach 197–214
Obergröningen 14
Oberrot 14, 20
Obersontheim 106
Öhringen 147, 150, 155, 159, 208, 272, 277, 285
Oettingen, Gottfried Graf v. 150
Österlen, August 268
Olnhausen 28, 30
Olsen, Edward 251
Osnabrück 159
Oxford 223
- Payer 273, 279
Pistorius, Maria 219
- Quenstedt, Friedrich August 236, 241, 244
- Rapp, Gottlob Christian 235
Rapp, Gottlob Heinrich 235
Rapp, Wilhelm 215, 237
Rapp, Wilhelm Ludwig 235
Raseborg (Löwenhaupt), Carl Mauritius Graf v. 157ff.
- Raseborg, Gustav Adolf Graf v. 157
Raseborg (Löwenhaupt), Ludwig Weirik Graf v. 157ff.
- Raster, Iris 49, 51f.
Rau, Johannes 219
Rechberg, Johann v. 98
Regensburg 58, 60ff.
Reichenhall (Bad) 234f.
Reinhardt, Karl Friedrich 227
Remchingen, Agnes v. 99f.
Retti, Leopoldo 164, 174f.
Retti, Livio 76
Rheinabern 32
Richter, Eugen 279
Rieden 325
Robyn, Johann 126
Rom 128
Rose, Gustav 243, 245
Roser, Wilhelm 253
Rosskampf v. 185
- Roth, Franz Joseph 163, 192
Rothenburg o. T. 158ff., 322
Rubens, Peter Paul 149
Rudolf, dt. König 54
Rückleben, Hermann 302
Ruppertshofen 106
- Sachs, Hans 88
Sachsen-Weimar, Karl August Herzog v. 224
Sadeler, Ägidius 155
Säckle, Hans 104
Salzburg 300
Schäfer, Gerhard 302
Schaeetz, Christian 57
Schallmayer, E. 33
Schaumburg-Lippe, Fürst Ernst v. 147
Schechingen, Ernfried v. 99
Scheele, Karl Wilhelm 244
Schenkenberg, Albrecht v. 54
Schiller, Friedrich 224, 227, 235
Schlözer, August Ludwig v. 221
Schloßmacher, Karl 251f.
Schmidt, Gerhard 149
Schnurer, Julie 245, 247
Schnurer, Wilhelm Heinrich August 245
Schnurrer, Christian Friedrich 223
Schocken, Jörg 106
Schöntal, Kloster 134, 166, 176ff., 291
Schorndorf 235ff.
Schreyer, Hans 62, 74
Schumacher, Kurt 299
Schwäbisch Gmünd 95, 99, 101, 104
Schwartz, Christoph 129, 155
Schweinfurt 159f.
Schwend, Christoph 268f.
Seebach, Karl Albert Ludwig v. 244
Seeger, Christoph Dionysius 222
Seiler, Alois 165
Selb, Bergrat 236
Siebenmorgen, Harald 75
Sieger, Marie 315
Sindelfingen 50f.
Singer, Johann Georg 165, 185, 193
Sonnenfels, Joseph Freiherr v. 226, 229
Spencer, L.J. 251
Stahl, Georg Ernst 232
Stahl, Johann Friedrich 226, 229
Stahlhandschuh, Torsten 157, 159
Steingruber, Johann David 164, 187
Stocksberg, Schloß 166, 176
Straet (Stradanus), Jan van der 149
Sträusser, Hans (Gmünder Bürger) 99
Straußing 108
Strobel, Richard 58, 61
Stuttgart 216f., 229, 234f., 237, 241, 288
Sulz a. Neckar 234
- Tauberbischofsheim 158
Tausch, Christoph 163
Tempesta, Antonio 149

- Theisen, Franz 106
 Thüngen, Konrad v. 142
 Traub, Hans 103
 Traunstein 234f.
 Trier 128
 Trinklein, Silvester 101
 Tübingen 147, 222f., 226, 234, 236, 244, 272
- Uffenheim 160
 Ulm 99
 Unterginsbach 197–214
 Untergröningen 95–123
 Unterjesingen 237
 Untermünkheim 276
 Unterregenbach 306
 Urach 237
- Volz, Christiane Regine 216, 237
 Vries, Adriaen de 147
- Wachs, Georg 106
 Wachter, Hans und Jörg 105f.
 Walheim 48
 Walldürn 33, 48
 Waltersberg 6
 Walz, Apotheker 236
 Wartenberg, Burg 51
 Warthof, Burgruine 51
 Weber, Carl Julius 304
 Weber, Heinrich 247, 252
 Weber, Rudolf 252
 Weber, Walter 236
 Websky, Martin 243, 245
 Wegner, Anna Barbara Theresia 167
 Wegstetten 107
 Weigel, Oskar 263
 Weikersheim 149
 Weiler (Kloster) 55
 Wein, Gerhard 51
 Weingarten (b. Durlach) 165f., 186
 Weinsberg 238
 Weinsberg, Konrad v. 55
 Weinsberg, Sophia v. 55
 Welf VI., Herzog v. Spoleto 51f.
 Wellhausen, Julius 252
- Welsch, Maximilian v. 164
 Welzheim 23, 25
 Wenger, Maria Eva 167
 Werner, Abraham Gottlob 221, 227f., 232
 Wertheim 150
 Westheim 14
 Weyreuter, Martin 105
 Weyreuter, Tobias 106f.
 Widenmann
 –, Christian Wilhelm 219, 224, 237
 –, Jeannette 217
 –, Louise Friderike 215f., 235ff.
 –, Maria Barbara (geb. Rau) 219, 224
 –, Thomas (I) 217
 –, Thomas (II) 217
 Wiedenau, A. 58f.
 Wien 93, 229
 Wilhelm II., Kaiser 258f., 301
 Wilhelm II., König v. Württemberg 258, 288
 Willsbach 50f.
 Willsbach, Cunizza v. 50
 Wimpfen 30, 48, 165
 Windsheim 58
 Winnenden 216
 Winterbach 20
 Worms 299
 Wouermann, Dieter 149
 Wouermann, Philipp 149
 Wrangel, Karl Gustav 158
 Württemberg, Herzog(in) v.
 –, Carl Eugen 215, 219, 222, 226, 233
 –, Eberhard Ludwig 217
 –, Friedrich II. 237
 –, Johanna Elisabetha 217
 –, Ludwig 147
 –, Ludwig Eugen 234
 Würzburg 93, 96, 126, 128, 136, 141, 145, 149f.
 155, 157
 Wunder, Gerd 92
 Wunnenstein, Wolf IV. v. 321
- Yberg, Anselm v. 99
 Yberg, Hans v. 99f.
- Zedwitz, Graf v. 31
 Zimmermann, Dominikus 164

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung:

Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hohenlohe-Zentralarchiv, 7113 Neuenstein

unter Mitarbeit von

Manfred Akermann, Stadtarchiv, 7170 Schwäbisch Hall (Rezensionen)

Rainer Gross, Kreisarchiv, Landratsamt, 7118 Künzelsau (Register)

Dr. Klaus Bauer, Wetterkreuzstraße 20, 8218 Unterwössen

Albrecht Bedal, Burkhardtstraße 3, 7170 Schwäbisch Hall

Wilfried Beutter, Obere Herrngasse 15/1, 7170 Schwäbisch Hall

Hans-Dieter Bienert, Justinus-Kerner Straße 37, 7157 Murrhardt

Anette Colzman M. A., Ebertstraße 66, 1000 Berlin 62

Prof. Norbert Feinäugle, Doggenriedstraße 45, 7504 Weingarten

Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, 7157 Murrhardt

Eberhard Göpfert, Konradweg 4, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Joachim Hennze, Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen, 7170 Schwäbisch Hall

Martina Herber, Geographisches Institut der Universität Mannheim, Schloß,
6800 Mannheim

Stefan King, siehe Stefan Uhl

Dr. Rüdiger Krause, Obere Burgstraße 30, 7307 Aichwald-Schaubach

Burghard Lorum, siehe Stefan Uhl

Dr. Rainer Moritz, Zimmerplatz 8, 7407 Rottenburg 6

Dr. Hans-Peter Müller, Kreisarchiv, Landratsamt, 7170 Schwäbisch Hall

Detlev Pleiss, Pålshöle, SF-22310

Dr. Gotthard G. G. Reinhold, Siegelsberger Straße 34, 7157 Murrhardt

Albert Rothmund, Im Loh 59, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Harald Siebenmorgen, Hällisch-Fränkisches Museum, 7170 Schwäbisch Hall

Christina Sitter, Mörikestraße 9, 7112 Waldenburg

Ingo Sundmacher, Hedelfinger Straße 55/11, 7302 Ostfildern

Stefan Uhl, Panoramaweg 31, 7951 Warthausen

Ronald Wellenreuther, K 3-2, 6800 Mannheim 1

Dr. Wilfried Wendhausen, Oberer Hofberg 13, 7157 Murrhardt

Dieter Wieland, Tübinger Straße 57, 7038 Holzgerlingen

Dr. Otto Windmüller, Kerner Straße 29, 7170 Schwäbisch Hall

Martin Wissner, Eichholzweg 27, 7183 Langenburg

Dr. Andreas Zieger, Memelstraße 29, 7160 Gaildorf

Aus der Reihe
Forschungen aus Württembergisch Franken

Hermann Ehmer
Der Gleißende Wolf von Wunnenstein

Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adeligen

272 Seiten mit 56 Abbildungen und 1 Ausschlagtafel. 17 × 24 cm. Leinen

Wer war der Gleißende Wolf, dem Uhland in seinem Balladenzyklus »Graf Eberhard, der Rauschebart« ein bleibendes Denkmal gesetzt hat? Die einschlägige Literatur gibt wenig Auskunft: Man wußte, daß er ein Raubritter war, der an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert auf dem Wunnenstein gelebt hat. Hermann Ehmers Arbeit ist das Ergebnis ausgedehnter Forschungen, wobei er zahlreiche spätmittelalterliche Quellen erstmals erschlossen und ausgewertet hat.

Der Versuch, das Bild eines spätmittelalterlichen Menschen zu zeichnen, ist selbstverständlich nicht mit einer Biographie im herkömmlichen Sinne zu vergleichen. Für einen Menschen jener Zeit – auch wenn er dem adligen Stande angehört – fehlen hierzulande in der Regel sowohl Selbstzeugnisse wie auch Berichte anderer, die Wesen und innere Entwicklung dieser Person deutlich machen könnten. Es ist deshalb für eine Darstellung, wie sie hier unternommen wurde, notwendig, diesen Menschen vor dem Hintergrund seiner Familie und seines übrigen Umfeldes darzustellen und so Gestalt gewinnen zu lassen. Was den Gleißenden Wolf noch heute vor seinen Standesgenossen auszeichnet, ist sein Nachleben als Held der württembergischen Landes- und Regentengeschichte, wie man sie im 19. Jahrhundert unter dem nahezu unauslöschlichen Eindruck der Uhlandschen Balladen aufgefaßt hat. Aus diesem Grund hat der Autor auch das Nachleben des Gleißenden Wolfs in die Darstellung aufgenommen, zumal für ihn auf dem Wunnenstein mit dem Aussichtsturm eine Gedenkstätte errichtet worden ist, die noch immer ihre Anziehungskraft ausübt.

Die Untersuchung ist somit nicht nur ein Beispiel moderner Adelforschung. Sie ist darüber hinaus auch ein gewichtiger Beitrag zur Landesgeschichte des späten Mittelalters, die durch den biographischen Ansatz zu neuen Ergebnissen gelangt.



Jan Thorbecke Verlag · Postfach 546 · D-7480 Sigmaringen